

WOLFGANG RUGE

GELOBTES LAND



**MEINE JAHRE IN
STALINS SOWJETUNION**

Berlin, im Sommer 1933: Der sechzehnjährige Wolfgang Ruge verlässt mit seinem zwei Jahre älteren Bruder das nationalsozialistische Deutschland. Ziel der beiden jungen Kommunisten ist das Land, auf das sich all ihre Hoffnungen richten – die Sowjetunion. In Moskau erwartet Ruge manches, was ihn begeistert, aber auch Ernüchterndes. Als die Wehrmacht in die Sowjetunion einmarschiert, wird er wegen seiner Herkunft zunächst verbannt und bald darauf ins Arbeitslager verbracht. Erst 1956, drei Jahre nach Stalins Tod, kann er nach Berlin zurückkehren.

«Gelobtes Land» ist einer der raren Zeitzeugenberichte eines deutschen Autors über den stalinistischen Terror und insbesondere über die von der Öffentlichkeit kaum wahrgenommene Gruppe der sogenannten Arbeitsarmisten, die ohne einen auch nur formalen Straftatbestand während des Krieges zur Zwangsarbeit genötigt und interniert wurden. Ein Bericht, der die große Erzählung über den Gulag um eine bedeutende Perspektive bereichert.

«Wolfgang Ruge hat ein sehr persönliches, ehrliches und aufklärendes Buch geschrieben.»

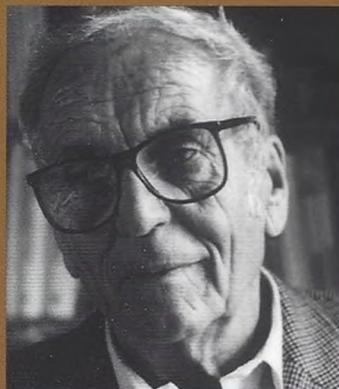
FRANKFURTER ALLGEMEINE ZEITUNG

«Eine epochale Familiengeschichte, wie nur das 20. Jahrhundert sie schreiben konnte.»

DIE ZEIT

WOLFGANG RUGE wächst in einem kommunistischen Elternhaus auf. 1933, mit der Machtergreifung durch die Nationalsozialisten, flieht er in die Sowjetunion, sein «Gelobtes Land». Zunächst arbeitet er als Zeichner, holt sein Abitur nach, beginnt Geschichte an der Moskauer Universität zu studieren. Es sind die Jahre der Parteisäuberung, der Schauprozesse und des Nichtangriffspaktes zwischen Hitler und Stalin. Zusammen mit seiner damaligen Ehefrau wird er 1941 nach Kasachstan deportiert, ein Jahr später als «Arbeitsarmist» in einem Straflager im Nordural interniert. Nach dem Krieg wird die Internierung in «ewige Verbannung» umgewandelt. Obwohl ihm eine Entfernung vom Verbannungsort Soswa untersagt ist, gelingt es Ruge, als Fernstudent sein Diplom an der Universität Swerdlowsk abzuschließen. Am Ende hat er vier Jahre im Lager und elf Jahre in der Verbannung verbracht.

In diesem Buch erzählt Wolfgang Ruge von den Schwierigkeiten, sich als Emigrant zurechtzufinden, von Liebesbeziehungen und Freundschaften im Moskau der Terrorjahre, von Deportation und Zwangsarbeit, von Hunger, Willkür und Gewalt, aber auch von inneren Kämpfen, vom schmerzlichen Reifen der Erkenntnis und vom Versuch, eine Haltung und einen Glauben zu bewahren in einer Epoche des Irrsinns und der Barbarei.



WOLFGANG RUGE (1917 – 2006) war ein deutscher Historiker. Geboren und aufgewachsen in Berlin, emigrierte er in die Sowjetunion und arbeitete nach seiner Rückkehr bis 1982 als Professor an der Akademie der Wissenschaften der DDR. Er verfasste über 800 Publikationen. Zu seinen wichtigsten Werken gehören Biographien verschiedener, vor allem bürgerlicher Politiker (u.a. Stresemann, Hindenburg, Brüning, Rathenau) und eine Teilbiographie Hitlers. Nach der Wende schrieb er eine Lenin-Biographie, die 2008 postum erschien.

Umschlaggestaltung:

Anzinger | Wüschner | Rasp, München

Umschlagabbildung: ullstein bild – Nowosti

Foto des Autors: privat

WOLFGANG RUGE

GELOBTES LAND

MEINE JAHRE IN STALINS SOWJETUNION

HERAUSGEGEBEN UND MIT EINEM
NACHWORT VON EUGEN RUGE

ROWOHLT

Bildnachweis

Alle Fotos stammen aus der Privatsammlung des Autors,
ausser den folgenden: Tafeln 5 und 14: picture alliance/RIA Novosti;
Tafel 9: picture alliance /ZB

2. Auflage Januar 2012

Copyright © 2012 by Rowohlt Verlag GmbH,

Reinbek bei Hamburg

Alle Rechte vorbehalten

Lektorat Isabell Trommer

Satz aus der DTL Documenta und Futura PostScript bei

hanseatenSatz-bremen, Bremen

Druck und Bindung CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978 3 498 05791 6

Eingelesen mit **ABBYY Fine Reader**

INHALT

TEIL I • NEUE HEIMAT

- Nach Moskau! 9 • Was hatte ich erwartet? 22 •
Emigrantenalltag 38 • Zeitenwende 54 •
Himmelhoch jauchzend... 66 • Wie im Mittelalter 79 •
Das Leben geht weiter 94 • Der Krieg kommt 104 •

TEIL II • DIE STEPPE

- Vorladung 119 • Siedlung Nr. 11 132 •
Die Obrigkeit 141 • Arbeitssuche 148 •
Mobilisierung 157 •

TEIL III • HUNGER

- Ins Ungewisse 167 • Lagpunkt «Schwarzes
Flüsschen» 178 • Hinaus in die Taiga 189 • Zuträger,
Sägeschleifer, Deputierte 195 • Hunger 207 •
Bolschaja Kossolmanka 213 •
Um ein Haar zum Volksfeind gestempelt 223 •
Die schlimmste Zeit beginnt 240 •
Winter 1943 248 • Reiten und andere Erlebnisse 260 •
Wieder im Wald 270 • Heizer in der Sauna 275 •
Heumahd 287 • Ein neuer Lagpunkt wird
gegründet 293 • Unfall 299 • In die
Lagerhauptstadt 308 • Nachkrieg 318 •
Im Projektierungsbüro 338 •

INHALT

TEIL IV • DIE EWIGKEIT

Untaugliche Freiheit **365** • Drei Tage Kasachstan **376** •
Fernstudium **387** • Alle mal herhören **403** •
Taja 410 • Stalins Tod 419 • Bruder Walter in Soswa 424 •
Mutter in Swerdlowsk 430 • Nach 23 Jahren wieder
in Berlin 435

ANMERKUNGEN 441

NACHWORT VON EUGEN RUGE 445

ABKÜRZUNGSVERZEICHNIS UND GLOSSAR 457

PERSONENREGISTER 469

TEIL I • NEUE HEIMAT

**(Teil I und II wurden geschrieben zwischen
1981 und 1989)**

NACH MOSKAU!

Seltsamerweise kann ich mich nicht mehr an das genaue Datum unserer Ausreise aus Deutschland erinnern. Es muss aber einer der letzten Augusttage 1933 gewesen sein, an dem mein zwei Jahre älterer Bruder Walter und ich, gerade sechzehnjährig, auf der Hintertreppe unseres Tempelhofer Mietshauses per Selbstauslöser ein Abschiedsfoto machten. Zwar lachen wir dort, doch war uns eigentlich nicht ganz geheuer zumute. Immerhin verriet unser Gepäck, dass wir nicht nur eine Wochenendreise nach Kopenhagen vorhatten. Was würde geschehen, wenn man Verdacht schöpfte, uns einer gründlichen Untersuchung an der Grenze unterzog und unsere Sowjetvisa entdeckte?

Um unliebsamen Überraschungen vorzubeugen, hatten Walter und ich – beide blond und blauäugig – so etwas wie Nazibonzen-Zivil angelegt: Schaftstiefel und Breeches, wie sie SS-Männer trugen, dazu sportliche Sakkos. Trotzdem gingen uns auf der Fahrt von Berlin nach Warnemünde fast die Nerven durch. Die Anspannung schlug in Albernheit um. Unser Gekicher hätte jedem aufmerksamen Beobachter verraten, dass mit uns etwas nicht in Ordnung war. An der Grenze lief jedoch alles komplikationslos ab. Die noch aus der «Regimezeit» stammenden Zöllner drückten routinemässig ihre Stempel in unsere Pässe, und zwei zunächst argwöhnisch dreinschauende SS-Leute, an denen die Ausreisenden vorbeimussten, nickten uns sogar freundlich zu. Unvergesslich der Augenblick, als ich, nun alle Gefahren hinter

mir wissend, auf das Oberdeck des Fährschiffes Warnemünde-Gedser in die dunkle, warme Augustnacht hinaustrat.

Im unwirklichen Licht des allzu frühen Morgens erreichten wir Kopenhagen. Walter kannte eine dänische Familie, deren Sohn er auf einer Schulreise nach Kopenhagen kennengelernt hatte. Als wir dort gegen acht Uhr klingelten, liess man uns jedoch nicht einmal über die Schwelle. Wahrscheinlich befürchteten die Leute, dass wir uns, aus Deutschland vertrieben, bei ihnen einnisten wollten.

Sechs oder acht Stunden lungerten wir in Kopenhagen einfach herum. Ich rauchte meine letzte deutsche Zigarette (Muratti Forever) und überlegte, ob ich den Nichtraucher Walter, der die Kasse verwaltete, um ein paar Kronen für etwas Rauchzeug bitten sollte. Zu meinem Erstaunen bewilligte er mir sogar eine Schachtel mittlerer Preisklasse.

Die Abfahrtszeit rückte heran. Ein kleiner Dampfer schaukelte uns über den Sund, vorbei an der berühmten Kopenhagener Meerjungfrau, die allerdings, viel kleiner als erwartet, in der beginnenden Dämmerung höchst unscheinbar aussah. Von Malmö sahen wir nur die Lichter. Beeindruckend war dagegen der elektrisch (!) betriebene Nachtexpress Malmö-Stockholm, in dem wir fast geräuschlos durch die nicht endenden Wälder rasten. Noch immer misstrauisch, antworteten wir nur einsilbig, als ein Herr mit uns ins Gespräch zu kommen versuchte. Die Atmosphäre lockerte sich erst, als er mir eine Zigarette jener Sorte anbot, die angeblich nur für den König von Schweden hergestellt wurde. Er sei nämlich, sagte er, Zigarettenfabrikant und habe die Ehre, die Lieblingsmarke Seiner Majestät zu produzieren.

Mit dem Geschmack des königlichen Tabaks auf der Zunge und dem erhebenden Gedanken im Kopf, dass ich jetzt auf derselben Route wie Lenin im Revolutionsjahr 1917 nach Russland einreiste, schlief ich ein.

An der Bahnsteigsperrung in Stockholm tauchte völlig unerwartet Hans Baumgarten auf, der Lebensgefährte unserer Mutter. Hans war, wie wir wussten, Kurier der OMS*, der Geheimabteilung der Komintern*, bei dem auch unsere Mutter seit einiger Zeit arbeitete. Er hatte gerade eine Kurierreise hinter sich gebracht und war auf dem Weg nach Moskau. So verbrachten wir den Tag zu dritt in Stockholm, sehr angenehm auch deshalb, weil Hans uns ein opulentes Essen bezahlte. Er kannte sich etwas in der Metropole aus und zeigte uns einige historische Gebäude, schöne Brücken und Uferpromenaden in der von Wasser durchspülten Stadt.

Ziemlich pflastermüde kamen wir gegen Abend zum Schiff, das uns ins finnische Turku bringen sollte. Unübertroffen schön war die Ausfahrt aus Stockholm durch Schären und Dutzende kleiner und kleinster Felsinseln. Als es vollends dunkel wurde, gingen wir unter Deck. Hans hatte natürlich eine Kabine, für Walter und mich gab es dagegen nur einen Hängemattenplatz im allerdings fast leeren Gemeinschaftsschlafraum. So gut wie dort habe ich selten geschlafen.

Von Turku ging es per Bahn zunächst nach Helsinki und von dort aus zur finnischen Grenzstation. Nun war die sowjetische Grenze nicht mehr weit. Die kleine Lokomotive piff und krächzte und blieb lange an kleinen Stationen mit unaussprechlichen Namen stehen.

In Wyborg stiegen die meisten Passagiere aus. Mein Herz schlug höher, als wir uns im fast leeren Waggon dem sowjetischen Grenzort Beloostrov näherten. Dann quietschten die Bremsen, und der Zug hielt. Wir schauten hinaus, doch auf dem verlassenem Bahnsteig tat sich nichts. Unser einziger Mitreisender, offenbar ein Russe, stieg rasch aus und verschwand.

* Die so gekennzeichneten Begriffe sind im Glossar erläutert.

Dass er sich auskannte, begriffen wir erst, als uns ein finnischer Eisenbahner fragte, worauf wir noch warteten. Hier sei Endstation, über die eigentliche Grenze müssten wir zu Fuss gehen.

Am Erfrischungsstand im finnischen Wartesaal kaufte Hans ein Dutzend Bananen und trank im Stehen einen Kaffee. Er schlug vor, sich noch einmal hinzusetzen, doch Walter und ich drängten, weil wir so schnell wie möglich über den Schlagbaum nach «drüben» gelangen wollten.

Dann die entscheidenden 20 oder 30 Schritte. Fasziniert starrte ich auf den grossen Holzbogen, der den nicht befahrenen Schienenstrang aus der alten in die neue Welt überspannte. Zwar konnte ich die fremdländischen Buchstaben nicht lesen und die Worte nicht verstehen, doch wusste ich, was dort stand: «Proletarier aller Länder, vereinigt euch!» Mich übermannte ein unbeschreibliches Gefühl – wie es ein religiöser Mensch beim Anblick der Jungfrau Maria empfinden mag. So betrat ich meine neue Welt.

Die ersten Eindrücke vom roten Russland hat mein Gedächtnis nur verschwommen bewahrt. Offenbar wurde die Wirklichkeit von der inneren Verpflichtung, begeistert zu sein, verschleiert. Hans, Walter und ich betraten ein verwahrlostes Bahnhofsgebäude: überall Dreck, die Regale des kleinen Verkaufsstandes waren leer, von Spinnweben durchzogen.

Erst nachdem die Abfahrtszeit des Zuges, der uns nach Leningrad bringen sollte, verstrichen war, erschienen die ersten Sowjetbürger: zwei Grenzer und ein Zollbeamter mit betont abweisenden Mienen. Dennoch betrachtete ich die leibhaftigen Repräsentanten des Sowjetstaates mit ungeheurem Respekt, oblag es ihnen doch, die hier in den Wäldern versteckte Grenze zu sichern, vielleicht sogar Provokateure dingfest zu machen. Da konnten sie nicht jeden Ankommenden umarmen. Tatsächlich nahmen sie ihre Pflichten sehr ernst. Der Zöllner

öffnete jeden Koffer, nahm Wäschestücke heraus. Verblüffenderweise blieb Hansens schwarzer Diplomatenkoffer ungeöffnet – der Grenzposten schob ihn mit dem Fuss lässig vom Stapel des unkontrollierten zum bereits inspizierten Gepäck. Ich erinnere mich, dass ich begeistert war: Donnerwetter, dachte ich, wie perfekt im Arbeiter- und Bauernstaat alles organisiert ist. Die Grenzer erkannten die kommunistische Kurierpost an geheimen Zeichen.

Als sich der Zug – mit fast zweistündiger Verspätung – in Bewegung setzte, war unser Waggon leer: bis zur ersten Station, die, wie ich später erfuhr, ausserhalb der Sperrzone lag. Dort jedoch war der Bahnsteig schwarz vor Menschen. In unser Abteil drängten zwei mit Kiepen bepäckte Frauen und ein kahlgeschorener, dürrtüg gekleideter Mann mit zwei Kindern. Er lächelte uns an, wir lächelten zurück, doch die Sprachbarriere verhinderte jede weitere Verständigung. Ich glaubte, dass er uns so freundlich begegnete, weil er in uns seine Kampfgenossen gegen den Weltimperialismus erblickte. Heute denke ich, dass er vor allem über unsere Kleidung und unsere Koffer staunte, ganz zu schweigen von den Bananen, die wir ihm und den Kindern anboten. Wir mussten ihnen zeigen, wie sie abzuschälen waren.

Je näher wir Leningrad kamen, desto voller wurde der Zug. Von den hereindrängenden Menschen sahen wir nicht viel, weil es inzwischen Nacht geworden war und keine Lampe in unserem Abteil funktionierte. Schrille, unverständliche Laute kamen aus der Dunkelheit. Es roch fremdartig.

Da wir mit grosser Verspätung in Leningrad ankamen, machte Hans sich Sorgen, dass er den Verbindungsmann, der ihn in Leningrad abholen sollte, verfehlen könnte. Doch der Genosse war zur Stelle. Der Mann brachte uns in das leicht heruntergekommene (heute wieder tadellos renovierte) Hotel *Astoria*, das einst das erste Haus am Platze gewesen war. Da Fragen über Begleitpersonen der

Kominternkuriere nicht gestellt werden durften, wies man uns dreien ohne Weiteres ein Zimmer zu.

Zum Abendbrot, das ziemlich frugal ausfiel (allerdings, wie ich bald feststellen musste, für sowjetische Verhältnisse üppig war), stiegen wir in einen kantinenähnlichen Keller hinab. Mich wunderte, dass Hans die äusserst bescheidene Zeche mit Deutscher Mark bezahlte; erst in der Folgezeit erfuhr ich, dass man in sogenannten Intouristhotels mit ausländischer Währung bezahlen musste. Dabei bewunderte ich, wie gewandt sich Hans auf Russisch mit dem Ober verständigte. Gleichermassen beeindruckt von seinen Sprachkenntnissen waren wir, als am nächsten Morgen das Telefon in unserem Zimmer klingelte und Hans in den Hörer rief: *Ja nitschewo ne ponimaju, towarischtsch!* – «Ich verstehe nichts, Genosse!»

Unser Zug nach Moskau ging erst am Abend des nächsten Tages, sodass wir uns am Vormittag in der Stadt umschauen konnten. «Die Wiege der Oktoberrevolution!» Dass mich das Fluidum der Newa-Metropole – anders als bei späteren Besuchen – kaum fesselte, lag nicht nur am Regen, sondern vor allem daran, dass mir ununterbrochen kleine Schocks verpasst wurden. Als wir uns bei starkem Regen in einem Hausflur unterstellten, sah ich, wie ein Mann aus einem Bündel Zeitungspapier ein Stückchen Zucker verlor und wie sich der nächste Passant sofort bückte, das Würfelchen blitzschnell aufhob und – in den Mund steckte. Schlimm sah ein zerlumpfter, beinamputierter Invalide aus, der auf einem Holzbrett mit Rädern vorbeirollte, indem er sich mit Holzklötzchen, die er in den Händen hielt, vom Boden abstieß. Hatten in Deutschland nicht sogar die ärmsten Verehrten einen Rollstuhl?

Am Abend stiegen wir in den Nachtzug nach Moskau. Als wir am nächsten Morgen ausstiegen, schien wieder die Sonne.

Die «Hauptstadt der Welt» – *stoliza mira* – lag zu unseren Füßen.

Tatsächlich habe ich den Atem dieser Stadt vom ersten Moment an als ausser-, ja als «übereuropäisch» empfunden. Der Bahnhofsvorplatz mit Fahnen, Riesenporträts und unverständlichen Losungen, der gegenüberliegende Kasaner Bahnhof mit seiner orientalisch anmutenden Architektur, die weithin schimmernden Zwiebelkuppeln der orthodoxen Kirchen, von denen es angeblich *sorok sorokow*, also 40 mal 40, geben sollte – über alledem lag ein Hauch von Exotik: Bärtige Droschkenkutscher boten schreiend ihre Dienste an und schlugen ihre in seltsame Bögen eingeschrirrtten Pferde. Altersschwache Strassenbahnen, an deren Plattformen Mensentrauben hingen, klapperten und klingelten sich über den damals noch unebenen, geradezu hügeligen Platz. Vor den Bahnhöfen, inmitten von Truhen und Säcken lagen, hockten, dösten und schliefen Hunderte von Menschen, denen man ansah, dass sie schon längere Zeit unterwegs waren. Steppjacken, Halbpelze, Kaftane, bestickte Westen, Pluderhosen, Fellmützen, Turbane, abgeschabte Rotarmistenhelme, Kopf- und Schultertücher, vor sich hin starrende Greise, stillende Mütter, spielende, lachende und sich streitende Kinder. Woher diese Menschen kamen und wohin sie wollten, konnte ich mir nicht erklären. Erst als ich viel später mit der Sowjetwirklichkeit vertraut wurde, kam mir der Verdacht, dass viele dieser nach Moskau Gespülten aus den Hungergebieten geflüchtet waren und selbst nicht wussten, was ihnen der nächste Tag bringen würde.

Eines der wenigen Autos, die vor dem Bahnhof standen, ein alter Ford mit schäbigem Leinenverdeck, wartete auf Hans. Der Fahrer verstaute das Gepäck, und wir fuhren durch die verwinkelte Innenstadt zum Sitz der Komintern.

Ganz anders als heute war Moskau 1933 noch eine Art um den

Kreml gruppiertes, riesiges Dorf: Holzhäuser, von der Zeit geschwärzt und gebeugt, verschachtelten sich ineinander zu unterbrochenen Ketten, die sich in der Ferne verloren. Hier und dort gab es Inseln und Streifen aus Stein: heruntergekommene Adelsitze mit verwüsteten Gärten, scheckige Mietskasernen, halb zerfallene Villen an beiden Stadtringen und auf den Ausfallstrassen.

Als fremdartig empfand ich auch die überall prangenden Losungen sowie die schwarzweissen Grossporträts der Politbüro – mitglieder, die, wie ich später begriff, Relikt und Fortsetzung der orthodoxen Heiligenbildtradition darstellten.

Einigermassen ortskundig machte Hans uns auf revolutionäre Sehenswürdigkeiten aufmerksam: Hier die Ljubjanka, der Sitz der Tschecha*, da das «Haus der Gewerkschaften»*, in dem damals Lenins Leichnam aufgebahrt war, und dort schliesslich die Auffahrt zum Roten Platz – man sah schon den Spasski-Turm und die Zinnen der Kremllmauer.

Das erste russische Wort, das ich lernte, war *propusk* – einer der wichtigsten Begriffe im Sowjetsozialismus. Wir erhielten unseren ersten Passierschein im Anmeldebüro der Komintern, die gegenüber der Kremllmauer in der Mochowaja uliza residierte. Obwohl uns damit der Zugang zum Gebäude freigegeben war, begleitete uns ein Genosse vom Sicherheitsdienst. Damit nicht genug, liessen sich die auf jeder Etage mit aufgepflanztem Bajonett stehenden Posten mindestens sechsmal unsere Papiere vorweisen. Begeistert registrierte ich, dass die revolutionäre Wachsamkeit hier wirklich ernst genommen wurde.

Die Geheimabteilung OMS nahm das ganze oberste Stockwerk ein, von dem aus man über die Kremllmauer hinweg die dort patrouillierenden Rotarmisten sehen konnte. Hans wurde (mitsamt Koffer) sofort zum Chef hinter eine gepolsterte und mit Wachstuch beschla-

gene Tür beordert. Walter und ich blieben im Vorzimmer, wo die uns aus Berlin bekannte Hilde Tal – mit ihrer Tochter Sina hatten wir seinerzeit gespielt – Tee für uns kochte. Da wir Hilde bisher nur als Mutter und Hausfrau kannten, beeindruckte uns ihre Stellung als Chefsekretärin in der geheimsten Abteilung des «Stabes der Weltrevolution» über alle Massen. Dies umso mehr, als sie in fließendem Russisch telefonierte und (was wir nur durch einen Zufall mitbekamen) sich zwischendurch auch mal in ihrer lettischen Muttersprache unterhielt. Während wir den Tee erstmals auf russische Art genossen, ihn nämlich durch einen zwischen die Zähne geklemmten Bonbon tranken, lauschten wir einigen «Moskauer Verhaltensregeln», mit denen uns Hilde bekannt machte.

Kurze Zeit nachdem Hans zufrieden – jetzt ohne Koffer – aus dem Arbeitszimmer des Chefs entlassen worden war, kam der oberste Boss persönlich ins Vorzimmer. Abramow-Mirow war nicht gross, sah gepflegt aus und trug eine Hornbrille. Er sprach gut Deutsch und konnte sich angeblich in sämtlichen europäischen Sprachen zu den kompliziertesten Problemen äussern. Ich erstarrte vor Ehrfurcht, als er mir die Hand reichte. Für mich stellten die OMS und ihre Mitarbeiter die Spitze der kommunistischen Elite dar. Ich war überzeugt, dass dieser untersetzte, unauffällige Mensch zu den am besten informierten Geheimdienstlern und den mächtigsten Menschen dieser Erde gehöre. Gewiss war er unbekannt, seine Fotos prangten an keiner Plakatwand, seine Reden wurden nicht veröffentlicht, und doch entschied er massgeblich über das Schicksal der kommunistischen Bewegung und der antikolonialen Befreiungsarmeen – also über die Zukunft der Menschheit. Dabei konnte er sich natürlich auf die von Marx entdeckte Zwangsläufigkeit des Geschehens verlassen. Womit sich die OMS im Einzelnen beschäftigte, war mir natürlich unbekannt. Fest stand aber, dass sie das revolutionäre Zentrum der Welt

war, diejenige Organisation, die den «grossen Aufstand» plante und vorbereitete, indem sie Geld, Waffen, Funkausrüstungen usw. in die verschiedensten Länder schmuggelte und an legale und illegale Organisationen, Vereine, Verbände und Zusammenschlüsse verteilte. Der Name OMS wurde übrigens nie genannt. Wenn wir «Eingeweihten» uns ehrfürchtig über diesen wohl geheimsten aller Geheimdienste austauschten, dann sprachen wir allgemein von der «Firma» oder vom «Fünften Stock der Komintern» – allerdings hatte das Kominterngebäude nur vier Stockwerke. Nun waren wir im «Fünften Stock», und der Chef der OMS hatte mir persönlich die Hand gegeben.

Abramow selbst bin ich nie wieder begegnet, allerdings bin ich noch mehrmals mit seiner Frau Lola Mirowa zusammengetroffen, die vielleicht nicht zu Unrecht einmal als letzte Moskauer *grande dame* bezeichnet worden ist. Rotblond, gross, äusserst elegant, unterhielt sie trotz aller Hindernisse der sowjetischen Wirklichkeit einen Salon, arbeitete in der aussenpolitischen Redaktion der berühmten Tageszeitung *Iswestija** und fand obendrein Zeit, sich um die zumeist ausländischen Mitarbeiter ihres Mannes zu kümmern, die Schwierigkeiten mit der Sprache hatten und mit den Moskauer Verhältnissen nicht zurechtkamen. Mir verhalf sie 1935/36 mehrmals zu Aufträgen für die *Iswestija*. Ich zeichnete kleine Karten zur Illustration der militärischen Operationen in Abessinien und Spanien. Für eine solche Skizze, an der ich drei bis vier Stunden arbeitete, zahlte mir die Zeitungsredaktion 50 Rubel – mehr als mein halbes Monatsgehalt zu dieser Zeit. Lola Mirowa wurde vermutlich 1939 erschossen.

Da sowohl Hans als auch unsere Mutter ausserhalb Moskaus im «Punkt Zwei»* bei Podlipki wohnten, wo die Fälscherwerkstatt und die Geheimschule der Komintern untergebracht waren, schied für

Walter und mich eine Unterbringung in deren Wohnung von vornherein aus. Deshalb wies der Geheimdienstchef an, uns Jungs vorerst in einem Gemeinschaftszimmer unter dem Dach des damals noch nicht aufgestockten Hotels *Lux* in der Twerskaja (seit 1932 offiziell uliza Gorkowo) unterzubringen. Wir assen dort in der Kantine und begegneten häufig der Politprominenz. Da wir anfangs mit unseren Abenden nichts anzufangen wussten, ergab es sich fast von selbst, dass wir oft bei Hilde Tal sassen, die mit ihrem Lebensgefährten Jule Gebhardt und ihrer Tochter Sina ebenfalls im *Lux* wohnte (zweite Etage, Zimmer 14). Jule, eigentlich Julius Gebhardt, hatte in Deutschland an der Seite von Hugo Eberlein im Exekutivkomitee der Komintern gearbeitet und war jetzt im «Verlag ausländischer Arbeiter»* beschäftigt, dessen Direktor er sogar kurzzeitig werden sollte. Komisch, aber wenn man sein späteres Schicksal bedenkt auch tragisch, war Jules Reinlichkeitsbedürfnis, das dazu führte, dass er in seinem Büro eine eigene Klobrille aufbewahrte, die er aus Protest gegen die verdreckten Toiletten unter den Arm zu klemmen pflegte, wenn er durch den Korridor zum stillen Örtchen schritt.

Trotz der lästigen Passierscheinformalitäten besuchten wir Hilde Tal auch nach unserem baldigen Auszug aus dem *Lux* noch häufig. Bei den Gesprächen, an denen zumeist noch einige Zimmernachbarn teilnahmen, gab es fast ausschliesslich ein Thema: die *tschistka*, die damals in Gang befindliche Parteireinigung. Obwohl mehr Russisch als Deutsch gesprochen wurde, kam ich bald dahinter, dass da eine für mich bislang unvorstellbare Aktion über die Bühne ging. Seit Wochen tagten Parteigruppenversammlungen oft bis in die tiefe Nacht hinein, um alle Parteimitglieder «durchzuarbeiten». Dies wurde so gründlich getan, dass man sich an einem Abend meist nur mit einer Person beschäftigte, ja dass es manchmal zweier Zusammenkünfte

bedurfte, um einen Genossen oder eine Genossin zu «reinigen». Nur wer – vorbehaltlich der Zustimmung der nächsthöheren Parteiorganisation – als «intakt» befunden wurde, bekam sein neues Parteibuch. Mich verblüffte vor allem, mit welcher Vehemenz Fehler und Schwächen geradezu gesucht wurden; dass man von der Existenz solcher Schwächen in den Reihen der siegreichen Partei dermassen überzeugt war. Am wenigsten begriff ich, wieso der allergrösste Wert auf Selbstanklage und Selbstkasteiung gelegt wurde. Nur wer sich Asche aufs Haupt streute, nur wer – sowohl in ideologischen als auch in privaten Fragen – tiefschürfend genug und rechtzeitig Selbstkritik übte, hatte überhaupt die Chance zu bestehen. Von einigen, die zu spät oder nicht gründlich genug Selbstkritik übten, hörte ich, dass sie Selbstmord begangen hatten. Mitleid wurde jedoch nie geäussert. Selbstmord galt als Schuldeingeständnis; wer sich das Leben nahm, wurde verdächtigt, der «Opposition» angehört zu haben.

«Opposition» war, wie ich bald herausfand, das schlimmste aller Worte. Leute, die auch nur einer Verbindung zu sogenannten Oppositionellen verdächtigt wurden, überstanden die *tschistka* nicht, sie wurden aus der Partei «hinausgereinigt» und verloren, weil ein Parteilooser nicht in der Komintern arbeiten konnte, ihren Arbeitsplatz. Als ich mein Unbehagen über diese Vorgänge einmal vorsichtig Hilde gegenüber zur Sprache brachte, reagierte sie ungewöhnlich scharf und klärte mich darüber auf, dass der Genosse Stalin erst kürzlich den wütenden Widerstand des Klassenfeindes (von dem ich glaubte, dass er längst liquidiert worden sei) konstatiert und zu seiner vollständigen Überwindung aufgerufen habe. Zu meinem Schrecken erwähnte sie, dass sogar namhafte Mitglieder des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei (ZK*) wegen ihrer Verbindung zu oppositionellen Gruppen verwarnt worden waren. Nach dieser Abfuhr getraute ich

mich nicht mehr, ältere Genossen in heiklen Angelegenheiten zu befragen – lieber frass ich die unverständlichen Dinge in mich hinein.

Ich hatte meine erste Sowjetlektion erhalten. Verkraftet hatte ich sie noch nicht.

WAS HATTE ICH ERWARTET?

1914 war mein Vater, Erwin Ruge, ein junger, national eingestellter Studienrat, als Reserveleutnant in den Ersten Weltkrieg gezogen.

Nachdem 1915 mein Bruder Walter geboren worden war, erlitt Vater im Dezember 1916 eine mittelschwere Verwundung, gerade ausreichend, um nach einigen Lazarettwochen für einen Heimataufenthalt beurlaubt zu werden (eine Tatsache, der ich übrigens meine Zeugung verdanke, wahrscheinlich in der Nacht zum 1. Februar 1917, als Deutschland, die USA herausfordernd, den uneingeschränkten U-Boot-Krieg eröffnete und damit endgültig den Weg zu seiner Niederlage bahnte).

Nach seinem Urlaub kehrte Erwin in den Schützengraben zurück, wo die letzten Reste seiner nationalen Gesinnung zusammenbrachen. Empört erkannte er, dass sich die sogenannten Kulturvölker im sinnlosen, brutalen Tötungswettbewerb überboten, und wurde Pazifist. Aus der Kriegsgefangenschaft, in die er vor Verdun geraten war, nach Haus gekommen, überwarf er sich mit sämtlichen Verwandten, die ihre konservative Haltung hinter bildungsbürgerlichen Traditionen verbargen. Im Jahre 1919 rückte Vater noch weiter von seiner Familie ab und schloss sich der Unabhängigen Sozialdemokratie an. Schliesslich trat er 1920 mit dem linken Flügel der USPD * zur KPD* über.

Als das geschah, war ich drei Jahre alt, hatte also ein Alter erreicht, in dem sich erste Lebenseindrücke zu verfestigen beginnen. Einer dieser Eindrücke war, dass Kriege die allergrössten Verbrechen

sind und folgerichtig nur von schrecklichen Bösewichtern angezettelt werden. Dass Vater ein Todfeind dieser bösen Geister war, erfüllte mich mit Genugtuung. Ich bewunderte ihn, weil er sich mutig in die von Feinden wimmelnde Welt ausserhalb unserer Wohnung wagte. Selbstverständlich war, dass sich unser Tagesablauf an ihm orientierte und er bestimmte, was zu tun und zu lassen sei. Zutiefst beeindruckte mich darüber hinaus, dass er die Fehler anderer Leute – der Grosseltern, der Nachbarn, seiner sich in fernen Regionen bewegendenden Kollegen – mühelos erkannte und deren Hintergründe aufzuzeigen vermochte. Für mich stand fest: Bald würden alle guten Menschen Vaters Unfehlbarkeit erkennen und sich zur Ächtung des Krieges und zum Kommunismus bekehren.

Nach dem Krieg bemühte sich Vater – darin nicht ganz undeutsch –, seine durch das Fronterlebnis gereifte Überzeugung theoretisch zu untermauern. Er las Bebel und den alten Liebknecht, dann Engels und schliesslich Marx. Als er sich in deren Arbeiten einigermaßen auskannte, rief er sogleich einen Zirkel zum Studium des «Kapitals» ins Leben. Da schwoll mir die Brust: Mein Vater erklärte gewöhnlich Sterblichen die Gedanken dieses Wunderwerkes.

Unsere Mutter Charlotte hatte der kommunistischen Idee zunächst feindselig, zumindest aber ablehnend gegenübergestanden. Das änderte sich erst, als unser Vater sie durch seine nicht abreissenden Affären in die Hände des behäbigen, aber zuverlässigen Hans Baumgarten trieb (den Vater – zusammen mit der kommunistischen Idee – in die Familie eingeschleppt hatte). Hans war Metallarbeiter und strenggläubiger Kommunist, allerdings als bezahlter Funktionär nicht mehr mit den Arbeitern verbunden und, seit er von der Komintern als Kurier angeworben worden war, auch ohne sonstige organisatorische Bindung.

Unter dem Einfluss ihres neuen Partners trat Mutter der Kommunistischen Partei bei, entdeckte ihre rhetorische Begabung und stieg ins politische Leben ein. Indes dauerte ihre offizielle Parteizugehörigkeit nicht lange. Zwei, drei Jahre bevor die Nazis an die Macht kamen, streckte die Komintern ihre Fühler nach ihr aus und stellte Charlotte als Dolmetscherin ein, entsprechend der Regel, nach der möglichst beide Partner einer Zweierbeziehung im Apparat sein sollten.

Soweit ich mich entsinne, wurde das Scheitern der elterlichen Ehe von uns Brüdern keineswegs als aussergewöhnlich empfunden. Bis 1930 (da war ich 13) wurde die wachsende Entfremdung von Mutter und Vater von uns Jungs zwar wahrgenommen, jedoch sprachen wir nicht darüber, zum einen, weil wir wussten, dass sich Vater als Lehrer keine Seitensprünge erlauben konnte (den Terminus Seitensprung hatte Walter mir erklärt), zum anderen, weil Hans als Kominternkurier eine halblegale Wohnung besass, die geheim gehalten werden musste. Als Mutter dann auszog und Vater sich ungehemmt seinen Besucherinnen widmete, meinten wir, erwachsen zu sein, auf familiäre Geborgenheit und ähnliche bürgerliche Hirngespinnste verzichten zu können. Wir waren nachgerade stolz auf unsere Selbständigkeit und fühlten uns den Altersgenossen überlegen.

Mutter sahen wir von da an nur selten und meist in Begleitung von Hans Baumgarten, der uns – die nach seinem Dafürhalten «verwöhnten Bürgersöhnchen» – zu Klassenkämpfern umerziehen wollte. Pädagogisches Talent ging ihm jedoch völlig ab. So langweilte er uns mit Geschichtchen im Funktionärsjargon, die mir schon damals verschroben erschienen, weil ich spürte, dass sie aus propagandistischen Sprechblasen bestanden.

Viel lebendiger war es mit unserem Vater, mit dem wir in einer Wohnung lebten, die wir «Dreier-Pension für ledige Herren» nann-

ten. Vater war humorvoll und genussüchtig, machte aus seiner intellektuellen Überlegenheit über Hans Baumgarten keinen Hehl und bewahrte sich bei uns Söhnen den Ruf eines Kommunisten, der mit beiden Beinen im Leben stand. Er war es, der den Grundstein für unsere Weltanschauung legte.

Schon von klein auf gingen wir einmal in der Woche zur kommunistischen Kindergruppe, die in einem düsteren stadteigenen Lokal tagte. Dort brachte uns eine Tante Hedwig, die sicher noch keine 30 war, mir aber steinalt vorkam, Wander- und Kampflieder bei, bastelte mit uns Geburtstags- oder Weihnachtsgeschenke und klebte ausgeschnittene Zeitungsfotos und handgeschriebene Artikel zu Wandzeitungen zusammen. Obwohl ich, noch Vorschulkind, diese Artikel nicht lesen konnte, bestaunte ich die Verfasser derartiger Pamphlete, leisteten sie doch – davon war ich überzeugt – einen Beitrag zum Befreiungskampf der Unterdrückten.

Mit dem Lande Lenins, in dem – wie wir lernten – der erste Akt der Weltrevolution über die Bühne gegangen war, verbanden wir Jungen grandiose, mitunter groteske Vorstellungen. Felsenfest glaubte ich zum Beispiel, dass alle Popen in die Kommunistische Partei eingetreten seien oder dass Politbüromitglieder (und schwangere Frauen) vorn in der Strassenbahn einsteigen durften.

Als Lenin starb, hatte ich mich als Sechsjähriger eine Weile damit beschwichtigt, dass sein Bruder K. Lenin (Kalinin) an seine Stelle getreten war und der nicht ganz verständlichen Losung «Lenin ist tot, der Leninismus lebt» einen fassbaren Ausdruck verliehen hatte. Als ich dann nach drei, vier Jahren meines Fehlers gewahr wurde, kannte ich dem Namen nach bereits ein Dutzend Sowjetführer, die sich um die Fortsetzung des Lenin'schen Werkes bemühten. Von Meinungsverschiedenheiten oder gar Richtungskämpfen innerhalb der russi-

schen Führungsequipe hatten wir, die Kinder des kommunistischen Fussvolks im Westen, noch nie etwas gehört, erst recht nichts über die Schikanierung oder Verfolgung von Sowjetgegnern. Feinde des Sowjetstaates, so vermuteten wir, sässen nur im Ausland, im Lande selbst konnte es solche Leute nicht geben.

Die Nachricht von der Verbannung des Oktoberhelden Leo Trotzki hielten wir für plumpe Verleumdung. Die Amtsenthebung Sinowjews nahmen wir kaum zur Kenntnis. Legendär war in Deutschland der rote Haudegen Budjonny. Ein Zeltlager in Templin war von uns (oder von unseren Oberen?) nach dem Bürgerkriegshelden Woroschilow benannt worden. Von Stalin hatten wir seltsamerweise nie etwas gehört.

Auch Pressenachrichten über Hungersnöte in Sowjetrussland* hatten wir stets als feindliche Hetze abgetan. Ich wusste zwar, dass es in Russland nach dem Bürgerkrieg verwahrloste Kinder und auch Versorgungsschwierigkeiten gegeben hatte, übertrug aber, wenn ich etwa an «Versorgungsschwierigkeiten» dachte, die deutschen Massstäbe auf russische Verhältnisse. Dabei stand für mich ausser Frage, dass die Russen, allen voran die sowjetischen Jungkommunisten, ununterbrochen Erfolge errangen und alle Schwierigkeiten überwandten. Darüber las man ja in der «Roten Fahne»* sowie in der mitunter leicht exotischen, deshalb aber desto spannenderen sowjetischen Belletristik, die vom Neuen Deutschen Verlag* herausgegeben wurde – in Pantelejews «Schkid, die Republik der Strolche», im «Tagebuch des Schülers Kostja Rjabzew» sowie in den Werken Aleksej Tolstois, Pilnjaks und Scholochows. Gelinde Bauchschmerzen hatte mir allerdings das Buch von Berta Lask «Wie Franz und Grete nach Russland reisten» bereitet. Dort hatte die Autorin kein Hehl daraus gemacht, dass es auch im angehimmelten Sowjetstaat Hunger und Not sowie Menschen gab, die von kommunistischen Ideen unbeeindruckt geblieben waren.

Mit solcherart Skrupeln hatte ich mich aber nicht lange aufgehalten. Erst später – nämlich in der Sowjetunion – fiel mir auf, dass Leute, die in Russland gelebt hatten, nie so richtig mit der Sprache über den dortigen Alltag herausgekommen waren. Die Sowjetrussen in Deutschland schienen sich in Berlin recht wohl zu fühlen und äuserten sich nur knapp über die Verhältnisse in ihrer Heimat. Selbst deutsche Kommunisten, die kurz nach Moskau verschlagen worden waren, liessen sich lang und breit über die dort gehegten Zukunftspläne und über die Begeisterung der Massen aus, erzählten aber nichts über den Verdienst des Durchschnittsbürgers oder darüber, was er ass und trank, wie er wohnte und sich kleidete.

Wieso Vater uns 1924 in die antiautoritäre und deshalb als modern geltende Berthold-Otto-Schule in Lichterfelde gab, ist mir bis heute unverständlich. Diese Schule, die als Ministaat mit Kanzler, Ministern, Gerichten und Schiedskommissionen erfolgreich Kaiser Wilhelm, Ebert, Hindenburg, Hitler, Adenauer und alle seine Nachfolger überdauert hat, wurde damals von dem kauzigen Professor Berthold Otto geleitet, der mit einem Regenschirm schwimmen ging und (wie ich erst Jahrzehnte später erfuhr) eine Lehre vom «volksorganischen Denken» entwickelt hatte, die im Kern die Einführung eines deutschen Sozialismus unter dem zurückgerufenen Kaiser propagierte. Oberstes Prinzip an der Schule war (wie man heute sagen würde) *learning by doing*, der Unterrichtsstoff wurde nicht erklärt, sondern musste dem Lehrer beziehungsweise den Mitschülern abgeguckt werden. Nun hatten die beiden Neuzugänge des Jahres 1924 – ein gewisser Gunnar und ich – schon deshalb mit dem Abgucken Schwierigkeiten, weil wir in den bereits seit dem Vorjahr bestehenden Anfängerkursus aufgenommen wurden, in dem eingefuchste Schüler die Flüsse Europas oder Rechenaufgaben mitsamt den Ergebnissen nach

der Stoppuhr herunterschnarrten. Einige Monate später fand ich mich mit der betrüblichen Einsicht ab, aussergewöhnlich unbegabt zu sein.

Zu meinem Glück zogen wir 1925 in die gerade erbaute Britzer Hufeisensiedlung, sodass ich in die ebenfalls von einem Reformpädagogen geleitete Rütli-Schule im Arbeiterbezirk Neukölln kam. Mein neuer Lehrer, Herr Lemke, erkannte mein Problem und trichterte mir in zwei Dutzend Nachhilfestunden das Jahrespensum der ersten Klasse mitsamt einer gehörigen Portion Selbstsicherheit ein, und ich fand Anschluss zu meinen – zumeist aus proletarisch-kommunistischem Milieu stammenden – Klassenkameraden.

Ich erinnere mich an die Wahlagitation vor den Reichstagswahlen am 20. Mai 1928, bei denen die SPD als *Liste 1*, die KPD als *Liste 5* antrat. Eifrige Sozialdemokraten hatten Plakate herausgehängt, auf denen stand, schon jedes Kind wisse, dass die Eins «ausgezeichnet» bedeute, die Fünf aber «mangelhaft». Wir Knirpse bildeten unter solchen Aushängen Sprechchöre und schmetterten aus voller Kehle: «In Russland ist es umgekehrt, da ist die Fünfe lobenswert!» Dann liefen wir, so rasch wir konnten, weg, höchst befriedigt darüber, dass wir die «Bonzen» abgekanzelt hatten.

Innerlich halbwegs gefestigt kam ich zwei Jahre später in die Karl-Marx-Schule, die früher Kaiser-Friedrich-Realgymnasium geheissen hatte, nun aber unter einem sozialdemokratischen Direktor als eine der fortschrittlichsten Schulen Deutschlands galt. Im Gegensatz zur Rütli-Schule, wo die Kommunisten in der Mehrzahl gewesen waren, überwogen hier Töchter und Söhne von SPD-Mitgliedern. Da zu dieser Zeit gerade die Weltwirtschaftskrise im Gange war, die fast jeden zweiten Arbeiter in Deutschland erwerbslos machte, traten die Unterschiede im Lebensstandard deutlicher als bisher hervor. Ich kam,

da wir zu Hause keine Not litten, in die seltsame Lage, der staatserhaltenden Elite zugerechnet zu werden, während ich mich doch als erklärten Gegner der Kapitalistenrepublik sah!

Viele Nachmittage verbrachte ich im rein kommunistischen «Sozialistischen Schülerbund»* und fuhr auch in die von ihm organisierten ländlichen Ferienschulen in diversen Zeltlagern. Dort wurde nicht nur über aktuelle Probleme, über die Kriegsgefahr und die internationale Lage gestritten, sondern es gab auch zünftige Vorlesungen zum dialektischen und historischen Materialismus, der nach allen Richtungen abgeklopft und für gut befunden wurde. Zwischendurch verschlang ich die Schriften von Max Beer, Edwin Hoernle und Frida Rubiner, versuchte mich an Trotzki und Bucharin und griff schliesslich sogar zu Engels und Lenin. Nur an den obersten Gott des atheistischen Olymps, an Marx, traute ich mich nicht heran. Für einen stümperhaften Anfänger wie mich ziemte es sich einfach nicht, die Werke des Urvaters anzurühren und dessen Mammutsätze womöglich verständlich zu finden.

Aber Marxens Lehre schimmerte durch alle Diskussionen und gelesenen Texte hindurch, ganz gleich, ob sie sich gegen die Prügelstrafe an deutschen Schulen richteten, über den Kampf der Rifkabylen gegen die französischen Kolonialherren informierten oder das Wesen des Mehrprodukts erläuterten. Mich faszinierte, dass der Marxismus die unterschiedlichsten Erscheinungen in Beziehung zueinander setzte, sämtliche gesellschaftlichen Konflikte aus einem einzigen Urwiderspruch ableitete, sodass die Grossartigkeit der Marxschen Ideen letztlich in ihrer frappierenden Einfachheit bestand.

Alles, was sich ringsum abspielte, schien zu bestätigen, dass der Kapitalismus – wie Marx und Engels vor 80 Jahren vorausgesagt hatten – dabei war, an seinen Krisen zugrunde zu gehen. Scheinbar zutreffend hatten die beiden Klassiker schon damals die nun vor unse-

ren Augen ablaufenden Todeszuckungen der Ausbeutergesellschaft, das immer tiefer greifende Chaos und das Erstarken der «proletarischen Totengräber» beschrieben. Der Untergang des Kapitalismus dauerte zwar länger, als Marx und Engels es vorausgesagt hatten, aber das grosse Aufbegehren hatte begonnen – vorerst in der Sowjetunion – und würde bald Deutschland, Europa und die übrigen Kontinente ergreifen. Vater vertraute mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit an, dass der Sitz der Komintern, nach dem Sieg der deutschen Revolution, nach Berlin verlegt werde. Wie sollte man da nicht der Euphorie verfallen?

Indes, während wir noch über die Losung der «Volksrevolution» stritten, zogen sich dunkle Wolken über Deutschland zusammen. Am 14. September 1930 kam es zu einem erdrutschartigen Erfolg für die NSDAP*, die von wüsten Reaktionären hochgepöppelt wurde. Als im nächsten Jahr die ersten braunen Uniformen in den Strassen Neuköllns auftauchten, waren wir, weil es den historischen Gesetzen widersprach, eher verblüfft als empört. Mit der Zeit mussten wir uns allerdings daran gewöhnen, dass hier eine Nazi-Kneipe eröffnet und dort eine SA-Kaserne* aufgemacht wurde.

Mit dem Faschismus, der das Gerede vom Sozialfaschismus allmählich ablöste, erging es mir wie mit anderen Erscheinungen, die in meinem Leben Spuren hinterlassen haben. Wenngleich ich mir das Ausmass der Verbrechen, auf die Deutschland zusteuerte, nicht auszumalen vermochte, weigerte ich mich auf der anderen Seite beharrlich, an einen Erfolg der Hitlerfaschisten zu glauben. Ich war davon überzeugt, dass die mit nationalistischen Parolen irreführenden Werkstätigen für unsere Befreiungsideen gewonnen werden mussten. Doch war es schwierig, an Nazi-Anhänger heranzukommen, noch schwieriger, sie in Grundsatzdiskussionen zu verwickeln. Dabei

wussten wir im Kommunistischen Jugendverband nicht einmal, ob man mit den «Verführten» reden oder die «Störrischen» (entsprechend der ZK-Losung «Schlagt die Faschisten, wo ihr sie trefft») verprügeln sollte. So liefen unsere Entlarvungen der Hitler'schen Versprechungen im Sozialistischen Schülerbund und im Jugendverband im Grunde darauf hinaus, bereits Überzeugte zu überzeugen. Das stärkte zwar unser Selbstbewusstsein, doch konnte der Erfolg der Faschisten damit nicht aufgehalten werden. Öfter ging es uns so wie am ersten Tage des Berliner Verkehrsarbeiter Streiks im November 1932: Als wir auf dem Schulweg feststellten, dass weit und breit keine Strassenbahn fuhr, frohlockten wir wegen des Sieges der Revolutionären Gewerkschafts-Opposition über die «Bonzen», dann aber ernüchterte uns am U-Bahnhof Grenzallee ein handgeschriebenes Plakat: «Hier streikt die NSBO» – die Nationalsozialistische Betriebsorganisation.

Auch die immer häufiger angekurbelten Flugblatt- und Klebezettelaktionen, bei denen wir vor den hektisch aufeinanderfolgenden Wahlen des Jahres 1932 nachts halbmeterhohe Buchstaben an die Wände pinselten und, um keinen Verdacht zu erwecken, darauf achteten, keine Farbe auf die Schuhe zu verkleckern, verpufften in der überhitzten Atmosphäre der allen alles versprechenden Propaganda.

Dass die Leute, unverständlicherweise auch die Arbeiter, nicht so leicht zu überzeugen waren, merkten wir bei jenen Einsätzen, die stolz «Betriebsagitation» genannt wurden. Sie fanden ein paarmal vor dem einzigen in unserer Nähe gelegenen Werk statt, der EFHA-Fleischwarenfabrik. Die Arbeit dort begann um sechs Uhr früh, so dass wir, wenn wir rechtzeitig dort sein wollten, um fünf aufstehen mussten. Kostete schon das Überwindung, so entmutigte uns noch mehr, dass die meisten der zum Werkktor eilenden Beschäftigten ent-

weder so taten, als sähen sie uns nicht, oder abwinkten, wenn wir ihnen unsere Flugblätter aufdrängten. Besonders deprimierend war, dass den SA-Leuten, die mehrmals zeitgleich mit uns erschienen, die Nazi-Pamphlete aus den Händen gerissen wurden. Das erboste uns, zumal wir bei den anschliessenden Handgemengen meistens noch den Kürzeren zogen. Bei solch einem Gerangel büsste ich sogar – auf dem Altar des Klassenkampfes! – einen Schneidezahn ein.

Schlimme Erinnerungen holen mich ein, wenn ich an die nur selten veranstalteten «Landagitationen» denke, bei denen wir zu zehnt oder zwölft mit einem klapprigen Lkw ins Oderbruch fuhren, um die längst auf Hitler eingeschworenen Bauern zu mobilisieren. In einem Dorf angekommen, wendeten wir unseren Laster vorsorglich in Fluchtrichtung und liessen zwei Leute als Bewacher zurück. In der Regel kamen wir überhaupt nicht dazu, unsere Argumente anzubringen. Kaum hatten die Bewohner «Rotfront-Leute» in uns erkannt, begannen sie uns zu beschimpfen und zu bedrohen.

Begeisterung ergriff mich dagegen bei den kommunistischen Demonstrationen, zu denen wir vom Neuköllner Richardplatz zum Karl-Liebknecht-Haus am Bülowplatz marschierten. Schon am Sammelpunkt geriet man, wenn das Kommando «In Viererreihen schwenkt marsch!» erscholl, in den Sog der proletarischen Disziplin. Trotz Schikanen der Polizei, die den Zug auseinanderriss oder das Singen von Kampfliedern verbot (da piff man eben!), fühlte man sich als Teil einer in die Zukunft drängenden, unbesiegbaren Masse. Unvergesslich ist mir der letzte dieser Aufmärsche am 25. Januar 1933 geblieben. Wir froren erbärmlich, doch erfüllte es uns mit Genugtuung, dass Arbeiterfrauen den Demonstranten heissen Malzkaffee auf die Strasse brachten. Unsere Rufe «Wo sind die Faschisten?» beantworteten wir selbst mit düsterem «Im Keller!» und jubelten Thäl-

mann, Dahlem und Florin zu, die auf einer Tribüne vor dem Karl-Liebknecht-Haus standen und ihren Kampfeswillen mit geballten Fäusten bekundeten.

Fünf Tage später, am 30. Januar, kamen wir, zwei Jungen und ein Mädchen, auf dem Nachhauseweg von der Schule am dichtumringten Schaufenster des «Neuköllner Anzeigers» vorbei. Vor ein paar Minuten hatte man eine Eilnachricht des Wolff'schen Telegrafienbüros hinter die grosse Scheibe gehängt: Adolf Hitler war zum Reichskanzler berufen worden. Bestürzt nahmen wir die Neuigkeit zur Kenntnis. Mein Kumpel sagte: «Nun, länger als der Schleicher wird's der braune Schlawiner auch nicht machen.» Das Mädchen an unserer Seite, eine Jüdin, schüttelte den Kopf. «Wenn diese Regierung mal nicht lange an der Macht bleibt. Auf jeden Fall werden wir den heutigen Tag im Gedächtnis behalten. Ich fürchte, solange wir leben.»

In dieses Mädchen war ich mit meinen 15 Jahren verliebt, sodass meine Erinnerung an die nun beginnende nationalsozialistische Gleichschaltungsphase in sehr widersprüchliche Bildfolgen gekleidet ist. Natürlich beängstigten mich die ersten Gehversuche der Hitlerregierung, doch daneben beflügelten mich die schüchternen Küsse, die mich doppelt verlegen machten, weil Luta kein Arbeiterkind war. Als sie ihre, wie mir schien, kleinbürgerlich-pessimistische Voraussage traf, fühlte ich mich verpflichtet, ihr meinen proletarischen Optimismus entgegenzusetzen, doch brachte ich, da das unmöglich Glaubte wahr geworden war, keine zuversichtliche Aussage über die Lippen. Zum ersten Mal im Leben schien mir die von vermeintlichen Gesetzmässigkeiten geprägte Zukunft mit Flecken bedeckt.

In den ersten Wochen nach Hitlers Machtübernahme verlief mein Alltag seltsamerweise in gewohnten Bahnen – ich ging zur Schule, nahm nach wie vor an den Gruppenabenden im Schülerbund

teil, tummelte mich auf der Eisbahn und verbrachte die Abendstunden mit Freunden. Zwar traten die Hakenkreuzler jetzt herausfordernder auf und die Zeitungen der Arbeiterparteien wurden häufiger als früher verboten, doch beruhigten wir uns noch immer damit, dass diese Regierung, in der die Nazis zudem in der Minderheit waren, nicht viel reaktionärer sei als die vorherige.

Diese scheinbare Ruhe fand ein Ende, als der Reichstag in der Nacht zum 28. Februar 1933 in Flammen aufging. Schon am nächsten Morgen, als wir in der Zeitung die «Verordnung zum Schutze von Volk und Staat» lasen, schwirrten Gerüchte über Massenverhaftungen durch die Luft. Dann verdichteten sich die Schreckensnachrichten, sodass wir nach und nach erfuhren, wer von den Parteiführern festgenommen, wo Parteilokale von SA-Leuten überfallen, welche Druckereien verwüstet worden waren. Weitere Schläge folgten: Die Aberkennung der kommunistischen Abgeordnetenmandate nach der Reichstagswahl vom 5. März, die Absegnung der neuen Macht durch den Handschlag Hindenburgs und Hitlers am Sarge Friedrichs des Grossen, der erste Judenboykott, die Proklamierung des Arbeiterfeiertages am 1. Mai zum «Tag der nationalen Arbeit», die Zerschlagung der Gewerkschaften, die Bücherverbrennungen, die Verbote sämtlicher Parteien und fast aller Verbände.

Da mein Bruder und ich in Britz und an der Schule als Kommunisten bekannt waren, hatte Vater unseren Umzug nach Tempelhof und meinen Wechsel ins Köllnische Gymnasium im Zentrum Berlins beschlossen. Das traf mich hart, brachen doch viele Kontakte ab, und langjährige Schulfreundschaften trockneten ein. In der neuen Schule fiel es mir verdammt schwer, den – wie mir Vater geraten hatte – politisch uninteressierten Gymnasiasten zu mimen und die abstossende Wirklichkeit zu beobachten: den nationalen Ton der plötz-

lich gewendeten Lehrer, die überheblich dreinblickenden Hitlerjungs, die durch die Arbeiterviertel marschierenden und «Juda verrecke!» brüllenden SA-Schläger.

Am 1. April, dem Tag des Judenboykotts, starteten meine Freundin Luta und ich entgeistert auf die SA-Posten vor jüdischen Geschäften und auf die Plakate «Deutsche, kauft nicht bei Juden!». Kurz darauf begann Lutas Familie die Auswanderung nach Palästina vorzubereiten. Lutas Vater, ein englischer Staatsbürger, schickte Frau und Tochter für die zum Abschluss seiner Geschäfte nötigen Monate in die Tschechoslowakei. Luta und ich schworen uns gegenseitig die Treue, kurz darauf begleitete ich sie zum Anhalter Bahnhof.

Auch mein Vater, der nach dem faschistischen «Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums» entlassen worden war, begann von einer künftigen Beschäftigung ausserhalb Nazideutschlands zu sprechen und verkündete schliesslich, dass er mit seiner derzeitigen Freundin Gerda, einem meiner Brüder und mich völlig ablehnenden jungen Frau, nach Moskau gehen werde. Ausserdem regte er an, Mutters Beziehungen in der Komintern zur Besorgung der sowjetischen Visa für uns Jungs zu nutzen.

Anfangs schien mir eine Flucht vor dem Faschismus, den man doch im Lande selbst bekämpfen musste, wie eine Desertation, dann nahm mich die Gloriole der Sowjetunion aber mehr und mehr gefangen. Jetzt eröffne sich die Möglichkeit, sagte ich mir, den Staat der Werktätigen nicht nur wahrzunehmen, sondern tatkräftig am Aufbau einer neuen Gesellschaft mitzuhelfen. So sah ich mich schon, wie ich nach einem Universitätsabschluss als Geologe in Sibirien gewaltige Entdeckungen machen, wie ich mich als Offizier der Roten Armee in dem von Deutschland entfesselten Krieg bewähren oder den Auftrag erhalten würde, zu meiner Freundin nach Tel Aviv überzu-

siedeln, weil ja dort genauso für den Kommunismus geworben werden musste.

Wahrscheinlich wäre meine Entscheidung für Sowjetrußland auch ohne meinen Bruder gefallen, doch bestärkte er mich in meinen Plänen. Seine Freundin Böszi, die Tochter eines Funktionärs der Ungarischen Räterepublik von 1919, war nämlich schon in die neue Welt gefahren, sodass er sich längst für die Ausreise nach Moskau entschieden hatte.

Aus Furcht vor unbedachten Äusserungen oder unüberlegten Versprechern verschwiegen wir die Abreise selbst vor unseren Freunden. Wir verschlangen russische Bücher, um noch so viel wie möglich über die Sowjetunion zu erfahren, kauften von dem wenigen Geld, das wir hatten, allerlei Krimskrams und warteten auf die von der Komintern beantragten sowjetischen Visa. Dass sich deren Ausfertigung über Monate hinzog, empfand ich als unangenehm, aber einleuchtend, weil alle in die rote Hauptstadt Strebenden selbstverständlich gründlich überprüft werden mussten. Das betraf indes, wie wir glaubten, nicht Walter und mich, waren wir doch Angehörige der über jeden Zweifel erhabenen Mitarbeiter der Komintern – der kommunistischen Weltorganisation.

Die Mühlen der Sowjetbürokratie mahlten langsam. Erst im August wurden wir in die Sowjetbotschaft Unter den Linden bestellt, um unsere Reisepapiere abzuholen. Ehe wir hineingingen, schlichen wir misstrauisch um das Gebäude herum, dann drückten wir uns rasch durch das grosse Tor und erfuhren, dass die Visa schon im Portierfensterchen der Einfahrt ausgegeben wurden. Es waren sogenannte Einlegevisa, also Einreisegenehmigungen auf einem Extrablatt, welches man bei der Ausreise aus Deutschland tunlichst verbarg und erst an der sowjetischen Grenze in den Pass hineinlegte. Da wir befürchteten, beim Verlassen der Botschaft festgenommen und

durchsucht zu werden, knifften wir das wertvolle Dokument auf die Grösse des Passbildes zurecht und klebten es in eine Verbandsatt-
rappe an eine heikle Stelle unserer Körper. Um die Sache glaubwür-
dig erscheinen zu lassen, hatten wir der betreffenden Stelle schon
vorher mit Hilfe einer Rasierklinge etwas Blut entlockt: Welch eine
Symbolik!

EMIGRANTEN ALLTAG

Wenige Tage nach unserer Ankunft in Moskau suchten Walter und ich die Zentrale der Internationalen Roten Hilfe (MOPR*) auf, wo wir endlos lange Fragebögen ausfüllten, aufgrund derer wir dann als politische Emigranten anerkannt wurden. Von der MOPR erhielten wir jeweils 50 Rubel als Überbrückungsgeld, das ich teils in russische Zigaretten (*papirossy*) und teils in «französische» Brötchen umsetzte (grössere Schrippen zu 32 Kopeken das Stück), die ich immer trocken und meist gleich nach dem Einkauf auf der Strasse verzehrte.

Unsere drei wichtigsten Fragen, die zu klären sich die MOPR für uns bemühte, waren: Verpflegung, Unterbringung und Arbeit. Da Walter sehr bald (allerdings nur für kurze Zeit) als Übersetzer im Apparat der Roten Gewerkschaftsinternationale* unterkam und dort im Palast der Arbeit essen konnte, war nur ich auf die Kantine in den Kellerräumen eines Rote-Hilfe-Heims in der uliza Woronzowa angewiesen, wo es täglich eine kostenlose Mittagsmahlzeit gab.

Das Schönste an der Emigranten-Speisung war der tägliche Hin- und Rückweg, bei dem ich immer mehr vom Moskauer Stadtzentrum kennenlernte. Oft wählte ich den Weg über den Roten Platz, der auch nach meinem heutigen Verständnis ein grossartiges Ensemble darstellt. Von dort aus schlenderte ich manchmal durch die winkligen Gassen der damals noch nicht abgerissenen Kitaj-Stadt (auch «Weisse Stadt» genannt), manchmal aber auch am Ufer der Moskwa entlang, oder ich folgte der Twerskaja bis zum Strastnoi-Kloster und

ging dann über den nach der Strassenbahnlinie benannten A-Ring bis zu den Teichen Tschistye prudy.

Zu meinen ersten Eindrücken gehörte, dass die Strassen immer belebt und die Strassenbahnen stets überfüllt waren. Noch auf den Puffern drängelten sich die Leute. Auch an den Bushaltestellen wimmelte es von Menschen, die, sobald ein altersschwacher Leyland-Bus auftauchte, kreischend nach vorn drängten. Im Gegensatz zur Strassenbahn, wo eisern der Grundsatz hinten einsteigen, vorne aussteigen galt, hatte der Bus nur eine einzige Tür, und oft war es unmöglich, sich rechtzeitig einen Weg nach draussen zu bahnen. Die Sensation war ein Verkehrsmittel, das selbst in Berlin unbekannt war – der O-Bus, dessen grosse und natürlich auch übervollen Wagen mit flatternden roten Fähnchen die Twerskaja auf und ab sausten. Beim Anblick dieser nicht einmal im Kapitalismus vorhandenen Verkehrsmittel lachte mir das Herz, wollte ich doch überall Merkmale der Überlegenheit des Sozialismus ausmachen. Auf der Twerskaja gelang das halbwegs. Wenn es auch wenige Neubauten gab, so fesselten mich die in den Schaufenstern ausgestellten Projekte der geplanten Grossbauten des Kommunismus. Es gab riesige Plakate oder Tableaus mit Zahlen zur Planerfüllung, die ich begeistert anschaute. Überhaupt konnte man auf den Strassen des Moskauer Zentrums einiges entdecken: Rotarmisten marschierten an grossen Porträts von Bestarbeitern vorbei, Lesehungrige drängten sich vor den ausgehängten Zeitungen, Menschen mit Büchern unterm Arm besuchten Kirchen, die zu Bibliotheken umfunktioniert worden waren. Seltsam: Wenn ein Platzregen die Bürgersteige überflutete, zogen die Frauen und Mädchen ihre Schuhe aus und liefen unbekümmert barfuss weiter. Es gab keine Strassenfeger, dafür aber untätige *dworniki*, die, halb Portier, halb Hausmeister, mit einer Blechplakette am Revers herumstanden und irgendetwas bewachten – den Hof, die Abfallhaufen,

vielleicht auch die Mieter. Autos, meist klapprige Fords oder Andert-halbtonner aus dem kürzlich eingeweihten Moskauer Autowerk AMO-SIL*, hatten Seltenheitswert. Fahr- und Motorräder schienen unbekannt zu sein. Weil es zumeist keine Gardinen gab, wirkten die Fenster der Wohnhäuser tagsüber leblos; aber auch abends, wenn man die von der Decke herab – hängende Glühbirne sah, wirkten sie nicht gerade wohnlich.

Schockiert war ich über die Rationierung der Lebensmittel, von der ich in Deutschland nie etwas gehört hatte. Zwar gab es – für deutsche Verhältnisse – genügend Brot (500 Gramm für die «Kopfarbeiter», im Unterschied zu den «Handarbeitern»), doch war das für russische Bedingungen, wo Brot früh, mittags und abends gegessen wurde, zu wenig. Ausserdem konnte man sich in Moskau nur auf die Brotmarken verlassen, denn die übrigen Produkte wurden spärlich und oft genug gar nicht ausgehändigt, sodass viele Leute regelrecht hungerten. Ich empfand die Existenz des Kartensystems als bedrückend, redete mir aber mit Vokabeln wie «Bedarfsermittlung» und «Planvorlauf» ein, dass es bald verschwinden werde. Als das am 1. Januar 1935 tatsächlich geschah, atmete ich regelrecht auf – wieder hatte der Sozialismus einen Sieg errungen. Allerdings änderte das nichts an den riesigen Menschenschlangen vor den «Verteilern» (so wurden die Läden genannt), sobald es etwas zu kaufen gab. Erst mit der Zeit kam ich dahinter, dass sich selbst der Durchschnittsfunktionär – ich kannte nur solche – nicht ins Gedrängel stürzen brauchte, weil er seinen *pajok* (das wöchentliche Lebensmittelpaket) in einem Sonderladen erhielt, der von Zeit zu Zeit auch mal ein Stück Stoff beziehungsweise ein Paar billigere Schuhe gegen entsprechende Talons erhielt. Auf den Märkten, wo mit sauber gewaschenen Möhren, Kartoffeln oder Kohlköpfen gehandelt wurde, war alles – anders als in Deutschland – viel teurer als in den Geschäften.

In den ersten Monaten bummelte ich nicht zuletzt deshalb gern durch die Stadt, weil es bedrückend war, sich in dem Gemeinschaftszimmer aufzuhalten, das uns die MO PR im Hotel *Passage* zugewiesen hatte, da wir – als Nicht-Komintern-Zugehörige – das *Lux* bald verlassen müssen. Dort standen sieben oder acht Betten, die zumeist von Politemigranten aus den Balkanländern belegt waren. Die ganze Einrichtung bestand aus ein paar Nachtschränken, einem Tisch und sechs Stühlen. Das einzige Fenster ging auf einen geräumigen, überdachten Hof hinaus, in dem Tag und Nacht (nachts bei grellem Scheinwerferlicht) an den Kulissen des nebenan befindlichen Meyerhold-Theaters gehämmert wurde.

Von allen Bewohnern des Hotels ist mir nur ein Genosse in Erinnerung geblieben. Er nannte sich Paul, hiess in Wahrheit aber Erich Ziemer und hatte das Privileg, ein, wenn auch winziges, Einzelzimmer zu bewohnen. Paul war ein Berliner Arbeiterjunge. Dass er eine abschnallbare Beinprothese trug, hing mit einem Ereignis zusammen, das eines seiner beliebtesten Gesprächsthemen war, sodass ich bald alle Einzelheiten kannte. Bei einer Demonstration am Berliner Bülowplatz am Tage des – später von der KPD verurteilten, damals aber von Faschisten und Kommunisten gemeinsam betriebenen – Volksentscheids zur Auflösung des preussischen Landtages am 9. August 1931 hatte Paul zusammen mit einem Genossen auf zwei besonders verhasste Polizeioffiziere geschossen und war selbst vom Gegenfeuer schwer verwundet worden. Die Offiziere waren am selben Tag verstorben, Paul war unter grossen Schwierigkeiten über die Grenze gebracht worden. Was aus seinem Kumpel geworden ist, weiss ich nicht.¹ Paul dürfte die Terrorjahre in Moskau kaum überlebt haben.

Nach einigen Monaten mieteten Mutter und Hans, die auf ihrem «Punkt Zwei» wie in einer Pension lebten, jedoch nicht übermässig

viel Geld bekamen, für uns Jungs ein Privatzimmer zum ortsüblichen Preis von 150 Rubel (als ich Arbeit fand, betrug mein Monatsgehalt 90 Rubel), wobei Hans nicht müde wurde zu betonen, dass dies nur zur Entlastung der Roten Hilfe geschehe. Unser Domizil, das wir gegen Jahresende bezogen, befand sich in einem – allerdings teilweise schon wieder verkommenen – Neubau in der Spasso-Naliwkowski-Gasse unweit der Bolschaja Poljanka.

Als schwierigstes Problem erwies sich, eine Arbeitsstelle zu finden. Im Grunde hätte ich nach meiner Ankunft in Moskau die deutschsprachige Karl-Liebnecht-Schule* besuchen müssen. Da die Schule aber weder von meiner Mutter noch von meinem Vater, der inzwischen ebenfalls mit seiner Freundin in Moskau angekommen war, oder von der Roten Hilfe erwähnt wurde, kam ich nicht auf den Gedanken. Das ist mir heute unverständlich, da ich weder einen richtigen Schulabschluss noch einen Beruf besass.

Mein Vater meinte, ich hätte doch in der Schule recht akkurate geographische Karten gezeichnet. Schon wenige Tage nach seiner Ankunft brachte er mich mit Hilfe eines Bekannten im *Institut isobrasitelnoi statistild* (Isostat) unter, einer unmittelbar hinter der Lubjanka gelegenen Grosswerkstätte für Propagandamittel. Die Probezeit bestand ich jedoch nicht. Ein im weissen Kittel herumflattern-der Vorgesetzter drückte mir einen Kasten Gouache-Farben in die Hand und forderte mich auf, 144 in Zwölferreihen angeordnete Kreise abgestuft in den Regenbogenfarben anzupinseln. Ich brauchte dafür eine Woche, danach durfte ich gehen.

Mein Vater redete mir gut zu und vermittelte mir (wahrscheinlich mit Hilfe desselben Bekannten) einen zweiten Anlauf. Jedenfalls meldete uns irgendein einflussreicher Genosse bei Nadjeshda Krupskaja, der Witwe Lenins, die stellvertretende Volkskommissarin² für

das Bildungswesen war. Das Erste, was mich im Gebäude des Volkshochbildungskommissariats verblüffte, war der penetrante Geruch, das Zweite eine Bemerkung unseres Begleiters. Während wir im Vorzimmer der Krupskaja warteten, sagte er nämlich, ich solle, wenn wir hineingehen, die Mütze auf dem Kopf behalten, damit ich nicht servil wirke, denn das habe die alte Dame nicht gern.

Die Krupskaja sah genauso aus wie auf den Fotos. Ich glaube sogar, mich entsinnen zu können, dass sie eine blaue Bluse mit aufgedruckten schmalen weissen Streifen trug, genau wie auf den Kalenderbildern, die in den Buchläden feilgeboten wurden – nur dass sie steinalt und unendlich müde wirkte. Sie sprach einwandfrei Deutsch, allerdings so leise, dass ich mich zu ihr niederbeugen musste, um ihre Worte verstehen zu können. Sie befragte mich über meine Vorstellungen und erklärte zum Abschluss des fünf- oder zehnminütigen Gesprächs, dass sie sich meinetwegen mit einer alten Genossin in Verbindung setzen und diese mir Bescheid geben würde.

Diese Genossin war Maria Frumkina, Rektorin der «Kommunistischen Marchlewski-Universität der nationalen Minderheiten des Westens» (KUNMS)* und Ehefrau des stellvertretenden Aussenhandelskommissars Moise Frumkin. Sie bestellte mich nach wenigen Tagen zu sich. Maria Frumkina war eine stark übergewichtige, kranke Frau, die ihre geschwollenen Beine nur mit Mühe durch die Korridore schleppte. Sie begrüßte mich ebenfalls in ausgezeichnetem Deutsch und bot mir an, mich als Lehrling in der Lehrmittelabteilung ihrer Hochschule einzustellen. Ich sagte zu.

Die KUNMS war im Gebäude des Deutschen Gymnasiums aus der Zarenzeit untergebracht. Sie war 1921 auf Initiative Lenins gegründet worden. Anfangs wurden vornehmlich Angehörige nicht russischer Sowjetvölker hier unterrichtet. Daneben gab es aber auch schon Fa-

kultäten – Sektoren genannt – für Polen, Tschechen, Rumänen, Jugoslawen, Esten, Letten, Litauer. Zu meiner Zeit war der deutsche Sektor, in dem die aus Deutschland gekommenen Emigranten überwogen, zahlenmässig der stärkste.

Erster Rektor der KUNMS war Julian Marchlewski (nach dem die Universität später benannt wurde). Er war sowohl Mitbegründer der deutschen Spartakusgruppe als auch der Polnischen Kommunistischen Partei und der Kommunistischen Internationale gewesen, gehörte der alten Garde der Revolution an und war noch zutiefst vom Geist des Internationalismus durchdrungen. Dies galt genauso für seine Nachfolgerin Maria Frumkina. Sie kam ursprünglich aus dem sogenannten Bund, dem Allgemeinen jüdischen Arbeiterbund (einer rechtssozialistischen jüdisch-litauischen Organisation), und war 1917/18 zu den Bolschewiki gestossen. Nicht zuletzt solchen Persönlichkeiten war es zu verdanken, dass sich in der KUNMS bis in die dreissiger Jahre hinein Denk- und Verhaltensmuster der Revolutionszeit erhalten hatten. Der Umgangston war unprätentiös und denkbar einfach. Auf Titel und Orden wurde keinen Wert gelegt. Lehrer, Studenten und technische Mitarbeiter verkehrten gleichberechtigt miteinander, als Genossen. Selbst ich wurde in Gesprächen oder beim Sport (ich spielte eine Zeitlang in der Eishockeymannschaft des deutschen Sektors) von den Studenten genauso akzeptiert wie ein Dozent oder ein Gastlektor.

Mich verwunderte etwas, dass es auch einen jüdischen Sektor gab. In der kommunistischen Bewegung in Deutschland hatte man zwischen Juden und Nichtjuden keinen Unterschied gemacht. Später kam es mir auch merkwürdig vor, dass die jüdischen Dozenten, die natürlich allesamt nicht aus Moskau fortwollten, stets darauf aus wa-

ren, das jüdische Siedlungsgebiet im Fernen Osten, Birobidshan, in gutem Licht erscheinen zu lassen. Je mehr ich nämlich über das dortige raue Klima und den ewig gefrorenen Boden erfuhr, desto mehr zweifelte ich an dem Gerede von einer neuen Heimat für die russischen Juden – auch wenn ich mich für meine Zweifel schämte.

Rasch eignete ich mir die Fähigkeiten an, die man beim Zeichnen von Lageplänen, Diagrammen, Tabellen und diversen Schemata benötigt, qualifizierte mich sogar zum mittelmässigen Kartographen. Besonders gern gestaltete ich den farbenfrohen Kopf und die bunten Artikelüberschriften der täglich für die Angestellten der KUNMS erscheinenden Wandzeitung *Rabotschij byt* («Arbeitsalltag», Zeitung der technischen Mitarbeiter: Heizer, Köche, Sekretärinnen, Zeichner usw.). Neben den offiziellen Leitartikeln enthielt die Wandzeitung auch teilweise herbe Kritik an den Unzulänglichkeiten im Arbeitsalltag und sogar an Leitungsmitgliedern, was ich als wesentlichen Bestandteil einer neuen, unmittelbar von den Werktätigen ausgehenden Demokratie betrachtete.

In der Lehrmittelabteilung wuchs ich in ein Kollektiv Moskauer Jugendlicher und damit in das russische Leben hinein. Ich wurde mit den Sorgen der Kollegen vertraut und lernte ihre kleinen Nöte kennen, die mal eine in der Wäscherei zerrissene Unterhose, mal das am Monatsende fehlende Geld betrafen. Die Zeichner, etwa acht oder zehn Leute, unterstützten mich, den manchmal begriffsstutzigen Emigranten, nach Kräften. Sie brachten mir russische Redewendungen, bisweilen auch obszöne Ausdrücke bei und amüsierten sich, wenn ich sie nachplapperte. Bei vielen Gelegenheiten erteilten sie mir Ratschläge, bemühten sich um meine fachliche Ausbildung und gaben mir Tipps, wenn ich in bürokratische Amtsstuben vorgeladen wurde. Ganz ernst wurden sie, wenn sie mir erklärten, warum bestimmte Missstände bis jetzt nicht abgestellt werden konnten. Da

hörte ich aufmerksam zu, war ich doch an Erklärungen für mir häufig unverständliche Engpässe interessiert. Manches blieb mir jedoch schleierhaft. Als beispielsweise ein freiwilliger Arbeitseinsatz, ein *subbotnik**, veranstaltet wurde, schleppte ich beschwingt Kartoffelsäcke aus einem Keller in den eines anderen Gebäudes (von kostenlosen Arbeitsleistungen hatte ich bereits bei Lenin gelesen), doch als beim nächsten *subbotnik* die Kartoffeln – noch dazu bei Regen und Matsch – wieder zurückgekarrt werden mussten, war meine Begeisterung dahin, und ich bezeichnete solches Hin und Her als sinnlos. Da aber unterstützten die Kollegen mich nicht: Der Lagerverwalter, meinten sie, wisse am besten, welche Keller für das Einlagern der Kartoffeln geeignet seien. Und überhaupt – das machte mich besonders stutzig – solle man sich nicht in fremde Arbeitsgebiete einmischen.

Trotz solcher Unstimmigkeiten tat mir das Arbeitskollektiv gut. Über gemeinsame Kino- und Kulturparkbesuche, auch durch gelegentliche Abende im Theater oder Konservatorium bildeten sich Interessengruppen, manchmal auch kleine Liebeleien, die sich jedoch nicht entfalten konnten, weil die Mädchen zu dritt oder viert in Zimmern betriebseigener Heime wohnten, wo der Empfang von Fremden streng verboten war.

Viele Schwierigkeiten in der roten Metropole waren Folge des herrschenden Platzmangels. Erst viel später begriff ich, dass diese Raumknappheit auf vielfältige Ursachen zurückging – auf die Bevölkerungsströme vom Land in die Stadt, die sich durch die Kollektivierung enorm verstärkten, auf die in Gang befindliche Industrialisierung, auf die ständig zunehmende Bürokratisierung und die Gründung neuer Institutionen, Ausschüsse, Komitees und Kommissionen. Zunächst sah ich lediglich, dass auch das Gebäude der KUNMS aus allen Nähten platzte und unser Zeichenbüro auf dem Rang der Aula untergebracht wurde. Das hatte den Vorteil, dass ich, während ich

Linien zog und Flächen ausmalte, die Referate mithören konnte, die unten gehalten wurden. Meinen Russischkenntnissen kam das sehr zugute. Häufig wurden aber auch Vorträge auf Deutsch gehalten, bei denen ich so manches über die Geschichte des Bolschewismus, die internationale Lage oder die von bürgerlichen Politikern des Westens versuchte (und natürlich zum Scheitern verurteilte) Krisenbewältigung lernte.

In der ersten Moskauer Zeit verbrachte ich meine Abende häufig im «Klub ausländischer Arbeiter»* in der uliza Gerzena (im Gebäude des heutigen Revolutionstheaters), der einer besinnlichen Oase in der brodelnden Stadt glich. Während sich sonst auf den Plätzen und Boulevards, in den Strassen und Gassen Hektik, Hast und Schmutzigkeit breit machten, konnte man in den weitläufigen Räumen des Klubs durchatmen. Der Klub war die ganze Woche hindurch bis spät in die Nacht geöffnet und immer gut beheizt. Es gab einen Lesesaal, den man nur flüsternd betrat, ein durch seine Stille einschüchterndes Schach- und Billardzimmer, ein als Rauchsalon aufgemachtes Kabinett für intimere Plaudereien und den grossen Saal, in dem allabendlich Kinovorführungen und Vorträge stattfanden. Anziehend war zudem die preiswerte Imbissstube, wo man günstig Tee (ungesüsst) und einen Happen zu essen bekommen konnte. Zur Auswahl standen meist nicht mehr als Rote-Rüben-Salat und Marmeladenschnitten, für die man allerdings hier keine Brotmarken abgeben musste.

Vor allem war der Klub, in dem zumeist Deutsch gesprochen wurde, eine Stätte der Begegnungen. Man traf in Moskau lebende Emigranten oder solche, die gerade aus Deutschland angereist waren und etwas über die Situation und die Stimmung in Berlin berichten konnten; man traf aber auch deutsche Bergoder Stahlwerker aus dem Donbass, die nur ein paar Tage in der Hauptstadt waren und unwahrscheinliche Dinge über die geheimnisumwobenen Weiten des Landes

erzählten, oder unpolitische Spezialisten, die von uns bürgerlich genannt wurden.

Die politische Prominenz verkehrte nicht im Klub. Leute wie Pieck und Ulbricht, auch Becher und der kurzfristig in Moskau weilende Brecht waren in der Regel besser untergebracht als wir und konnten ihre Freunde zu Hause empfangen. Immerhin sah ich zuweilen Gustav von Wangenheim, der eine Zeitlang mit einer Laien-truppe ein neues Stück inszenierte, oder den Dramatiker Friedrich Wolf, der manchmal von seinen laut in den Räumen heruntollenden Söhnen begleitet wurde – Konrad, dem späteren Filmregisseur und Präsidenten der Akademie der Künste der DDR, und Markus, dem nachmaligen Spionagechef unserer Republik.

Mein Kontakt im Klub beschränkte sich allerdings auf gewöhnliche Sterbliche, meist deutsche Jungkommunisten, die jetzt als geschätzte – und natürlich gut bezahlte – Facharbeiter im neu errichteten Moskauer Kugellagerwerk, bei AMO (später Stalin-Autowerk) oder in anderen Grossbetrieben tätig waren.

Obwohl 80 bis 90 Prozent der Klubmitglieder männlich waren, wimmelte es dort auch von Frauen und Mädchen, weil jedes Mitglied seine Freundin oder Bekannte mitbringen durfte. Dies führte dazu, dass der Klub so etwas wie eine Bekanntschaftsvermittlung wurde. Im Foyer drückten sich ständig mehr oder weniger nett aufgemachte Damen herum, die jemanden suchten, der sie nach «oben», in die Klubräume führen konnte. Bei diesen Frauen handelte es sich sowohl um erlebnishungrige Damen als auch um Studentinnen, die Kontakt zu Muttersprachlern suchten, aber natürlich nichts dagegen hatten, gelegentlich von einem der Ausländer, die durchweg als wohlhabend galten, zu einem Imbiss eingeladen zu werden. Als völlig mittelloser Jüngling war ich für die meisten dieser Damen uninteressant.

Eine Zeitlang nahm ich eine ältere Kollegin aus der Zeichnertruppe, die für uns beide gelegentlich Freikarten im Meyerhold-Theater besorgte, in den Ausländerklub mit. Sie hiess Kapitolina, wurde Kapa genannt und galt als farblos, weil sie sich nie an den unter uns gängigen Gesprächen und Albernheiten beteiligte. Als sie jedoch bei den Theater- und Klubbesuchen peu à peu auftaute, erfuhr ich beiläufig, dass ihr Vater während der Zeit der NÖP* (Neue Ökonomische Politik) eine kleine Fabrik für Ausziehtusche betrieben hatte und sie selbst ausser Deutsch auch Englisch und Französisch sprach und überdies – welche Überraschung! – aus einer baltischen Adelsfamilie stammte. Erst jetzt wurde mir bewusst, dass die meisten der sogenannten Ehemaligen* – Aristokraten, Fabrikanten, Gutsbesitzer – 15 oder 16 Jahre nach der Oktoberrevolution ja nicht einfach verschwunden waren, sondern stillschweigend in der Gesellschaft weiterlebten.

Kurz nach den Februarkämpfen 1934 in Wien tauchten im Klub mehrere Dutzend emigrierter Schutzbündler* auf (von denen sich allerdings ein Teil, offenbar von der Sowjetrealität enttäuscht, schon nach wenigen Wochen zur Rückreise nach Österreich entschloss). Einer von denen, die dablieben, hiess Sepp. Er war lang, schlaksig, rothaarig, von Beruf Koch und offenbar kein schlechter, denn er wurde Schichtleiter im Hotel *Metropol*. Ich erinnere mich an den Sommer 1934, in dem wir fast alle freien Abende im Zentralen Moskauer Kulturpark* (Gorki-Park) verbrachten.

In Deutschland kannte ich nichts Vergleichbares. Unübertroffen war die Grösse des Freilichtkinos und des «Grünen Theaters», in dem die Schauspieler auf lebendigen Gäulen über die Bühne ritten. Unübertroffen auch die Gartenarchitektur, deren «Spitzenleistung» ein Stalin-Porträt aus blühenden Blumen war. Komisch, ja sogar lächerlich fand ich nur die den überall herumstehenden Sportlerstatuen

sorgfältig aufmodellierten Badehöschen. Längs der Alleen flatterten Fahnen, hingen Losungen, Transparente und Diagramme, prangten in endloser Reihe Porträts: von Politbüromitgliedern, vom Allunions-Bestarbeiter Nikita Isotow, von den Piloten, die vor Kurzem die Tscheljuskin-Besatzung aus dem Eismeer gerettet hatten – die ersten Inhaber des gerade gestifteten Titels «Held der Sowjetunion». Es gab etliche Schiessbuden, Radiotechnik-Lehrstände, ausgeklügelte Geräte, mit denen man seinen Mut und seine Kraft testen konnte. Besonderer Popularität erfreute sich der Fallschirmturm, von dem man aus 20 oder 30 Meter Höhe einen Sprung imitierte. Darüber hinaus gab es Badegelegenheiten und Bootsverleihe, Tanzflächen und Vortragspodien, Quizecken und Schachveranstaltungen unter freiem Himmel. Einmal nahm ich an einem Simultanspiel teil, das ein Grossmeister (ich glaube, er hiess Lewenfisch) an 120 Brettern gab, wurde aber nach 15 oder 18 Zügen vom Maestro mattgesetzt.

Durch Hans Baumgarten lernte ich ein Ehepaar kennen, das mich unter seine Fittiche nahm. Lasar Alexandrowitsch Goryschnikow war der Chef (oder Stellvertreter) der Hauptverwaltung Automobil- und Traktorenbau, was heute, da alle Hauptabteilungen in selbständige Ministerien umgewandelt sind, dem Rang eines Ministers entspräche. Er war 50, gross, ein dunkler Typ mit Vollbart und unheimlichen Augenbrauen, gutmütig, aber wortkarg. Oft, wenn er, meist spät am Abend, vom Dienst nach Hause kam, setzte er sich an seinen Schreibtisch und legte Patiencen.

Lasars Frau Ljuba (richtiger Lebensgefährtin, denn nach einer geschiedenen Ehe hatte er nicht wieder geheiratet) war nur drei Jahre älter als sein Sohn. Sie war in fast allem das Gegenteil von Lasar: deutlich kleiner, rotblond und mollig, sie zwitscherte und trällerte unentwegt. Ljuba sprach etwas Englisch, sodass ich mich von Anfang an mit ihr verständigen konnte.

Die Goryschnikows bewohnten ein einziges Zimmer in einem einstöckigen Haus unweit der Twerskaja, das vor der Revolution ein Bordell beherbergt hatte. Die Liquidierung des Puffs, sagte Lasar Alexandrowitsch einmal spöttisch, sei wenigstens allen Gesellschaftsschichten zugutegekommen: Jetzt wohnten in dem Haus sechs Parteien – Militärs, Schauspieler, Parteiarbeiter, Studenten, Rentner, Ingenieure. Ihm persönlich, fügte er hinzu, wäre es allerdings lieber gewesen, wenn nur zwei Parteien davon profitiert hätten.

Da Goryschnikows Zimmer sehr gross war, wirkte es nicht überladen wie die meisten Moskauer Wohnräume. Wenig Wert wurde auf die Einrichtung gelegt. Der Tisch hingegen wurde selbst bei gewöhnlichen Mahlzeiten mit verschiedensten Tellern, Kristallschalen, geschliffenen Gläsern, silbernen Untertässchen oder ziselierten Löffelchen eingedeckt.

Zum Lebensstil der Goryschnikows gehörte auch die typisch russische Datsche, wo man die Wochenenden und den Sommerurlaub verbrachte. Die Datsche der Goryschnikows bestand aus zwei Zimmern und Terrasse, die sie alljährlich bei einem Bauern in Usowo mieteten. Usowo (heute praktisch ein Stadtteil Moskaus) lag ein Stück hinter Barwicha, wo Stalin und andere Politbüromitglieder ihre Sommerhäuser hatten. Das ganze Gebiet war damals zwar nicht formal, aber faktisch gesperrt. Man verkaufte einfach keine Fahrkarten dorthin, und da es keine privaten Pkws gab und die Moskauer nicht zu wandern pflegten, blieben die Ausflügler den betreffenden Gebieten fern.

Bei den Goryschnikows auf der Datsche ging es genau so zu, wie man es aus den russischen Romanen des 19. Jahrhunderts kennt. Man sass auf der Veranda, sass abends stundenlang am Samowar und fragte vor dem Schlafengehen den Datschenvermieter, wie morgen das Wetter werden würde. Man sammelte in grosser Gesellschaft Pilze

und Beeren, riesige Blumensträusse wurden gepflückt, und wenn es übermässig heiss wurde, spazierte man zu einem kleinen Waldflüsschen, an dem es streng getrennte Badestellen für Männlein und Weiblein gab.

Wenn das Leben der Goryschnikows bescheiden anmutet, so muss angemerkt werden, dass es zwischen dem Lebensstil von Nomenklaturakadern und gewöhnlichen Sterblichen dennoch einen beträchtlichen Unterschied gab. Die meisten meiner Zeichnerkollegen wohnten – ohne diese etwa als Belastung zu empfinden – mit drei oder sogar mehr Leuten zusammen in einem Zimmer einer Gemeinschaftswohnung, sparten jahrelang für einen Wintermantel und betrachteten es als normal, ihr Brot (wenn es überhaupt ausreichte!) ohne Aufstrich zu essen.

Mädchenbekanntschaften gab es in der ersten Zeit wenige. Ich erinnere mich an eine zarte Germanistik-Studentin, die leidenschaftlich mit mir über Klassenkampf, die historische Mission der Arbeiterklasse und die neue Gesellschaftsordnung diskutierte. Jelena Alfarowna, Lenotschka genannt, hatte lange blonde Zöpfe und wirkte äusserlich fast wie ein deutsches Gretchen, ihre Unruhe, ihre Begeisterungsfähigkeit und ihr Pathos waren jedoch typisch russisch. Wenn wir in menschenleeren Winkeln des Parks in Sokolniki* spazieren gingen, sprach sie am liebsten von Selbstaufopferung, unerschütterlicher Freundschaft und von Liebe. Dieses Wort hatte für sie einen geradezu mystischen Klang. Da wir einander sehr mochten, wäre es sicherlich zu einer Liebelei zwischen uns gekommen, wenn Lenotschkas Reden über Treue und Ehre mich nicht ständig an das Versprechen gemahnt hätten, das ich meiner fernen Freundin Luta einst in Berlin gegeben hatte.

Von ganz anderem Naturell war Assja, eine brünette Oberschülerin, die ich – wie auch Lenotschka – in der Nebenstelle des Ausländerklubs im Gorki-Park kennenlernte. Assja war lebhaft, äusserte

sich bestimmt und errötete nicht einmal bei gelinden Obszönitäten. Allerdings kam es mit Assja nie zu Spaziergängen in verlassenem Parkwinkeln. Sie zog es immer dorthin, wo sich Menschen stauten, wo es etwas zu erleben und zu erfahren gab. Mit Assja sah ich den gerade uraufgeführten Tschapajew-Film und Podogins Bühnenstück «Aristokraten», das es mir besonders angetan hatte. Das Drama handelte vom Bau des *belomorsko-baltiski-kanal* (Weissmeer-Ostsee-Kanals*). In seinem Mittelpunkt standen ehemalige Weissgardisten, meist Adlige, die in einer Arbeitskolonie zu nützlichen Bürgern des Sowjetstaates umerzogen wurden.

Was ich damals natürlich nicht wusste: die gesamte Verwaltung des Bauprojekts – Leitung, Politabteilung, Wachmannschaften – würde nach Fertigstellung des Kanals zum Aufbau eines neuen Arbeitslagers in den Nordural überführt werden, in jenes Lager, in dem ich mich acht Jahre später wiederfinden sollte.

ZEITENWENDE

Am 1. Dezember 1934 wurde das Politbüromitglied Sergej Kirow im Leningrader Smolny ermordet.

Kirow war ein sowohl innerhalb der Partei als auch beim Volk beliebter Politiker, der bei der geheimen Wahl des Politbüros auf dem 17. Parteitag nur drei Gegenstimmen erhalten hatte – im Unterschied zu Stalin, gegen den 292 Delegierte stimmten. Als Sekretär der wichtigen Leningrader Parteiorganisation hatte Kirow 1927 die Nachfolge Sinowjews angetreten, der plötzlich als «Rechtsopportunist» abgestempelt worden war. Es hiess, Kirow habe in Leningrad ein ganzes Nest von «Abweichlern» ausgeräumt.

Nun war Kirow ermordet worden, wie erst am folgenden Tag, dem 2. Dezember bekannt wurde. Ich erinnere mich, dass ich am Abend dieses Tages zu Goryschnikows ging, um zu erfahren, was Lasar Alexandrowitsch über das Attentat dachte. An diesem Tag kam er noch später als gewöhnlich nach Hause. Er war schweigsamer denn je und konnte seine Erregung nur mit Mühe verbergen. Immer wieder stand er von seinem Schreibtisch auf, durchmass das Zimmer mit langen Schritten und murmelte vor sich hin: «Schlimm ist das, ganz schlimm.» Heute nehme ich an, dass er die wahren Zusammenhänge erkannte. Vermutlich hatte er schon bei der sogenannten Tscheljabinsker «Schädlings-Affäre» einige Erfahrungen mit dem NKWD* gemacht und ahnte sogar, dass das NKWD auch ihn und seine junge Frau im Laufe der nächsten zwei, drei Jahre gnadenlos zermalmten würde.

Wenige Tage später erzählte mir Ljuba, dass ihr Mann grosse Schwierigkeiten auf der Arbeit habe. Es hatte zum Beispiel eine von Lasar Kaganowitsch geleitete Inspektion beim Tscheljabinsker Traktorenwerk, einer von Lasar Alexandrowitschs Abteilung betreuten Baustelle, gegeben, nach der einige Ingenieure unter den fadenscheinigsten Beschuldigungen verhaftet worden waren. Einen Zusammenhang zwischen diesen Vorkommnissen und der Reaktion Alexandrowitschs auf den Mord in Leningrad vermochte ich damals aber nicht herzustellen. Aus nächster Nähe sind entscheidende Zäsuren manchmal schwerer zu erkennen.

Jener 1. Dezember, dessen ich alljährlich mit Trauer und Zorn gedenke, scheint mir aus heutiger Sicht als Tag des Begräbnisses der sozialistischen Gesellschaftspraxis. Auch wenn die Hintergründe dieses Verbrechens bisher nicht vollständig aufgeklärt wurden, besteht kein Zweifel, wer hinter dem Attentat stand. In seinem Schlusswort auf dem 22. Parteitag der KPdSU* im Jahre 1961 enthüllte Nikita Chruschtschow, dass zunächst die Mörder selbst sowie alle Personen ihrer Umgebung rasch und ohne ordentliches Gerichtsverfahren erschossen worden waren, dass man dann den Personenkreis, der von der Erschiessung dieser Personen Kenntnis hatte, umbrachte und schliesslich auch diejenigen aus dem Wege räumte, die die Mitwisser ermordet hatten.

Obwohl ich damals der offiziellen Version glaubte, derzufolge Kirow von «Volksfeinden» ermordet worden war, dämmerte mir, dass es um mehr ging als um den Kampf des Sowjetvolkes gegen seine Feinde. Es wunderte mich, dass man alle Leibwächter Kirows, die doch zur Klärung der Untat hätten beitragen können, sofort nach dem Mord ohne Prozess erschossen hatte und auch die Mörder hingerichtete, ehe sie ihre Hintermänner preisgegeben hatten. Am wenig-

sten konnte ich verstehen, wieso die Partei in dieser Situation ihre vielzitierte Führungsrolle nicht wahrnahm. Tatsache war nämlich, dass alle im Zusammenhang mit dem Kirow-Mord stehenden Massnahmen, so unter anderem die noch am selben Tag erlassene Ausnahmeverordnung über Sondergerichtsbarkeit, die unmittelbar folgende Verhängung von Dutzenden und Aberdutzenden Todesurteilen in Leningrad, in der Ukraine und in Belorussland, die Verhaftung Sinowjews, Kamenews, Jewdokimows und weiterer 13 ehemaliger Politbüro- oder ZK-Mitglieder, denen man eine «trozkistische Verschwörung» zur Last legte – dass all diese Massnahmen vom NKWD ergriffen wurden, ehe das Zentralkomitee der Partei zusammentrat, um die Situation einzuschätzen und entsprechende Beschlüsse zu fassen.

Das Wesen der vor sich gehenden Veränderungen erkannte ich jedoch nicht einmal ansatzweise. Zum einen erschien mir eine Abkehr von den Grundsätzen der Oktoberrevolution undenkbar, ausserdem begannen die mit dem Kirow-Mord eingeleiteten Verbrechen nur langsam ihre Kreise zu ziehen. Trotzdem waren die sich vollziehenden Wandlungen unübersehbar. Man hörte Gemunkel über geheimnisvolle konterrevolutionäre Aktivitäten, über Sabotage und Schädlingsaktionen des Klassenfeindes. Immer häufiger hiess es, dass ausländische Spione und Agenten Vieh vergiftet, Explosionen verursacht oder Unfälle herbeigeführt hätten. Als im Mai 1935 der Prototyp des Riesenflugzeugs «Maxim Gorki» von einem Sportflieger gerammt wurde und abstürzte, waren wir davon überzeugt, dass der Sportpilot, ein hochdekorierter Militärflieger, ein Feind des Volkes gewesen sei. Gerüchte über um sich greifende Verhaftungen von alten Parteimitgliedern und -funktionären erschienen immer glaubwürdiger, weil zwar ständig die Berufung neuer Leute auf exponierte Posten bekanntgegeben wurde, jedoch nicht gesagt wurde, was mit den alten Funktionären geschah.

Aber auch im öffentlichen Leben passierten Dinge, die mich befremdeten. In Deutschland hatten wir Jungkommunisten mit dem Slogan «Dein Körper gehört dir» für die Freigabe der Abtreibung gekämpft und es als vorbildlich angesehen, dass solche Eingriffe in der Sowjetunion erlaubt waren. Nun wurden sie plötzlich unter Strafe gestellt. Zudem waren wir der Auffassung gewesen, dass die Ehe einer Versklavung der Frau gleichkommt, wenn keine menschenwürdige Möglichkeit der Scheidung gegeben ist. Doch nun wurde in der Sowjetunion über Nacht eine Kampagne gegen die Ehescheidung eingeleitet und dann Scheidungsgebühren festgelegt, die die Auflösung einer Ehe für die meisten unbezahlbar machten. Die bisher betriebene Propaganda gegen die Kirchen wurde plötzlich eingestellt, die antireligiösen Museen schlossen ihre Pforten oder wurden verkleinert. Später verschwand vom Roten Platz sogar die Tafel mit dem Marx-Wort «Religion ist das Opium des Volkes», die den Ikonenrahmen, in dem zur Zarenzeit die Iwer'sche Gottesmutter hing, geziert hatte.

Besonders schockiert war ich, als ich erfuhr, dass nicht nur Bücher (zum Beispiel über die Geschichte der Bolschewistischen Partei), die wir eben noch als letzte Weisheit angesehen hatten, eingezogen wurden, sondern dass sogar einige Marx'sche Werke dem Verbot anheimfielen und bestimmte Artikel von Lenin nicht mehr publiziert und zitiert werden durften. Nicht weniger Unbehagen verspürte ich, als pathetische Broschüren über die Seeschlacht von Zussima (im Russisch-Japanischen Krieg) erschienen und alte russische Feldherren als Vorbilder aus der Mottenkiste geholt wurden.

In der ersten Moskauer Zeit war ich häufiger von der «Gesellschaft für kulturelle Verbindungen mit dem Ausland»* gebeten worden, in einem russischen Klub über Deutschland zu sprechen. Selbstverständlich wurde erwartet, dass man die Zuhörer vom ungebrochenen

Kampfgeist der deutschen Kommunisten überzeugte (was dazu führte, dass ich mich mitunter dazu verleiten liess, Gewünschtes für Realität auszugeben). Dass ich zu solchen Reden immer seltener eingeladen wurde, merkte ich anfangs nicht oder schob es auf organisatorische Mängel. Später aber wunderte ich mich darüber, dass die Aufmerksamkeit der Menschen in den Betrieben und Klubs immer mehr auf die Geschichte des russischen «Vaterlandes» und auf das Heldentum zaristischer Heerführer gelenkt wurde. Man sprach vom «heiligen» Alexander Newski, der vor 700 Jahren die deutschen Ordensritter besiegt hatte, aber auch immer häufiger von Feldherren, die nicht gegen Deutsche gekämpft hatten. Währenddessen wurden Fabriken oder Institutionen, die nach ausländischen Revolutionären – etwa nach Rosa Luxemburg – benannt waren, plötzlich und ohne viel Aufhebens umbenannt. Zugleich breitete sich die Ordens-, Abzeichen- und Plakettenplage immer weiter aus. Im Stadtbild tauchten massenweise neue Uniformen auf, Wehrsport- und Schützenwettbewerbe wurden immer populärer.

An der Idee des Sozialismus zweifelte ich keinen Augenblick, aber war das, was hier geschah, der richtige Weg, diese Idee in die Praxis umzusetzen? Mein Blick wurde kritischer. Mich bedrückten die kleinen Ungerechtigkeiten, die Bürokratie, die Aufspaltung der Gesellschaft in viele Kasten. Die einen durften dort kaufen, die anderen woanders, den dritten (und dazu gehörte ich) standen nur Geschäfte zur Verfügung, in denen es nichts zu kaufen gab. Viele Klubs, die meisten Erholungsheime, ja schon Wohnhäuser glichen Festungen, zu denen nur Auserwählte Zutritt hatten.

Hinzu kam, dass meine persönlichen Zukunftshoffnungen einen unerwarteten Rückschlag erlitten. Obwohl ich mich allmählich an der KUNMS eingelebt hatte, träumte ich in Wahrheit davon, For-

scher, Polarreisender oder Geologe zu werden. So hatte ich nach zehn Monaten als Zeichner beschlossen, mich um einen Studienplatz an der Moskauer Universität zu bewerben. Dazu brauchte man damals, ehe das obligatorische Abiturzeugnis eingeführt wurde, neben einer Klausurarbeit nur ein paar mündliche Prüfungsfragen zu beantworten. Insbesondere bei der Klausurarbeit war es ausdrücklich erlaubt, die Sprache seiner Wahl (genauer: die Sprache, in der man unterrichtet worden war) zu verwenden, deshalb schrieb ich den Aufsatz zum Thema «Leo Tolstoi als Spiegel der Russischen Revolution» auf Deutsch. Mein Text war sicher passabel, auf jeden Fall ausreichend für die Immatrikulation, da ich Lenins Aufsätze über Tolstoi kannte. Umso enttäuschter war ich, als ich anderentags vergeblich meinen Namen auf der ausgehängten Liste der aufgenommenen Studenten suchte. Es wurde mir erklärt, dass der Dozent für deutsche Sprache, dem mein Aufsatz übergeben worden war, meine Handschrift nicht hätte entziffern können und die Arbeit nicht benotet hatte. Da meine Schrift aber (damals) durchaus leserlich war, konnte ich mir das nicht erklären. Heute bin ich mir ziemlich sicher, dass der Dozent den sich allmählich breitmachenden Nationalismus aufmerksam registriert und vorgezogen hatte, sich keine Scherereien wegen eines Ausländers einzuhandeln.

Nach der unerwarteten Absage stand ich im alten Universitätshof neben dem damals noch nicht abgerissenen Pokrowski-Denkmal und rauchte, als mir jemand die Hand auf die Schulter legte. Ich drehte mich um und sah Alexander Emel, den ich als den Ehemann von Isa Kogon kannte, einer ehemaligen Kollegin meiner Mutter aus der Zeit, als sie in Berlin für die Sowjetische Aussenhandelsvertretung gearbeitet hatte. Nachdem wir uns wie alte Bekannte begrüsst hatten, klagte ich ihm mein Leid. Da lachte er und sagte zu meiner grenzenlosen Überraschung, dass er hier Professor sei und meine Immatrikulation

gleich in Ordnung bringen werde. Ich folgte ihm in den berühmten roten Salon, wo wir aber von der Sekretärin erfuhren, dass der Rektor nicht mehr im Hause war. So verabredeten wir uns für den folgenden Vormittag.

Am nächsten Tag kam er aber nicht. Ob auch er sich der zunehmenden nationalistischen Euphorie bewusst war und sich deshalb nicht für mich einsetzen wollte, weiss ich nicht. Jedenfalls wartete ich über eine Stunde, beschloss dann, ihn anzurufen, verwarf den Gedanken aber, als ich keine zwei Kopeken für den Münzautomaten finden konnte. Ich werde eben, sagte ich mir trotzig, ohne Protektion zurechtkommen.

Als 1935 ein neues Gesetz über die Studienzulassung erlassen wurde, demzufolge für eine Immatrikulation ein Abitur nötig war, rückten meine Träume vom Studium in weite Ferne. Meine Pinselei an der KUNMS erschien mir zunehmend als Vergeudung wertvoller Lebensjahre, selbst in materieller Hinsicht war meine Lage kläglich. Wäre nicht das billige Mittagessen in der KUNMS gewesen, hätte ich mitunter regelrecht gehungert. Aber auch so kam es vor, dass ich abends mit knurrendem Magen ins Bett ging. Nach gut einem Jahr Moskau begann meine aus Deutschland mitgebrachte Garderobe zu verschleissen. Am schlimmsten stand es um mein Schuhwerk. Galoschen, die man in Moskau eigentlich brauchte, konnte ich mir nicht kaufen. Das Geld reichte nicht mal für Turnschuhe, wie die meisten Kollegen sie trugen.

Meine Zweifel machten mir jedoch am meisten zu schaffen. Ich kam zwar damals mit vielen Menschen zusammen, doch gab es niemanden, mit dem ich darüber sprechen konnte. Meine Mutter und Hans (ohnehin kaum Gesprächspartner in dieser Sache) wohnten ausserhalb Moskaus und kamen nur selten zu Besuch in die Stadt. Vater, der zu dieser Zeit noch Lehrer am «Institut der Roten Profes-

sur»* war, rückte wenigstens mal einen 50-Rubel-Schein heraus, war aber ansonsten mit seiner Gerda und seinen eigenen Problemen beschäftigt. Auch seine Stelle war aufgrund des zunehmenden Nationalismus bedroht. Indem ich meine Zweifel und Probleme immer mehr in mich hineinfraß, wurde ich buchstäblich krank. Ich lag nächtelang wach, und meine Grübeleien gipfelten immer in denselben Fragen: Welchen Sinn hat die Existenz der Menschheit, der Einsatz des Einzelnen, wozu lebe ich? Meine Nerven waren schliesslich derart strapaziert, dass mich – zum ersten und letzten Mal in meinem Leben – Halluzinationen überkamen. Was damals mit mir vorging, ist mir völlig rätselhaft, ich kann es nicht einmal richtig beschreiben.

Es muss im Sommer 1935 gewesen sein, als ich mich auf dem Wege zur Arbeit, und zwar in der alten, schmalen Gasse, die von der Soljanka zur Marossejka hinaufführt, plötzlich in einen seltsam unwirklichen Zustand versetzt sah. Alles um mich wurde von einem sanften Leuchten durchtränkt, und ich hörte eine geheimnisvolle Stimme. Die Worte verstand ich nicht, doch wusste ich mit eigenartiger Bestimmtheit, dass mir da von einer Doppelperson, die zugleich ein vor Hunderten von Jahren verstorbener Bojare und Wolfgang Ruge war, meine Zukunft prophezeite. Das Ereignis war schmerzlich und lustvoll zugleich, indem es mir ein unbeschreibliches Gefühl des Auserwähltseins vermittelte. An der einzigen Linksbiegung der Gasse war der Spuk abrupt vorbei. Aber er wiederholte sich am nächsten Tag und am übernächsten, so etwa drei Wochen lang. Jedes Mal versuchte ich, die Prophezeiung zu verstehen. Das ist mir jedoch nicht gelungen. Nach drei Wochen war die Erscheinung vorbei, sie hat mich nie wieder heimgesucht.

In dieser Zeit spielten die Briefe, die ich ein- oder zweimal wöchentlich von Luta aus Palästina bekam, eine wichtige Rolle.

Unbefangen berichtete sie mir, dass sie sich eine neue Schreibmaschine gekauft, 14 Tage in einem Strandhotel an der See verbracht oder originelle Gardinen für ihr Zimmer genäht hatte. Noch immer war das Treueversprechen, das wir uns gegeben hatten, eine Leitlinie meines Lebens. Und doch sah ich, dass die Gefahr, sie zu verlieren, stetig wuchs.

Zu den Gefahren zählte mein Mangel an Standhaftigkeit. Zu gross waren die Verlockungen, der Erlebnishunger, die Sehnsucht nach Zärtlichkeit. Und konnte ich sicher sein, dass nicht auch Luta der Versuchung erliegen würde? Abgesehen von den in uns selbst liegenden Gefahren für unsere Liebe und unsere Zukunft, waren auch die äusseren Umstände gegen uns. Wie sollten wir eine Wiederbegegnung bewerkstelligen? In Moskau hatte ich nicht die minimalsten Voraussetzungen, um Luta zu empfangen, und sei es nur zu Besuch, falls das überhaupt möglich war. Vollkommen abwegig war es, Luta zur Übersiedlung in die Sowjetunion zu überreden.

Und es kam noch schlimmer. Im Herbst 1935 machte mich Hilde Tal, die mehr als andere über die vor sich gehenden Verhaftungen und Verfolgungen wusste, darauf aufmerksam, dass eine regelmässige Auslandskorrespondenz mir schaden könnte und dass es am besten sei, den Briefwechsel mit Palästina abzubrechen. Was sollte ich tun?

Dass es überhaupt möglich war, die Sowjetunion wieder zu verlassen, war mir zum ersten Mal bewusst geworden, als viele Schutzbündler, die 1934 gekommen waren, in die Heimat zurückführen. Wenn sie es fertigbrachten, in ein faschistisches oder halbfaschistisches Land zu gehen, so sagte ich mir nun, warum sollte ich da nicht den Mut aufbringen, nach Palästina zu gehen, wo viele Emigranten aus Nazideutschland, nicht nur Juden, Fuss gefasst hatten?

Hatte ich mich anfangs gescheut, solche Gedanken zu hegen, so

änderte sich das, als mir eine gute Bekannte, eine Sowjetbürgerin, im Juli oder August 1935 sagte, dass sie überhaupt nicht verstehe, warum ich nicht zu meiner Freundin nach Tel Aviv führe. Kommunismus, Sozialismus – alles schön und gut, aber das Wichtigste für einen Menschen sei doch Freundschaft, Geborgenheit, Liebe.

Von diesem Tage an begann ich, Ausbruchspläne zu schmieden. Bis Odessa zu kommen war kein Problem. Die Überfahrt von dort nach Konstantinopel hoffte ich in Rubel bezahlen zu können. Ansonsten könnte ich mich als Schiffsjunge anheuern lassen. Für einen kurzen Aufenthalt in Konstantinopel besass ich sogar noch 20 Mark, die ich ins Futter meines Notizbuches eingeklebt hatte. Alles Weitere würde sich finden – als blinder Passagier oder als Kohlenschipper, bis nach Haifa würde ich es irgendwie schaffen.

Hätte ich den Entschluss zur Ausreise aus der Sowjetunion zwei, drei Monate früher gefasst, wäre mein weiteres Leben wohl völlig anders verlaufen. Vielleicht wäre ich heute Professor in Südamerika, Farmer in Australien oder schon lange tot. Jedenfalls hätte ich bis etwa Juni, Juli 1935 mit meinem noch gültigen deutschen Reisepass ausreisen können. Im Herbst 1935 war der Pass jedoch abgelaufen, und ich besass keine Papiere, die ausserhalb der Sowjetunion anerkannt werden würden. Wollte ich mein Vorhaben wahr machen, musste ich, so bitter es war, als deutscher Antifaschist zur Nazi-Botschaft in Moskau gehen und die Verlängerung meines Passes beantragen.

Nachdem ich Luta geschrieben hatte, dass ich eine gewisse Zeit von Moskau abwesend sein und keine Post von ihr würde empfangen können, richtete ich meine Schritte eines Tages in die Leontjewski-Gasse, inzwischen Stanislawski-Strasse, in der sich heute die DDR-Botschaft befindet. Meine Knie zitterten. Keiner meiner Bekannten durfte mich sehen, keinem der vor der Botschaft patrouillierenden

NKWD-Zivilisten durfte es gelingen, mir zu folgen. Eine absurde Situation. Zwei Jahre zuvor hatte ich mich bemüht, nach Verlassen der Sowjet-Botschaft in Berlin mögliche Gestapo-Agenten abzuschüteln, jetzt wiederholte sich das Ganze in Moskau. Das bisschen Konspiration, das ich in Deutschland gelernt hatte, kam mir zugute.

Unkomplizierter als erwartet ging es anfangs auch in der Botschaft zu. Widerlich war, dass der Konsul, ein dicker, jovialer Herr, unter einem grossen Hitler-Porträt sass. Aber es gab keinen Hitler-Gruss, keine politischen Fragen oder Belehrungen. Irritierend: In einem Glasschrank unter dem Hitler-Bild entdeckte ich Lenins Sämtliche Werke in der mir gut bekannten Berlin-Wien-Ausgabe. Ich stellte mich dumm und war darauf bedacht, nichts zu unterschreiben und nichts zu hinterlassen. Das verlangte man auch gar nicht von mir. Der Konsul hörte meine Lügen (dass es mir hier nicht so recht gefalle und dass ich nach Hause wolle) verständnisvoll an und stellte nur belanglose Fragen. Unvorhergesehenerweise forderte er mich jedoch auf, noch einmal zu kommen und Passfotos mitzubringen: Es müsse ein neuer Pass ausgestellt werden. Nun musste ich ein zweites Mal in die Leontjewski-Gasse und noch ein drittes Mal, um den Pass abzuholen.

Wie beim ersten Mal lief alles glatt. Dennoch erwies sich die ganze Aktion als Fehlschlag. In dem Pass, der mir ausgehändigt wurde, stand nämlich: «Gültig für 14 Tage zur Rückreise nach Deutschland». Meine Pläne waren durchkreuzt. Ade Luta!

Eine Stunde nachdem ich den neuen Pass in Empfang genommen hatte, überantwortete ich die Schnipsel, in die ich das gerade errungene Dokument verwandelt hatte, der Klospülung.

Sechs Jahre später, unmittelbar nach Kriegsausbruch, als das deutsche Botschaftsarchiv in Gestalt flockiger Papierasche durch die Strassen des Moskauer Stadtzentrums wirbelte, hätte ich am liebsten

gebetet: Herr, lass alle Unterlagen über meinen Botschaftsbesuch verbrennen! Und dieses Gebet wurde – obwohl nicht ausgesprochen – erhört!³ Gelassen konnte ich reagieren, als mir zwei Jahrzehnte später ein Jugendfreund aus der kommunistischen Bewegung erzählte, Mitte der dreissiger Jahre sei einmal ein Gestapomann in der Nachbarschaft aufgetaucht, habe sich nach mir erkundigt und dabei erwähnt, dass ich einen Rückreisantrag gestellt habe. Er fügte sogleich hinzu, dass er natürlich sofort durchschaut habe, dass es sich um eine dumme Provokation handle. Ich brauchte nur zustimmend mit dem Kopf zu nicken.

Erst jetzt, ein halbes Jahrhundert später, lüfte ich, da ich mich allein der Wahrheit verpflichtet fühle, mein Geheimnis – allerdings nur, indem ich es einem Bogen Papier anvertraue.

HIMMELHOCH JAUCHZEND ...

Nach den letzten Ereignissen konnte am Vorabend des Jahreswechsels 1935/36 kein Zweifel daran bestehen, dass ich mich auf einen langen Aufenthalt in der Sowjetunion einrichten musste. Angesichts der zunehmend ausländerfeindlichen Atmosphäre gelangte ich zu dem Schluss, dass ich mich, wenn ich bestehen, ja vielleicht trotz allem noch zum Studieren kommen wollte, maximal meiner Umgebung anpassen müsse. Das hiess: Emigrantenmentalität ablegen, Kontakte zum Ausländerklub abbrechen und die sowjetische Staatsangehörigkeit annehmen. Vor allem aber bedeutete es, dass ich nicht nur fehlerfrei, sondern akzentfrei Russisch lernen und mich mit der russischen Kultur anfreunden musste: Ich beschloss, Russe zu werden.

Dieser Entschluss erwies sich als folgenreich für mein weiteres Leben und Überleben. Ein bis zwei Jahre nachdem ich faktisch aus dem «Klub für ausländische Arbeiter» ausgeschieden war, wurden binnen kurzer Zeit fast alle dortigen Stammgäste in Nacht-und-Nebel-Aktionen vom NKWD abgeholt und der absurdesten Taten beschuldigt (wie zum Beispiel beim sogenannten Hitlerjugend-Prozess* 1938). Dabei machte der Verhaftungsapparat auch nicht vor den Kindern verdienter Kommunisten halt. Verhaftet wurden unter anderem die Söhne von Hans Beimler, Gustav Sobottka, Max Maddalena, Max Seydewitz oder Berta Lask. Viele der ehemaligen Klubmitglieder wurden erschossen, andere haben die üblichen zehn Jahre Lagerhaft nicht überlebt, nur wenige sind nach 1945 aus den Weiten Sibiriens nach Deutschland zurückgekehrt.

Anfang 1936 war der Erwerb der sowjetischen Staatsbürgerschaft noch unkompliziert. Die Rote Hilfe besorgte mir die zwei erforderlichen Bürgen, eine Genossin und einen Genossen. An ihn kann ich mich nicht mehr erinnern; sie, eine blonde Enddreissigerin, wurde 1937 verhaftet.

Mein Entschluss, Russe zu werden, hatte zur Folge, dass ich noch stärker in meinen neuen Freundeskreis hineinwuchs. Über meinen Kollegen und Freund Stjopa Nikolajew (ein gebürtiger Bulgare, dessen Eltern in den Bürgerkriegsjahren in der Sowjetunion umgekommen waren) fand ich Anschluss an eine Gruppe von Theaterliebhabern, die zumeist an der KUNMS arbeiteten. Sie halfen sich gegenseitig beim Besorgen von Theaterkarten, besuchten oft zu fünft oder zu sechst die Vorstellungen, diskutierten über das Gesehene und erieferten sich über Bücher, die sie gelesen, oder Ausstellungen, die sie gesehen hatten.

Im Kreise dieser jungen Leute eröffnete sich mir eine Welt, die mir bisher verschlossen gewesen war. Und das gilt nicht nur für die russische Literatur. So seltsam, ja beschämend es ist, fand ich beispielsweise erst über meine neuen Moskauer Freunde zu Heinrich Heine. In unserer sektiererischen KPD-Welt hatten wir ihn als «bürgerlichen» Dichter abgelehnt, ohne ihn je gelesen zu haben. Und nun bestaunte ich seine herbe Gesellschaftskritik und den Zauber seiner Lyrik – und das, obwohl ich das meiste auf Russisch las. Ähnlich erging es mir mit anderen grossen Klassikern. In Deutschland hatten wir Goethe links liegenlassen, von Schiller allenfalls «Die Räuber» gelesen. Hier las ich auch Lessing, Weerth, Börne und Büchner.

Vor allem aber musste ich mich mit den russischen Dichtern und Denkern auseinandersetzen. Der leuchtende Stern war Puschkin, den man mit geradezu religiöser Inbrunst verehrte. Im Gespräch waren auch Gribojedow, Lermontow und die Zöglinge des Peterhofer

Lyzeums, von denen viele dann beim Dekabristenaufstand eine Rolle spielten.

Zwar beschäftigte sich der Kreis junger Leute, zu dem ich gefunden hatte, gründlich mit der überall gepriesenen neuen sowjetischen Literatur, doch hatte man auch jene Namen nicht vergessen, die in Presse und Funk nicht mehr genannt oder deren Werke bereits verboten waren. So lasen wir die Zwetajewa und Bulgakow (dessen Stück «Die Tage der Turbins» noch am Künstlertheater gespielt wurde) oder die immer mehr verpönte Achmatowa. Die Verse des endgültig verbotenen «Kulakendichters» Sergej Jessenin schrieben wir aus zerfledderten Heften ab und reichten sie von einem zum anderen weiter. Darüber hinaus setzten wir uns mit Leonid Adrejew, Konstantin Balmont, Fjodor Sologub auseinander, die damals ebenfalls schon faktisch verboten waren und, im Gegensatz zu den Obengenannten, auch nach Ende der Stalin-Ära kaum wieder gedruckt wurden.

Dass das Theater in dieser Zeit meine grosse Leidenschaft wurde, hing sicherlich auch mit den Mädchen zusammen, die bei unseren Theaterbesuchen dabei waren – besonders denke ich dabei an Lydia Mankowa, eine Kindergärtnerin, die aus Ostsibirien stammte und deren zartes Gesicht einen leicht asiatischen Einschlag besass. Wir kannten Regisseure und Schauspieler und stritten oft bis in die Nacht über das Anliegen des Autors, den Wahrheitsgehalt des Werkes, die Eigenmächtigkeit der Regie. Schon bald konnte ich die einzelnen russischen Theaterschulen unterscheiden: das Malyj-Theater mit den grossen Schauspielern der Jermolow'schen Garde, das Künstler-Theater Stanislawskis. Das moderne Wachtangow-Theater, das supermoderne Meyerhold-Theater, das mir, trotz meines revolutionären Eifers, nicht so lag, und schliesslich das bombastisch-repräsentative Bolschoi-Theater, das mich damals noch sehr beeindruckte.

Natürlich sahen wir uns auch jeden neuen Film an oder gingen zu Lesungen und Vorträgen ins nahegelegene Polytechnische Museum. In Deutschland hatte ich nie ein Konzert besucht. Jetzt kam ich ab und zu mal ins Konservatorium oder lauschte Estradenkonzerten, in denen der umschwärmte Leonid Utjossow glänzte. Die einzigen Veranstaltungen, bei denen ich mich nicht wohl fühlte, waren die Tanzabende, an denen meine neuen Freunde grossen Gefallen fanden. Sie bewegten sich alle ungezwungen auf dem Parkett, ich aber konnte nicht tanzen. Manchmal versuchte Lydia mich an den Händen zu nehmen und in das Getümmel zu ziehen, doch war ich blöd genug, mich zu widersetzen.

Inzwischen rückte mir meine Luta in immer weitere Ferne. Ich schob die Wiederaufnahme der Korrespondenz immer wieder hinaus. Was konnte ich ihr über meine Situation, über meine Perspektiven, über meine Zweifel mitteilen? Umso mehr, als ich das Wichtigste nur verschlüsselt oder gar nicht schreiben konnte? Und dann plötzlich – über diese Wendung war ich selbst erstaunt, ja erschrocken – war ich verliebt.

Bei jeder Begegnung mit Lydia entdeckte ich etwas Neues, Anbetungswürdiges. Ich konnte mir nichts Vollkommeneres vorstellen als ihre feingeschwungenen Lippen, die Grübchen auf ihren Wangen, ihren dunklen Teint. Die Welt, in der ich lebte, erschien mir in neuem Licht – weil Lydia in derselben Welt zu Hause war.

Zunächst liess sich Lydia meine Liebesbeteuerungen gefallen – mehr nicht. Aber schliesslich, an einem der ersten Maitage 1936, fragte sie mich, ob ich nicht für uns beide ein Zimmer besorgen könne. Ich traute meinen Ohren kaum. Das Ersehnte, unmöglich Gelaubte war Wirklichkeit geworden. Allerdings bedurfte es zur tatsächlichen Erfüllung meiner Wünsche eines zweiten Wunders: Ich musste ein Zimmer in Moskau finden.

Ich schlug Lydia vor, in einen Vorort zu ziehen, aber davon wollte sie nichts wissen. Nach langer Suche gelang es mir über den Bekannten eines Bekannten namens Schpigel, der den Sommer auf seiner Datsche verbrachte, für drei Monate ein Zimmer in der Stadt zu mieten. Anfangs befürchtete ich, dass Lydia angesichts der unsicheren Perspektive auch dieses Angebot ausschlagen würde. Ihr Ja machte mich überglücklich.

Das Schpigel'sche Zimmer befand sich in einem schon ziemlich verwahrlosten Neubau in der Pljustschicha. Es war Teil einer Vierzimmerwohnung mit Bad und – für Moskau nicht selbstverständlich – Gasherd in der Küche. Zwei Zimmer wurden von je einem älteren Ehepaar bewohnt, ein drittes Zimmer gehörte ebenfalls Schpigel (er verbrachte nur die Wochenenden bei seiner Frau und seinen Kindern auf der Datsche). Unser Zimmer, das vierte, hatte die Form eines L, war etwa 25 Quadratmeter gross, hell und mit Balkon. In dieses luxuriöse Heim zogen Lydia und ich kurz vor dem 1. Juni 1936 ein. Wahrscheinlich waren wir das glücklichste Paar in ganz Moskau. Wir lebten über den Wolken – allerdings waren diese Wolken schwarz und unheimlich. Um uns herum spielten sich schreckliche Dinge ab.

Schon seit Anfang des Jahres befand sich die KUNMS in Auflösung, die für uns so etwas wie eine Heimat gewesen war. Die Lehrveranstaltungen der letzten Zeit hatten ohnehin nur noch in halbleeren Hörsälen stattgefunden. Ein Drittel, vielleicht sogar schon die Hälfte der Dozenten und Studenten waren bereits verhaftet (die wenigen Studenten, zu denen ich weiter Kontakt hatte, sind alle bis 1939 dem NKWD zum Opfer gefallen). Die Angestellten der KUNMS mussten sich Hals über Kopf neue Arbeitsplätze suchen.

Lydia, die ihren Beruf liebte, fand so schnell keine neue Stelle als Kindergärtnerin und ging als Bürohilfskraft ins Moskauer Stalin-Automobil-Werk. Ich hatte noch Glück, weil unsere Zeichner-Abtei-

lung vom Moskauer Tschernyschewski-Institut für Philosophie, Literatur und Geschichte* (MIFLI) übernommen wurde. Allerdings liess uns mancher Mitarbeiter spüren, dass wir aus der von «Volksfeinden» zersetzten KUNMS kamen. Eine Genossin, die ich noch aus Berlin kannte, grüsste mich kaum.

Im Juli wurden zwei junge Leute aus unserem Freundeskreis verhaftet. Der schon durch die Liquidierung der KUNMS auseinandergerissene Kreis hörte faktisch auf zu existieren.

In der zweiten Augushälfte ging der Prozess gegen Sinowjew, Kamenjew und andere Genossen über die Bühne – der erste grosse Moskauer Schauprozess, in dem sich die Angeklagten musterschülerhaft zu allem bekannten, was ihnen zur Last gelegt wurde: zu Attentatsplänen, die nie gedacht, zu Verbrechen, die nie begangen wurden. Das Urteil stand von Anfang an fest. Noch ehe die Vernehmung abgeschlossen war, veröffentlichte die *Prawda** Briefe von Schulklassen, in denen gefordert wurde, die «tollwütigen Hunde zu erschiessen». Unter diesen «tollwütigen Hunden» befand sich auch – Alexander Emel, der sich vor zwei Jahren erboten hatte, mir den Weg in die Universität zu ebnen! Nun sass er – unter seinem richtigen Namen Moise Lurje – auf der Anklagebank und gab zu, Moskauer Studenten zu Terroranschlägen auf Stalin angestiftet zu haben. Was wäre passiert, wenn ich damals zwei Kopeken zum Telefonieren gefunden hätte?

Wenn uns die Liebe nicht blind machte, so umgab sie uns doch mit einer Art Schutzwall. So schrecklich die Nachrichten waren, bis ins Innerste liessen wir sie nicht eindringen. Nachdem wir uns die erschütterndsten Stellen aus der Zeitung vorgelesen hatten, legten wir das Blatt weg, fielen uns um den Hals und liessen es dabei bewenden. Ungefähr um die Zeit, als wir vom Todesurteil gegen Sinowjew

und seine 15 Mitangeklagten erfuhren, hatten wir ganz praktische Sorgen: Wir mussten in einer Woche ausziehen.

Dass ich mich mit aller Kraft um eine neue Unterkunft bemühte, bedarf keiner Erwähnung. Auch Lydia tat, was in ihrer Macht stand. Dennoch weigerte sie sich strikt, in einen Vorort zu ziehen und irgendwo 30 oder 50 Kilometer von Moskau entfernt zu versacken. Dann, sagte sie, ziehe sie es vor, für ein paar Monate zu ihren Eltern nach Ostsibirien zu fahren, um sich von dort aus um eine mit Wohnraum verbundene Arbeit in Moskau zu bewerben.

In den letzten drei Tagen bei Schpigels waren wir völlig niedergeschlagen. Mit hängenden Köpfen verliessen wir am Abend des 31. August unser Zimmer – Lydia, um in den Transsibirischen Express zu steigen, ich, um ihr ein letztes Lebewohl zuzuwinken. Wir ahnten wohl beide, dass wir einander für immer verlieren würden.

Nachdem die Schlusslichter des Zuges verschwunden waren, stand ich noch lange auf dem Fernbahnsteig des Nordbahnhofes. Schliesslich raffte ich mich auf, fuhr zu Schpigels zurück, schnappte meinen Koffer und begab mich zum Spassonaliwkowski Tupik, wo sich das Zimmer befand, das ich vorher zusammen mit Walter bewohnt hatte und das noch immer von Hans und meiner Mutter bezahlt wurde. Ich hielt es für selbstverständlich, dass mein unterbrochenes Leben mit ihm nun weitergehen würde.

Mein Bruder sah die Dinge jedoch anders. Als er mich mit meinem Kofferchen dastehen sah, machte er die Tür gleich wieder bis auf einen schmalen Spalt zu und fragte mich, was ich wolle. Er eröffnete mir, dass ich nicht mehr hier wohnen könne, weil seine Freundin Böszi inzwischen zu ihm gezogen sei. Dann fiel die Tür ins Schloss.

Am Kinderspielplatz im Hof setzte ich mich auf eine Bank und

versuchte, meine Gedanken zu ordnen. Aber was gab es da zu ordnen? Die Freundin verloren, kein Dach über dem Kopf, kaum Geld in der Tasche. Hans und Mutter wohnten in einer gesperrten Zone bei Podlipki. Mein Vater? Würden er und seine Lebensgefährtin mich überhaupt aufnehmen? Wollte ich mich den Erniedrigungen von Gerda aussetzen? An wen sonst konnte ich denken? Viele meiner Bekannten waren verhaftet, alle hatten Angst vor dem Zugriff des NKWD. Meine Bitte, bei ihnen übernachten zu können, wäre ihnen aussergewöhnlich und undurchsichtig erschienen, davon abgesehen, dass die meisten gar keinen Platz hatten.

Wie lange ich auf der Bank des Kinderspielplatzes sass, weiss ich nicht. Als ich aus der Erstarrung erwachte, war das Licht hinter vielen Fenstern erloschen. Es hatte zu nieseln begonnen. Ich beschloss, zum Bahnhof zurückzukehren, um meinen Koffer in der Gepäckaufbewahrung abzugeben. In der Strassenbahn kam mir der Gedanke, dass ich erst mal in einen Vorortzug steigen und die Nacht auf der Hin- und Rückfahrt verbringen konnte. Am geeignetsten war die Strecke in Richtung Leningrad, wo die Loks noch mit Dampf betrieben wurden, langsamer fuhren und auch länger an den Stationen hielten. Ich löste mir eine Fahrkarte nach dem etwa 100 Kilometer entfernten Klin und wartete im überfüllten Wartesaal auf den letzten Zug in diese Richtung.

Da sich auch in den folgenden Tagen keinerlei Lichtblicke auftaten, verbrachte ich 14 Nächte oder mehr auf dem Leningrader Bahnhof und in den dreckigen, schlecht beleuchteten Zügen nach Klin. Im Wartesaal, wo Milizionäre darauf achteten, dass niemand schlief, schnappte ich mir zuweilen, wenn ich einen der begehrten Sitzplätze ergatterte, einen herumliegenden Zeitungsfetzen und versuchte, mir mit Lesen die Augen offen zu halten. In den Spalten der *Isioestija* und

der *Prawda* wurde gerade die «Volksaussprache über die erste sozialistische Verfassung in der Menschheitsgeschichte» geführt, die nach einigen Monaten vom Obersten Sowjet unter grossem Jubel angenommen wurde. Gejubelt wurde auch jetzt schon: Alle Zuschriften in den Zeitungen überschlugen sich vor Begeisterung über die Freiheiten des Volkes, die Rechte der Bürger, das vom Vater aller Werktätigen herbeigezauberte Glück jedes Einzelnen ...

Wenn der letzte Zug nach Klin ausgerufen wurde, schlich ich mich zum Bahnsteig und kroch in einen der schwarzen Waggon. Um diese Zeit war der Andrang der Passagiere nicht gross, sodass ich in der Regel einen freien Platz finden konnte. Oft befand ich mich auf der letzten Strecke allein im Wagen. Dann versuchte ich einzuschlafen, doch das gelang mir nicht immer. Der Waggon ruckelte und zuckelte, Geräusche drangen an mein Ohr. Dann wieder stand der Zug endlos lange still, irgendwo in der Ferne erklangen Stimmen, manchmal hörte ich Schreie, die ich mir vielleicht auch nur einbildete. Im Hindösen zwischen Schlaf und Wachsein öffnete ich die Augen, erschrak vor den an den Fenstern vorbeihuschenden Lichtern, lauschte dem an die Scheiben prasselnden Regen und glaubte, auf dem Weg in die Hölle zu sein. Ich redete mir ein, für meine politischen und menschlichen Sünden bestraft zu werden oder einer Prüfung ausgesetzt zu sein.

Obwohl der Kliner Zug vor seiner Rückkehr nach Moskau einen einstündigen Aufenthalt hatte, durfte man nicht im Waggon bleiben. Trostlose Stunde, die ich überbrücken musste. Auch der Bahnhof war geschlossen. Im Freien konnte ich mich, selbst wenn es warm war, nicht hinsetzen, weil ich fürchtete, einzuschlafen und die Rückfahrt nach Moskau zu verpassen. So lief ich Nacht für Nacht, durch die dunklen Strassen. Mehrmals kam mir der Gedanke, nicht wieder in

den Zug zu steigen, sondern seine Abfahrt abzuwarten und mich dann vor die Lokomotive zu werfen.

Die Rückfahrten aus Klin waren meist noch schlimmer. Der Schlafmangel hatte mich aufgeputscht, die Empfindlichkeit meiner Nerven bis aufs Äusserste gesteigert. Die ausgeschlafenen Leute, die zum Teil polternd einstiegen, reizten mich. Ihre oft in schrillen Tönen geführten Unterhaltungen kamen mir wie das Bellen Ertrinkender vor, die für ihre Untauglichkeit im tätigen Leben auf ewig bestraft würden.

Richtig wach wurde ich meist erst auf dem Leningrader Bahnhof, wo ich mich in einer widerlichen öffentlichen Bedürfnisanstalt notdürftig wusch und etwas Wasser aus der stinkenden Leitung trank. Dann kaufte ich mir eine Schrippe und würgte sie, da ich keinen Hunger verspürte, trocken herunter. Im Dienst (zu dieser Zeit noch im Tschernyschewski-Institut) brauchte ich zum Glück nicht zu sprechen. Ich arbeitete wie eine zum Ausrangieren reife Maschine – präzise, aber langsam und lustlos. Nach Feierabend konnte ich es nicht erwarten, zur Hauptpost in der Gorki-Strasse zu kommen und nach einem postlagernden Brief von Lydia zu fragen, wusste aber schon immer im Voraus, dass meine Erwartungen enttäuscht werden würden.

Eines Morgens, als ich vom Leningrader Bahnhof zum Metroeingang hinaustrat, stand plötzlich eine deutsche Genossin vor mir, Zilli, die ich flüchtig aus dem Ausländerklub kannte. Wie ein krankes Tier versuchte ich ihr auszuweichen, doch sie sprach mich an. Besorgt erkundigte sie sich, was passiert sei und warum ich so schlecht aussehe. Ich erzählte ihr zwar nichts von Lydia und von meinen nächtlichen Fahrten nach Klin, gestand ihr aber, dass ich praktisch auf der Strasse sass. Zu meiner grössten Verwunderung meinte sie, dass sie in ihrer Nachbarschaft in Losinoostrowskaja (an der Nordbahn) mehrere Leu-

te kenne, die einen von ihr empfohlenen Untermieter aufnehmen würden. Ich konnte es kaum glauben, bat sie aber, mir postlagernd zu schreiben, sobald sie etwas finde.

Obwohl die Bahnfahrkarten damals kaum etwas kosteten, hatte ich wenige Tage später nicht einmal mehr das Geld, um ein Billet nach Klin zu lösen. Ich beschloss, zur Krim-Brücke zu fahren und Vater zu bitten, mich wenigstens für ein oder zwei Nächte aufzunehmen.

Als Vater mich sah, war er so über mein Äusseres erschrocken, dass er nicht einmal Gerda fragte, ob ich bleiben könne. Er gab mir Rasierzeug, begleitete mich – als könne ich Umfallen – zu dem am Ende des Korridors gelegenen Waschraum. Anschliessend konnte ich mich satt essen. Schliesslich fiel ich auf das Lager nieder, das Erwin mir auf dem Fussboden bereitete, und fühlte mich zum ersten Mal seit langer Zeit wieder wie ein Mensch.

Zu einem Gespräch mit Vater kam es erst am nächsten Abend. Unser Glück war, dass Gerda zu einer Versammlung musste. Zunächst machte mir Erwin Vorwürfe, weil ich meine Bleibe «wegen eines Mädels» riskiert hatte. Ich hörte mir das an, dachte im Stillen aber, dass er selbst «wegen eines Mädels» die Familie und das Verhältnis zu seinen Söhnen zerstört hatte. Einen Ratschlag konnte allerdings auch er mir nicht geben.

Unser Hauptgesprächsthema war jedoch nicht meine persönliche Situation, sondern die Moskauer Atmosphäre. Ich begriff, dass Vater vom politischen Elend ringsum mindestens so mitgenommen war wie ich. Ein Bekannter von ihm, offenbar ein hoher Staatsfunktionär, der ihn von Zeit zu Zeit über Dinge unterrichtet hatte, die nicht in der Zeitung standen, war kurz zuvor verhaftet worden. Vater hatte – ohne es Gerda zu sagen – seine gesamte Korrespondenz und seine Notizbücher verbrannt, wartete jetzt Nacht für Nacht darauf, abgeholt zu werden.

Hilflos fragten wir uns, was wir tun sollten: Ob ich vielleicht versuchen sollte, mich als Freiwilliger für die Internationalen Brigaden nach Spanien zu melden oder in die Arktis zu gehen? Von solchen Plänen riet Erwin ab. Es gebe nur eins: den Kopf einziehen, sich nicht bemerkbar zu machen, irgendwie überleben.

Wir sprachen lange miteinander. Und so sehr alles von Angst und düsteren Vorahnungen durchdrungen war, so schön war es auch, sich zusammengehörig zu fühlen. Derartiges habe ich mit Vater nie wieder erlebt. Schon am nächsten Abend herrschte eine völlig andere Stimmung. Gerda ging geräuschvoll im Zimmer umher, schwadronierte, überschüttete mich mit Schmähungen: «Mich wundert's gar nicht... Zu faul zum Studieren ... Zu blöd, um sich ein Dach über dem Kopf zu verschaffen ... Und dann kommen sie zu Papa betteln...» Vater sass auf der Couch und wirkte, noch nicht einmal 50, wie ein willenloser Greis.

Der Zufall wollte es, dass ich ein paar Tage bei meiner Kollegin Kapa Buchholz kampieren konnte. Doch dann ging die Leidenszeit unerwartet zu Ende. Eines Abends erhielt ich auf dem Postamt Nr. 9 einen Brief: Von Lydia – dachte ich. Aber er war von Zilli. In wenigen Worten teilte sie mir mit, dass sie ein Zimmer für mich gefunden habe. Ich fuhr nicht, sondern flog zum Nordbahnhof und stand nach einer guten Stunde vor Zillis Haus.

Die Nachbarin, bei der mich Zilli unterbrachte, war eine alte, brummige Frau, nicht ganz so unsympathisch wie ihre beiden Kinder, mit denen sie zusammenwohnte: eine etwa fünfundvierzigjährige aufgedonnerte Witwe und ein etwas jüngerer, unverheirateter Sohn. Die Witwe war schlecht auf mich zu sprechen, weil ich das Zimmer bekam, in dem sie bis zum Tod ihres Mannes mit ihm gelebt hatte. Im

Grunde war es nur ein Verschlag, der mit Brettern, die nicht einmal bis zur Decke reichten, vom Wohnraum der anderen drei Bewohner abgeteilt war. Aber immerhin hatte ich ein Dach über dem Kopf. Noch am selben Abend zog ich ein.

WIE IM MITTELALTER

Ein altes Sprichwort sagt, dass im Hause des Gehenkten nicht vom Strick gesprochen wird. In Moskau sprachen jedoch sogar die Zeitungen davon.

Laufend wurde über «Entlarvungen», über «feige Selbstmorde von Verrätern» und über Prozesse gegen «feindliches Gesindel» berichtet. Im Januar 1937 las ich vom Prozess gegen das sogenannte Trotzki-stisch-antisowjetische Zentrum unter Pjatakow (stellvertretender Volkskommissar für Schwerindustrie und direkter Vorgesetzter meines guten Bekannten Lasar Goryschnikow), Radek, Solokolnikow, Serebrjakow und Muralow, in dem 13 Todesurteile und vier hohe Freiheitsstrafen verhängt wurden. Veröffentlichungen gab es auch über «Säuberungen» in den Unionsrepubliken, wenn auch die Mitteilungen nicht das ganze – heute bekannte – Ausmass erkennen liessen. Beispielsweise wurden in Armenien ausnahmslos alle hohen Partei- und Staatsfunktionäre «hinweggesäubert», in der Belorussischen Republik und in Aserbaidshan über die Hälfte.

Mehr als aus der Presse erfuhr man jedoch durch Gemunkel, durch das Verschwinden bestimmter Porträts oder Bücher usw. Von 14 Politbüromitgliedern und -kandidaten waren 1938 fünf verschwunden. Mich erschütterten die wahnwitzig anmutenden Nachrichten vom angeblichen Verrat alter Bolschewiken, etwa des Tschecha-Chefs Jagoda, des Obersten Staatsanwalts Krylenko, des WZIK-Sekretärs Jenukidse oder auch jüngerer Leute wie des Komsomol-Vorsitzenden* Kossarew. Am meisten bewegt mich aber, dass Menschen als «Volksfeinde» ins Jenseits befördert wurden, die ich in mei-

ner Kindheit verehrt hatte, so zum Beispiel Bela Kun, den Führer der ungarischen Räterepublik von 1919, oder Fritz Platten, den Organisator von Lenins Reise durch Deutschland im plombierten Waggon. Auch der Komintern-Theoretiker Professor Knorin, dessen Vorlesungen ich oft auf der Galerie der KUNMS mitgehört hatte, der Volksbildungsminister Bubnow und Marschall Blücher fielen dem Terror zum Opfer. Bubnow war seit 1903 in der Partei und hatte 1917 an der Planung und Durchführung des bewaffneten Aufstandes teilgenommen. Marschall Blücher war der Schöpfer der Fernöstlichen Roten Armee und war für mich und meine Generation schon zu Lebzeiten eine Legende. Dass er 1937 dem Militärgericht angehörte, das den ebenfalls berühmten Marschall Tuchatschewski und andere Genossen zum Tode verurteilte, hatte zunächst sogar meine Zweifel an der Unschuld dieser Armeeführer gemindert. Doch wenige Monate später wurde er selbst verhaftet und – wie die *Prawda* 1964, anlässlich Blüchers 75. Geburtstag, schrieb – «ohne Gerichtsverfahren und Urteil» erschossen.

Schwer mitgenommen wurde ich auch durch die Nachrichten über die «Entlarvung» von Schriftstellern, Regisseuren und anderen Künstlern. Unter anderem erfuhr ich von der Verhaftung Awerbachs (Schwager des ehemaligen Geheimdienstchefs Jagoda), Jassenskis (Verfasser des Bestsellers *Tschelowek menjaet koshu*), Luppols, Pilnjaks, Tretjakows und Babels, dessen «Reiterarmee» zu den berühmtesten Werken der Sowjetliteratur gehörte. Von der Verhaftung Meyerholds wurde erzählt, dass Stalin ihn in den Kreml zitiert und versucht habe, ihn auf die pompöse, sozialistische Pseudoklassik festzulegen. Meyerhold soll entgegnet haben: «Sie, Genosse Stalin, sind das Genie der Politik, in die ich mich nicht einmische. Ich aber bin das Genie des Theaters, in das Sie sich nicht einmischen sollten.»

Angeblich ist er nicht mehr als freier Mensch aus dem Vorzimmer des Diktators herausgekommen. Spurlos verschwand auch seine Frau, Sinaida Reich, die vorher mit dem Dichter Sergej Jessenin verheiratet gewesen war. Welche Position Meyerhold bis dahin gehabt hatte, lässt sich unter anderem daraus ersehen, dass für ihn und nach seinem Entwurf eines der ersten und grössten Theater in Moskau errichtet wurde. Da der Bau – ohne eigentliche Bühne – für andere Theatergruppen nicht geeignet war, funktionierte man ihn in den Tschaikowski-Konzertsaal um. Diese Vorgeschichte des Musikpalastes am Majakowski-Platz kennen heute nur noch wenige.

Die Ausrottung von Revolutionsveteranen und ausländischen Kommunisten führte naturgemäss dazu, dass die Organisationen und Institutionen, in denen diese Menschen zusammengefasst waren, zuerst verödeten und schliesslich auch formell aufgelöst wurden. Das betraf, wie schon erwähnt, die KUNMS, deren Leiterin, Maria Frumkina, mitsamt der Hälfte der KUNMS-Dozenten und Studenten als «Volksfeindin» entlarvt worden war. 1937 wurde auch der «Klub ausländischer Arbeiter» aufgelöst. Zwischen 1937 und 1943 erfolgte die Liquidierung der «Gesellschaft der alten Bolschewiki»*, der «Arbeitsgemeinschaft ehemaliger Zwangsarbeiter und Verbannter»*, der «Organisation zur Erforschung der Parteigeschichte» (Istpart*), der «Internationalen Arbeiterhilfe» (IHA, Meshrapom), der «Roten Hilfe» (MOPR), des sowjetischen «Verlages für ausländische Arbeiter» oder der Moskauer «Deutschen Zentralzeitung»* (DZZ). Das Ende dieser Entwicklung setzte 1943 die von Stalin diktierte Auflösung der Komintern, welche zu diesem Zeitpunkt faktisch kaum noch existierte, da ein Grossteil der Mitarbeiter längst umgebracht worden war.

Dabei standen die Kader der Geheimabteilung OMS, in der Hans und meine Mutter arbeiteten, ganz oben auf der Abschlusssliste. Aus

heutiger Sicht glaube ich sagen zu können, dass vom gesamten OMS-Apparat höchstens zehn oder 15 Leute überlebt haben. Hans und Charlotte wurden zusammen mit den anderen Mitarbeitern der OMS zunächst vom Dienst suspendiert und im luxuriösen Hotel *Metropol* in der Nähe des Roten Platzes untergebracht (später wurden sie ins weniger komfortable Hotel *Nowaja Moslcowskaja* verlegt; während im *Metropol* für die OMS-Leute noch eineinhalb Etagen nötig gewesen waren, reichte im *Nowaja Moskowskaja* bereits eine halbe Etage). Regelmässig erschien in der Nacht ein Kommando des NKWD und verhaftete diesen oder jenen ehemaligen Punkt-Zwei-Bewohner. Entsprechend war die Stimmung im Hotel *Metropol*. In den ersten Wochen schlenderten Charlotte und Hans noch manchmal durch die Stadt. Doch als sich die Tortur Monate und schliesslich sogar ein ganzes Jahr hinzog, verbrachten sie die Tage meist angezogen auf dem Bett liegend und versuchten zu lesen. Schliesslich schauten sie stundenlang den Mäusen zu, denen sie Brotkrumen hinwarfen. Bis Neujahr 1937/38 waren mindestens drei Viertel der OMS-Mitarbeiter verschwunden.

Mit Walter hatten sich Mutter und Hans schon überworfen. Ich hingegen besuchte sie während dieser Zeit ziemlich oft. So gefühllos es klingen mag, schaute ich alle vier bis fünf Tage einfach nach, ob sie bereits verschwunden waren oder noch vor dem Verschwinden zitterten. Trotz alledem waren sie meinen Zweifeln gegenüber taub. Sie verbateten sich, wenn man sie direkt ansprach, alle diesbezüglichen Fragen. Mir schien, als nähmen sie die grausige Wirklichkeit so demütig an, wie die Gläubigen im Mittelalter Seuchen und Erdbeben – als Zuchtrute Gottes, unergründlich, aber kein Anlass für Zweifel. Ihren Glauben an das Gelobte Land in Frage zu stellen, wagten sie nicht. Stattdessen horteten sie ihr Gehalt, verkauften das bisschen

Schmuck, das sie hatten, aber auch Anzüge und Schuhe. Insgesamt kratzten sie fast 33'000 Rubel zusammen, um dafür einen Persianer zu kaufen, in der Hoffnung, dass dieser im Ausland einen hohen Erlös bringen würde. Als sie schliesslich nach Frankreich ausreisen durften, bekamen sie dafür allerdings keinen Sou. Das wertvolle Stück wurde Charlotte 1939 bei ihrer Einlieferung ins Sainté-Gefängnis von der Polizei abgenommen. Nicht einmal eine Quittung stellte man ihr aus.

Dass sie ausreisen konnten, verdankten sie ihrem Chef Abramow-Mirow, dem wahrscheinlich schon relativ früh klargeworden war, welches Schicksal ihn und seine Mitarbeiter erwartete. Er hatte, solange es ihm noch möglich war, seine attraktive Dolmetscherin und ihren Lebenskameraden auf eine fadenscheinig begründete Dienstreise nach Paris geschickt und damit dem Zugriff des NKWD entzogen.⁴ Für mich bedeutete dies, dass sich der Zufall wieder einmal in mein Leben eingeschaltet hatte, denn wäre Mutter als imperialistische Agentin (oder wie die Beschuldigungen sonst lauten mochten) «entlarvt» worden, hätte das Innenkommissariat auch mit mir kurzen Prozess gemacht.

Buchstäblich am Tag vor der festgesetzten Ausreise kam es jedoch noch zu einer schweren Panne. Alle Mitarbeiter der Fälscherwerkstatt der OMS, in der gerade die Reisepapiere für Hans und Charlotte (auf den Namen Schnabel) fertiggestellt worden waren, wurden verhaftet. Die beiden schwebten noch einmal in Todesangst, doch mit zweitägiger Verspätung erhielten sie die Papiere. In einer Februarnacht des Jahres 1938 begleitete ich sie zum Bahnhof, wo sie den Moskau-Leningrad-Express «Roter Pfeil» bestiegen. 24 Stunden später waren sie in Finnland.

Zwei Monate später wurde mein Vater, dessen einst von Bucharin gegründetes «Institut der Roten Professur» sich ebenfalls in Auflö-

sung befand, nach Deutschland abgeschoben. Im Gegensatz zu Walter und mir hatte er sich nicht um die sowjetische Staatsbürgerschaft bemüht. Kurz nach Neujahr hatte man ihm in der Abteilung für Visa und Registratur (OWIR) erklärt, dass es einer neuen Verordnung gemäss keine Einlagen zum Pass mehr gebe. Die Genehmigung zur Verlängerung des Aufenthalts müsse neuerdings direkt in den Pass eingestempelt werden. Da Erwins deutscher Reisepass aber (wie die Pässe vieler Emigranten) abgelaufen war, bedauerten die Beamten, den erforderlichen Stempel nicht geben zu können. Dies sei erst möglich, wenn der Pass – durch die deutsche Botschaft! – verlängert worden sei.

Da Erwin sich zunächst weigerte, die Botschaft Hitlerdeutschlands aufzusuchen, kreuzte bei ihm von nun an Abend für Abend ein Doppelposten einer Art Arbeitermiliz auf und erinnerte ihn daran, dass er keine gültigen Papiere besass. Einen solchen Besuch habe ich miterlebt. Nach kräftigem Pochen an der Zimmertür traten zwei junge Leute in Zivil, aber mit Gewehr und aufgepflanztem Bajonett ein und fragten, ob Erwin und Gerda ihre *dokumenty* in Ordnung gebracht hätten. Als Erwin verneinte, liessen sie sich seelenruhig neben dem Ofen auf dem Fussboden nieder, rauchten sich jeder eine *papirossa* an und taten so, als seien sie allein im Raum. Vater sprach sie mehrmals an, doch sie wiederholten nur ihre Frage nach den *dokumenty* und liessen sich auf keinerlei Gespräch ein. Ein Glas Tee, ja selbst einen Aschenbecher lehnten sie ab: Die Asche ihrer *papirossy* verstreuten sie auf dem Fussboden. So sassen sie zwei Stunden. Dann erhoben sie sich, kündigten an, am nächsten Tag wiederzukommen, und gingen.

Nach einer Woche begab Erwin sich zur deutschen Botschaft, und in seinen Pass wurde ein auf 14 Tage befristeter Verlängerungsvermerk mit dem Zusatz «Gültig zur Rückreise ins Deutsche Reich». Als

Erwin den Pass am folgenden Tag im OWIR vorlegte, bedauerten die Beamten dort, unter solchen Umständen keine weitere Aufenthaltsgenehmigung erteilen zu können. Im April 1938 verabschiedete ich meinen Vater und Gerda an der Tür ihres Hauses, von wo aus sie ein Taxi zum Belorussischen Bahnhof brachte.

Im Gegensatz zu dem bekannten Fall von Margarete Buber-Neumann, die, nachdem sie in der Sowjetunion 1938 zu fünf Jahren Arbeitslager verurteilt worden war, 1940 an Hitlerdeutschland ausgeliefert wurde, wo sie fünf Jahre im KZ Ravensbrück verbrachte, liessen die Nazis Erwin, der nie ein hoher Funktionär der KPD gewesen war, in Ruhe. In den Schuldienst durfte er selbstverständlich nicht zurück. Eine Zeitlang war er Vertreter für Staubsauger und Kaffeemühlen. Gegen Ende des zweiten Kriegsjahres wurde er – als Hauptmann der Reserve – mit 54 Jahren zur Wehrmacht einberufen. Seinen eigenen Angaben zufolge arbeitete er in Prag in der Intendantur und kümmerte sich um die Versorgung der Truppe mit Autoreifen. 1945 ging er nach Westdeutschland, wo er bis zu seiner Pensionierung als Lehrer in einer Reformschule arbeitete.

Obwohl ich zu meinen Eltern wenig Kontakt gehabt hatte, war ich nach ihrem Verschwinden vollkommen auf mich allein gestellt. Viele meiner Bekannten waren verhaftet, und die, die noch nicht verhaftet waren, gingen einander aus dem Weg. So zynisch es klingen mag, bildete sich 1937/38 in Moskau eine Atmosphäre heraus, in der man sich nachgerade schämen musste, *nicht* verhaftet zu sein. Obwohl auch massenweise Denunzianten verschwanden, konnte einen allein die Tatsache, dass man noch nicht hinter Gittern war, in den Verdacht bringen, ein Zuträger zu sein.

Ich litt sehr unter der Einsamkeit. Abends in meinem Zimmerchen in Losinoostrowskaja versuchte ich mich mit Lektüre abzulen-

ken. Am meisten interessierten mich philosophische Schriften. Ich las Spinoza und Kant, auch Lucretius, ohne allerdings Antworten auf meine Fragen zu finden.

Kontakt hatte ich noch zu meinem alten KUNMS-Kumpel Stjopa Nikolajew. Mit ihm konnte ich offen reden. Von Zeit zu Zeit schlenderten wir durch die dunklen Strassen und schütteten uns unsere Herzen aus. Obwohl es gegen die in allen Notstandszeiten geltende Regel «Wo mehr als zwei zusammenstehen, da soll man auseinandergehen» versties, wurde aus unserem Zweierbund sogar ein Dreierbund. Eines Abends nämlich, und zwar gerade an dem Tag, als Stjopa von der Verhaftung seines Bruders erfahren hatte, begegneten wir zufällig einem alten Freund von mir aus dem Ausländerklub, dem rothaarigen Schutzbündler Sepp. Ich sagte beiden, dass ich mich hundertprozentig für den anderen verbürge, sodass sie, trotz der herrschenden Atmosphäre, Zutrauen zueinander fassten.

Sepp, der ein Zimmer im Stadtzentrum hatte, lud uns zu sich ein. Nur müssten wir ihn, sagte er, vorgehen lassen und dann einzeln unauffällig nachkommen. Die Leute in seiner Wohnung sahen ihn, den Ausländer, ohnehin scheel an und schnüffelten hinter ihm her. Sepps Zimmer war geräumig und recht gut eingerichtet, allerdings nahm ich die Ausstattung erst nach und nach wahr, denn Sepp empfing uns im Dunkeln. Als ich zwei, drei Minuten nach Stjopa das Zimmer betrat, war der Hausherr damit beschäftigt, im Ofen Feuer zu machen. «Am besten», sagte er, «knipsen wir gar kein Licht an.» Wir setzten uns auf den Fussboden vor die offene Ofentür und tauschten im Schein des Feuers flüsternd unsere Gedanken über die aus den Fugen geratene Welt aus. Sehr bald wurden unsere Diskussionsabende zur Regel.

Eine der ersten und naheliegendsten Fragen, auf die wir immer wieder zurückkamen, war die nach dem Ausmass der Verfolgung und

nach der Anzahl der Opfer. Sepp meinte, dass es 10- oder 20-mal mehr Tote gebe als in der grausigen Bartholomäusnacht, die sich als Höhepunkt des Schreckens im Gedächtnis der Menschheit bewahrt habe. Diese Äusserung, an die ich mich gut erinnere, beweist, dass wir damals keine *auch nur annähernd* zutreffende Vorstellung von der Dimension des Grauens hatten. Obgleich die sowjetische Führung in den vergangenen 50 Jahren nicht gewagt hat (und wahrscheinlich auch künftig nicht wagen wird), Angaben über die Gesamtzahl der Opfer des Stalin'schen Terrors zu veröffentlichen, lässt sich heute ein gewisser Überblick gewinnen. Westliche Historiker haben Schätzungen angestellt, denen zufolge die Zahl der Opfer der Terrorjahre zwischen 5 und 15 Millionen Menschen liegt. Ich muss leider annehmen, dass die zweite Zahl der Wirklichkeit sehr viel näherkommt als die erste. Meine eigenen Schätzungen über die Zahl der Opfer gehen davon aus, dass das Lager, in das ich nach Kriegsbeginn eingeliefert wurde (Sewerurallag, Nordural-Lager) die Nummer 239 trug, also insgesamt mit mindestens circa 250 Lagern⁵ zu rechnen ist. Das Sewerurallag* gehörte mit seinen 16'000 Sträflingen vermutlich zu den kleinsten sowjetischen Lagern. Bei den Grossbauten des Kommunismus (zum Beispiel beim Wolga-Don-Kanal, davor bei der Turkestan-Sibirischen Eisenbahn, beim Weissmeer- und Wolga-Moskau-Kanal sowie später bei den Kraftwerken von Bratsk, Ust-Ilimsk usw.), bei denen es sich ja auch um Straflager handelte, betrug die Zahl der Beschäftigten ein Vielfaches. Veranschlagt man durchschnittlich vorsichtige 20'000 Sträflinge pro Lager, so ergibt sich, dass sich zwischen dem ersten Schauprozess 1936 und dem 20. Parteitag der KPdSU 1956, der die Rehabilitierungswelle einleitete, ständig 5 Millionen Menschen in Lagerhaft befanden: 20 Jahre lang. Die verhängten Strafen betrug in aller Regel zehn Jahre, sodass man auf 10

Millionen zu Lagerhaft Verurteilte kommt. Diese Zahl vergrössert sich noch, wenn man die hohe Sterblichkeit der unterernährten und körperlich schwer arbeitenden Häftlinge einbezieht. In unser Lager waren 1942 16'000 Deutsche (Sowjetbürger deutscher Abstammung) eingeliefert worden, 1954 aber nur noch 600 übrig! Selbst wenn man annimmt, dass einige hundert in andere Lager überführt wurden (von der Verlegung waren nur gelegentlich Facharbeiter und Invaliden betroffen), wenn man überdies berücksichtigt, dass die Lebens- und Arbeitsbedingungen der sogenannten mobilisierten Deutschen möglicherweise sogar noch schlechter waren als die der regulären Häftlinge, so muss man davon ausgehen, dass die Sterberate in den Kriegs- und unmittelbaren Nachkriegsjahren kaum weniger als 50 Prozent betrug. Dies bedeutet, dass die Lager in 20 Jahren nicht zwei, sondern vier Durchgänge mit insgesamt mindestens 20 Millionen Menschen erlebt haben.

Zu den von Repressalien Betroffenen gehörten auch die Deportierten und Zwangsarbeiter. Die Deportation von sogenannten Kulaken (oft wurden Bauern, die ein oder zwei Kühe besaßen, schon als solche eingestuft) während der Kollektivierung ging zweifellos ebenfalls in die Millionen. Obendrein wurden mindestens acht Völkerschaften (Deutsche, Tschetschenen, Inguschen, Kalmücken, Adygäer, Balkaren, Tscherkessen und Krim-Tataren), denen 1959 nach der Volkszählung 2,5 Millionen Menschen angehörten, im Laufe des Krieges bis auf den letzten Mann hinter den Ural umgesiedelt.

Gemäss diesen Schätzungen gelangt man zu dem Ergebnis, dass 5 Millionen in die Verbannungsgebiete kamen; etwa 20 Millionen Menschen kamen in Arbeitslager; rund 10 Millionen verstarben dort. Insgesamt sind das 25 Millionen oder 23 Prozent der Bevölkerung. Und damit sind noch nicht einmal diejenigen «Volksfeinde» erfasst, die unmittelbar, also ohne in ein Lager zu kommen, erschossen wur-

den. Zum Vergleich: Nach vorsichtigen Schätzungen beträgt die Zahl der im Mittelalter in ganz Europa verbrannten, geräderten, ertränkten Ketzer und Hexen 8 Millionen Menschen.⁶

In allen Volkskommissariaten wurden zwei oder gar drei Volkskommissare nacheinander als «Volksfeinde» entlarvt. Auch bei den Trägern anderer hoher Staatsämter betrug die Quote 50 bis 100 Prozent. 70 Prozent der ZK-Mitglieder und 56 Prozent der Deliquierten des 17. Parteitages der KPdSU (1934) wurden als «Volksfeinde» entlarvt und erschossen. Ebenso wurden fast alle Brigade- und Divisionskommandeure und alle Befehlshaber von Armeekorps und Militärbezirken «repressiert» (sodass die Sowjetunion drei Jahre später mit einer praktisch «enthaupteten» Armee in den Krieg zog).

Die Vernichtungswelle machte vor keinem Bereich der Gesellschaft halt. Soweit mir bekannt ist, gibt es nur einen einzigen Personenkreis, der verschont blieb: das Moskauer Ballett! Schliesslich konnten die Herrschaften nicht ununterbrochen Mordbefehle geben, sondern wollten in ihrer Freizeit auch ein wenig das Leben geniessen (ob es beim blossen Beschauen der Damen blieb, sei dahingestellt).

Die zweite Frage, die Sepp, Stjopa und mich beschäftigte, wenn wir halbe Nächte hindurch auf dem Fussboden vor dem Ofen sitzend diskutierten, betraf die Methoden des Terrors. Wie wurden die Verhafteten dazu gezwungen, Verbrechen einzugestehen, die sie niemals begangen hatten? Diese Frage ist bis auf den heutigen Tag nicht völlig geklärt. Dennoch liessen sich damals schon einige Überlegungen über die Funktionsweise des Terrors anstellen. Zunächst muss man feststellen, dass sich alle Verhafteten schuldig fühlten. Da sich nämlich kein Mensch hundertprozentig mit der unrealistischen oder verlogenen Parteidoktrin identifizieren konnte, musste er seine Zweifel ge-

heim halten, sodass er ganz zu Recht der «Doppelzüngigkeit» (eine beliebte Anschuldigung) bezichtigt wurde.

Nicht vergessen werden darf ausserdem, dass von einem Grossteil der Beschuldigten überhaupt kein Geständnis erwartet wurde. Insbesondere traf das auf Menschen zu, die selbst gar keine «Verbrechen» ausgeübt hatten, sondern «ausreichend» durch die Zusammenarbeit oder die Bekanntschaft oder Verwandtschaft belastet waren (deren «Verbrechen» – die sie gar nicht als solche erkennen konnten – sie nicht gemeldet hatten). Ich habe später im Lager sehr viele Menschen getroffen, die auf die Frage nach ihrem Vergehen selbstverständlich Antworten gaben wie: «Mein Onkel ist erschossen worden.»

Indes gab es auch Millionen von Menschen, die sich ausdrücklich zu Verbrechen bekannten, die sie nie begangen hatten. Teils handelte es sich um einfache, durch jahrhundertelange Untertanentradition geprägte Leute, die jedes Protokoll, das ihnen die Obrigkeit vorlegte, ohne grösseren Widerstand unterschrieben. Viele Strafgefangene haben mir erzählt, dass man sie durch stunden- und tagelange Verhöre, Entzug von Trinkwasser bei salziger Kost, Rauchverbot usw. gefügig machte. Hartnäckigere wurden durch Geräusche und blendendes Licht am Schlafen gehindert, in Dunkelzellen gesteckt, die nicht grösser als ein Sarg waren. Oft wurden ihnen belastende Geständnisse anderer Opfer vorgelegt. Immer wieder wurde darauf verwiesen, dass ein Geständnis die Strafe mindern und zumindest die Kinder und Ehefrau retten würde. Regelrecht geschlagen worden ist nur ein einziger Häftling in meinem Bekanntenkreis.

Am erstaunlichsten waren jedoch die öffentlichen Geständnisse der einstigen Kampfgefährten Lenins, die plötzlich zugaben, gestandene Feinde der Revolution zu sein, mit den Faschisten gegen den Sowjetstaat kooperiert zu haben oder Ähnliches. Sepp, Stjopa und ich

zerbrachen uns die Köpfe darüber, wie das zu erklären sei. Wir neigten dazu, alles auf raffinierte, keine Spuren hinterlassende Foltermethoden zurückzuführen, und sagten uns, dass man diejenigen, die der Folter standgehalten hatten, eben nicht vor ein öffentliches Gericht stellte, sondern hinter verschlossenen Türen verurteilte.

Heute denke ich, dass dies nur ein Teil der Wahrheit ist. Sicherlich wird man davon ausgehen müssen, dass die meisten angeklagten Spitzenpolitiker psychisch und physisch zermürbt wurden, dass sie hofften (und dass man es ihnen versprach), als Belohnung für ihre Geständnisse am Leben bleiben zu dürfen. Allerdings waren sie bei dem jahrzehntelangen Gerangel um die Parteiführung schon zuvor oft gezwungen worden, zu Kreuze zu kriechen oder ehemals Gleichgesinnte als Abtrünnige zu beschimpfen. Sie wussten, dass niemand ihrer Genossen und Mitkämpfer für sie eintreten würde. Sie waren vereinsamt und durch zahllose Demütigungen ihres Selbstwertgefühls beraubt. Im Grunde blieb ihnen keine Wahl als das Geständnis.

Die dritte Frage, die uns beschäftigte, war die nach dem Warum. Sepp, Stjopa und ich waren uns darüber einig, dass der Terror darauf angelegt war, die potenziellen Rivalen Stalins zu vernichten, den Exekutivapparat zu festigen und das ganze Volk dem Willen des Diktators gefügig zu machen. Nur, warum liess der Diktator so viele Menschen vernichten, die sich als brauchbare Werkzeuge erwiesen hatten? Untergrub er nicht die Leistungsfähigkeit der Wirtschaft, schwächte er nicht den Militärapparat? Wonach strebte er, da er doch bereits im Besitz unbegrenzter Macht war?

Stopja sah die Sache ganz einfach. Nach seiner Meinung war die Welt ein Kampfplatz von Gut und Böse. In Stalin sah er so etwas wie die Inkarnation des Teufels, der sich mit allen Mitteln bemühte, das

Erbe von Marx, Engels und Lenin zu vernichten. Wenn Lenin noch lebte, würde auch er ermordet werden, so wie seinerzeit Danton und Robespierre von den Erben der Französischen Revolution ermordet worden waren.

Sepp lehnte diese Deutung ab. Er versuchte einen Sinn in dem undurchschaubaren Wirrwarr zu entdecken. Nicht umsonst, sagte er, singe man neuerdings an allen Ecken das Lied: «Wenn es morgen zum Krieg kommt, sei schon heute zum Feldzug bereit...» Die ganze Politik sei auf einen bevorstehenden Krieg ausgerichtet. Lenin selbst würde, wenn er noch lebte, den Terror unterstützen, und Sepp wies auch darauf hin, dass Lenin schon mit verleumderischen Mitteln gearbeitet habe.

Ich dagegen versuchte mir einzureden, dass sich hier so etwas wie der Aufstieg eines zweiten Napoleon Bonaparte vollzog, für dessen Rolle sich zufällig eine besonders «geeignete» Person gefunden habe. Die Gesetzmässigkeiten der Geschichte setzten sich niemals geradlinig durch. Auch wenn mir damals das Ausmass des Terrors nicht annähernd bewusst war, blieben derartige Erklärungen natürlich unbefriedigend.

Schliesslich fragten wir uns, wen von uns es am ehesten treffen könnte. Stjopa, der zwar Bulgare war, aber immerhin in der Sowjetunion geboren, konnte eher als Sepp und ich hoffen, der Verhaftung zu entgehen. Allerdings erhielt diese Hoffnung einen schweren Dämpfer, als Stjopas Bruder in den Gefängnissen des NKWD verschwand.

Sepp hingegen war fest davon überzeugt, dass seine Tage gezählt waren. Die in die Sowjetunion gekommenen Schutzbündler standen beim NKWD in schlechtem Ruf, da ein Teil wieder nach Österreich zurückgegangen war. Der andere Teil war fast bis auf den letzten Mann verhaftet. Ich glaubte noch geringere Überlebenschancen zu haben als mein Freund, aufgrund meiner über Hans und Mutter exi-

stierenden Verbindungen zur Komintern, besonders zur OMS, deren Mitglieder man nach und nach liquidierte.

Sepps Prognose erwies sich als zutreffend. Eines Tages fanden wir die Tür zu seinem Zimmer versiegelt. Stjopa resignierte endgültig und wollte niemanden mehr sehen. Ich verlor ihn aus den Augen. Später erfuhr ich, dass er die Schreckensjahre und den Krieg überstanden hat. Er starb 1964 etwa fünfzigjährig zu Hause in seinem Bett.

DAS LEBEN GEHT WEITER

Selbst in den schlimmsten Zeiten ist der Alltag nicht kleinzukriegen. Man muss zur Arbeit gehen und hat Geldsorgen; Stiefel müssen besohlt und Socken gestopft werden, man kauft ein, kümmert sich um die Wäsche; man freut sich über gutes Wetter oder hat mit einer Verstopfung zu tun.

Ende 1936 war ich mit fast allen ehemaligen KUNMS-Kollegen (die erst im Juni übernommen worden waren) aus dem MIFLI entlassen worden. Einige Wochen später fand ich Arbeit in der Geokartographischen Fabrik Nr. 2 und kam dann Ende 1936 – im Grunde freiberuflich – als Zeichner an der Historischen Fakultät der Moskauer Universität unter; bald besorgten mir auch Professoren, mit denen ich im MIFLI zusammengearbeitet hatte, wieder Aufträge. Obwohl – oder weil – ich nun kein festes Gehalt mehr bekam, sondern für jede fertiggestellte Wandkarte bezahlt wurde, verdiente ich plötzlich viel Geld – zwischen 150 und 250 Rubel die Woche.

Ich arbeitete in einem alten, ziemlich baufälligen Gebäude der *Ist-fak* in der uliza Gerzena. Eine Tür führte in ein kleines Auditorium, in dem vorwiegend Sprachunterricht gegeben wurde. Wie seinerzeit in der KUNMS, nahm ich auch hier manchmal passiv an einer Lehrveranstaltung teil. Wenn die Studenten im Chor lateinische Verben konjugierten, brummte auch ich vor mich hin: laudo – laudas – laudat – laudamus...

Als ich Jahrzehnte später Moskau besuchte, musste ich feststellen, dass es von den jüngeren Mitarbeitern, die ich gekannt hatte, vor allem solche zu Professuren brachten, die sich in den Enddreissigern

wenig vornehm zu mir, dem Ausländer, verhalten hatten. Es gab aber auch Menschen, die sich trotz der rapide zunehmenden Ausländerfeindlichkeit anständig, sogar freundschaftlich zu mir verhielten. Zu ihnen gehören Alexander Dawidowitsch Epstein, Isaak Israilowitsch Podolski und Boris Sergejewitsch Kan (der übrigens als junger Kadett beim Sturm auf das Winterpalais auf der falschen Seite gestanden hatte). Es ist sicher kein Zufall, dass alle drei Juden waren: Menschen, die wussten, was Ausgrenzung und Verfolgung bedeutet, und die sich mir gegenüber, obwohl ich Nichtjude war, solidarisch zeigten.

Am meisten engagierte sich Boris Sergejewitsch Kan für mich. Als ich aus dem MIFLI hinausgeworfen wurde und, da man als Deutscher neuerdings schwer eine feste Anstellung bekam, für kurze Zeit perspektivlos dastand, bot er mir sogar an, seinen elf- oder zwölfjährigen Sohn Sascha (Alexander) Kan in Deutsch zu unterrichten. Dieser hatte auf Anraten der Ärzte ein Jahr mit der Schule ausgesetzt. Sascha – heute selbst ein bekannter Historiker – war hochintelligent und lernte schnell. Besonders wichtig für mich war, dass die Kans mich nicht nur gut bezahlten, sondern mich auch am Mittagessen teilnehmen liessen. Ich wurde fast zu einem Familienmitglied.

In meinem Privatleben ging es mit mir auf und ab. Besonders nach der Verhaftung meines Freundes Sepp rutschte ich von einem seelischen Tief ins nächste. Zwischendurch brachte mich ein unstillbarer Erlebnishunger zu den verrücktesten Begegnungen mit dem weiblichen Geschlecht. So besuchte ich beispielsweise mit einem alten Bekannten aus dem Ausländerklub mehrmals zwei polnische Emigrantinnen, Wanda und Jadwiga, deren Männer bereits verhaftet worden waren. Sie arbeiteten in einer Textilfabrik, und seit ihre Wohnungen vom NKWD versiegelt worden waren, wohnten sie auch dort – in

einem winzigen Zimmer des Gemeinschaftswohnheims, in das wir uns auf Zehenspitzen einschleichen mussten. Dort, auf drei mal zwei Quadratmetern, suchten wir für Stunden unsere Verzweiflung zu vergessen – bis die beiden nach Mittelasien übersiedelten, um ein neues Leben zu beginnen.

Irgendwann war es mit den Ausschweifungen und den ständig wechselnden Freundinnen zu Ende. Den Zeitpunkt meines Sinneswandels kann ich ziemlich genau datieren. Klar formulierte ich meine neuen Grundsätze während eines Gesprächs, bei dem auch über den Flieger Michail Gromow gesprochen wurde, der gerade, im Juli 1937, mit seinem Direktflug von Moskau bis in die USA berühmt geworden war. Dieses Gespräch führte ich mit einer Frau. Vera Valentinowna Forsander hatte ich schon im Winter bei meiner Nachbarin Zilli kennengelernt. Sie war fünf Jahre älter als ich, verheiratet, aber die Ehe war zerrüttet, wie ich von Zilli erfuhr. Zuerst beachtete ich die junge Frau kaum. Der Zufall wollte es jedoch, dass wir uns öfter im Vorortzug begegneten. Einmal verleitete mich Vera Valentinowna, obwohl auch sie nicht wirklich gläubig war, zum Besuch eines Ostergottesdienstes, um mir etwas über die «russische Seele» zu vermitteln. Es vergingen Wochen, bevor wir uns wiederbegegneten. Ich begleitete sie, wie schon oft, bis zur Haustür. Dieses Mal aber bat mich Vera ins Haus, wo das besagte Gespräch stattfand.

Das Zimmer, das Vera mit ihrem (offenbar ständig abwesenden) Ehemann bewohnte, spiegelte eine andere, mir fremde Welt wider. Es war voller kleiner und kleinster Dinge. Auf dem Bett lag eine in verschiedenen Farben gehäkelte Überdecke, darauf eine Vielzahl von Kissen und Mini-Kissen (auf Russisch: *dumotschka*, also etwa «Sin- nier- oder Phantasiekissen»). Überall waren mit ukrainischer Folklore bestickte Deckchen verteilt, es gab bunte Teppichbrücken, kleine Lämpchen mit befransten Schirmen, Blumenständern, Bilder in

achteckigen Rahmen, Muscheln, Vasen und dergleichen mehr. Indes, anheimelnd war es schon.

Vera Valentinowna setzte einen zierlichen Samowar auf, holte selbstgebackene Kekse in einem selbstbemalten Schächtelchen, stellte eine eigenhändig eingekochte Quittenmarmelade dazu und las mir aus einem vergilbten Büchlein Gedichte vor.

Von diesem Tag an trafen wir uns fast jeden Abend. Kurze Zeit später zog Vera bei ihrem Ehemann aus und mietete für uns ein Zimmer. Unser Leben verlief in Eintracht, ohne Erschütterungen, aber auch ohne Höhepunkte. Ein angenehmer Alltag fasste Tritt. Plötzlich war ich nicht mehr auf das miserable Kantinenessen angewiesen. Meine Hemden waren sauber, meine Socken gestopft. Oft gingen wir spazieren oder schauten uns im Kino die neuesten Filme an.

Mitte oder Ende November 1937 eröffnete mir meine Freundin, dass sie schwanger sei. Anfang Dezember liess sich Vera von ihrem Ehemann scheiden. Noch vor Ablauf des Jahres heirateten wir.

Zu dieser Zeit waren meine Eltern noch in Moskau. Erwin besuchte uns sogar mehrmals und spielte den galanten Schwiegervater. Meine Mutter machte jedoch nicht gerade ein zufriedenes Gesicht, als sie, nachdem sie mich befragt hatte, nüchtern resümierte: fünf Jahre älter, geschieden, ohne «richtigen» Beruf, politisch desinteressiert ... Vera gegenüber war sie jedoch freundlich, und Vera, die ihre Freundlichkeit für bare Münze nahm, schätzte sich glücklich, so elegante und dazu noch ausländische Schwiegereltern zu haben. Als Mutter sie einmal einem richtigen Schriftsteller vorstellte, wähnte sie sich im Kreise der Hautevolee – obwohl sie lauter Todeskandidaten vor sich hatte.

Da wir angesichts des bevorstehenden Ereignisses in unserer kal-

ten und feuchten Bude unmöglich bleiben konnten, mussten wir uns nach einer Wohnung umsehen. Wir arbeiteten zu dieser Zeit beide viel zu Hause, sodass wir eigentlich eine Zweizimmerwohnung benötigten. Eine solche zu mieten war praktisch unmöglich, uns blieb nur ein Ausweg: Wir mussten eine Eigentumswohnung erwerben. Mit diesem Ziel vor Augen begannen wir wie die Besessenen zu arbeiten. Ich nahm zusätzliche Aufträge vom Bubnow-Institut und anderen Institutionen an. Obwohl wir einen Teil des Geldes schliesslich leihen mussten, bezogen wir tatsächlich unmittelbar vor der Geburt ein kleines Holzhaus im Moskauer Vorort Perlowka.

Unsere Tochter Charlotte wurde am 11. Juli 1938 geboren. Plötzlich waren wir eine normale, für sowjetische Verhältnisse fast saturierte junge Familie: Wir hatten ein gesundes Kind, hatten Arbeit, waren Besitzer einer mehr oder weniger schön eingerichteten Wohnung. Ich hätte umso mehr aufatmen können, als alle Zeichen darauf hindeuteten, dass sich der das ganze Land lähmende Terror abzuschwächen begann.

Indes währte unser Familienglück nicht lange. Bald zeichneten sich unterschiedliche Vorstellungen über unser zukünftiges Leben ab. Manche von Veras Wünschen schienen mir befremdlich. So wollte sie beispielsweise unbedingt eine Haushaltshilfe (*domrabotnizd*) einstellen und setzte sich schliesslich auch durch. Sie engagierte ein freundliches, fünfzehn- oder sechzehnjähriges Dorfmadchen, das eine vermutlich Hunger-leidende Bauernfamilie in die Stadt geschickt hatte. Eine meiner wenigen Erinnerungen an dieses benachteiligte Menschenkind ist, dass es, nachdem es, wie in Russland üblich, zu Beginn des Winters die Fensterritzen mit Papierstreifen verklebt hatte, den Rest des dazu verwendeten Mehlkleisters schmatzend verzehrte.

Während Vera sich auf unsere Tochter und auf die Verschöne-

zung der Wohnung konzentrierte, waren Familie und Haus für mich kein ausreichender Lebensinhalt. Ich schrieb damals ein paar Kurzgeschichten, die ich Vera zu lesen gab. Vera fand die Geschichten weder gut noch schlecht, sondern bemängelte die Art der Beschäftigung als solche: Sie sei nutzlos, weil eine Veröffentlichung (und somit ein Verdienst) ausgeschlossen sei. Noch sinnloser war nach ihrer Meinung mein Interesse für diverse Wissensgebiete, für die ich, da ich Bücher kaufte, obendrein Geld ausgab. Während Vera von der Vergrößerung unseres Wohnraumes träumte, träumte ich vom Studium. Dies wurde zu einem neuralgischen Punkt in unserer Beziehung. Obwohl ich unter den gegebenen Umständen lediglich ein Fernstudium anstrebte, rechnete sie mir vor, dass ich sechs Jahre vergeuden würde: Fünf Jahre dauerte das Studium selbst, ein Jahr würde ich brauchen, um das neuerdings nötige Abitur nachzuholen. Am Ende würde ich mit 28 am Beginn einer ungewissen Karriere stehen. Trotzdem meldete ich mich Ende August 1939 in der Abendschule für Erwachsene an.

Genau zu diesem Zeitpunkt erfolgte der Besuch des faschistischen deutschen Aussenministers Ribbentrop in Moskau und der Abschluss des sogenannten Hitler-Stalin-Paktes. Ich empfand die Nachricht wie einen Keulenschlag. Ganz anders reagierten die meisten anderen Menschen in meiner Umgebung. Rasch ihre anfängliche Verblüffung überwindend, sprachen sie begeistert von der deutsch-russischen Verständigung. Vera hielt mir triumphierend vor, dass all mein Gerede über deutsche Kriegspläne gegen die Sowjetunion Spinnerei gewesen sei. Die beiden stärksten Männer der Welt hätten sich geeinigt, mit Deutschland und Russland werde es nun unaufhaltsam vorangehen. Während ich mich mit Gedanken darüber quälte, wie der Hitler-Stalin-Pakt von den geschundenen Kommunisten in Deutschland aufgenommen werden würde, was wohl die polnischen Genossen

beim bald darauffolgenden Überfall beider Diktatoren auf Polen empfunden haben mochten oder wie die Kriegserklärungen der (eigentlich feindlichen) Westmächte gegen Deutschland zu werten seien, liess Vera mich fühlen, dass sie mit ihrer politikfernen Haltung alles viel realistischer gesehen hatte als ich.

In dieser Zeit lernte ich in der Abendschule eine andere Frau kennen. Ihre grossen, braunen Augen waren mir sogleich aufgefallen. Während einer Literaturstunde hielt sie ein Kurzreferat über Lermontow und die kaukasischen Völker. Nicht nur, dass sie abgedroschene Wendungen vermied, hinter dem Gesagten spürte man kritische Gedanken über die in den Schulbüchern glorifizierte russische Unterwerfung der Bergvölker. Nach der Stunde verzichtete ich auf meine Pausenzigarette und sprach die Genossin an. Ob sie meinte, in ihrem Kurzreferat das gesagt zu haben, was der Lehrer erwartet habe. Sie sah mich einen Augenblick erstaunt an: Nein, das glaube sie nicht. Im Nu waren wir in ein Gespräch verwickelt.

Von diesem Tag an unterhielt ich mich oft mit meiner neuen Bekannten. Sie hiess Veronika Iwanowna und arbeitete als stellvertretende Hauptbuchhalterin in einem En-gros-Warenlager, träumte aber von einer Schauspielerlaufbahn am Malyj -Theater. Vor einigen Jahren war sie von einer «Verdienten Künstlerin des Volkes» in einem Laienzirkel entdeckt worden und wollte nun das Abitur machen, um in die Schauspielschule aufgenommen zu werden. Schon seit Jahren hatte sie sich mit Theatergeschichte und insbesondere mit dem Werk Ostrowskis befasst. Daneben interessierte sie sich aber auch für die russische Literatur des 19. Jahrhunderts, für Astronomie, für philosophische Fragen und vieles mehr.

Natürlich blieb es nicht aus, dass auch die Tagespolitik in unsere Gespräche eindrang. Ende 1939 begann die Sowjetunion den Krieg

gegen Finnland mit der lächerlichen Begründung, dass man von finnischem Territorium aus Leningrad beschiessen könne. Zu Hause war Vera entzückt über den patriotischen Tonfall der ersten Kriegsberichte der *Prawda*, Veronika hingegen war zutiefst betroffen.

Natürlich hatten wir angenommen, dass der kleine Nachbarstaat im Handumdrehen erobert werden würde, doch es kam anders. Überall kursierten Gerüchte über unbezwingbare finnische Scharfschützen, über riesige russische Verluste, über die völlig unzureichende Ausrüstung der Rotarmisten. Man fragte sich, wie die Sowjetunion in einem Krieg gegen grössere Nachbarn bestehen sollte. Zwar war, wie man hörte, nur der Leningrader Militärbezirk im Einsatz – aber allein dieser war grösser und bevölkerungsreicher als ganz Finnland. Obendrein spürte man überall, dass sich schon dieser «kleine» Krieg verheerend auf die Versorgungslage auswirkte. Noch gedrückter wurde die Stimmung, weil die Misserfolge an der Front eine Verschärfung der inneren Lage nach sich zogen. Es setzte eine brutale Kampagne gegen angebliche Gerüchtemacher ein, und immer häufiger hörte man wieder von Verhaftungen. In dieser Situation war es erleichternd, jemanden neben sich zu haben, der sich mit den gleichen Zweifeln herumschlug und den Mut hatte, Dinge auszusprechen, die offiziell nicht geduldet waren.

Ich fuhr nun jeden Tag mit meiner Mitschülerin bis zum Majakowski-Platz, wo sie wohnte; dann sauste ich zurück zum Bahnhof, um den letzten Zug zu erwischen. Meiner Frau erzählte ich, dass wir nun täglich sechs Stunden hätten. Irgendwann, kurz nach Neujahr, sah eine Nachbarin aus Perlowka Veronika und mich zu nächtllicher Stunde in der Metro und berichtete Vera davon. Kurz darauf teilte Veronika mir mit, dass Vera sie besucht und sie gebeten habe, von

mir abzulassen. «Es war unklug von deiner Frau», fügte sie hinzu, «mich auch noch zu fragen, ob ich dich liebe... Lügen wollte ich nicht.»

Als wir uns diesmal an der Metrostation Majakowskaja verabschiedeten, küssten wir uns – zum ersten Mal, scheu und flüchtig.

Vera war fest entschlossen, unsere Ehe zu retten, und ging dem offenen Zerwürfnis lange Zeit aus dem Weg. Eine Zeitlang schlieften wir getrennt, aber wir sprachen miteinander, als stünde kein Schatten zwischen uns. Zum endgültigen Bruch kam es, als das faschistische Deutschland im April 1940 Dänemark und Norwegen überfiel. Vera war von der Schlagkraft der «verbündeten» Naziarmee begeistert. Als ich einmal krankgeschrieben war und den ganzen Tag zu Hause sass, gerieten wir (ich glaube, es war anlässlich der Bombardierung holländischer Städte durch die Göring'sche Luftwaffe) heftig aneinander. Mitten im Wortgefecht sagte ich: «Eigentlich müssten wir uns scheiden lassen!» Trotzig willigte Vera ein.

Die sowjetische Ehe- und Familiengesetzgebung hat in jenen Jahren unwahrscheinliche Sprünge vollführt. Noch vor Kurzem hatte man, wie schon erwähnt, eine Scheidung langfristig anmelden müssen, und sie kostete obendrein einen Haufen Geld. Im Frühjahr 1940 war es jedoch gerade wieder mal leicht gemacht worden, sich scheiden zu lassen. Noch am selben Tag fuhren wir zum Standesamt – zwei Stunden später waren wir geschieden.

Unser Leben ging jedoch weiter wie zuvor. In meinem Innern beschäftigten mich bohrende Fragen. Ich sagte mir immer wieder, dass Vera, wiewohl politisch ahnungslos, ein herzenguter Mensch, ein echter Kamerad und eine vorbildliche Mutter war. Selbstverständlich quälte mich vor allem das schlechte Gewissen gegenüber meiner Tochter Charlotte. Noch heute fühle ich mich ihr gegenüber schul-

dig. An sie denke ich in erster Linie, wenn ich mir vorwerfe, nahe-
stehenden Menschen gegenüber unverzeihlich gehandelt zu haben.

Den letzten Ausschlag gab vielleicht die wie immer schwierige
Wohnungsfrage. Als ich einer Sekretärin im MIFLI erzählte, dass ich
geschieden sei, bot sie überraschend an, mir vorübergehend ein Zim-
mer bei ihrer Schwester zu besorgen. Diese habe zwei Zimmer am
Arbat-Platz und sei im Sommer ohnehin auf der Datsche. Wenige
Tage später fragte ich Veronika, ob sie meine Frau werden wolle.

DER KRIEG KOMMT

Ende Juni, Anfang Juli 1940 fanden die Abschlussprüfungen an der Abendschule statt. Mit ein bisschen Glück erreichte ich in allen Fächern ein «Ausgezeichnet» – in Russisch sogar als Einziger.

Zum 1. September 1940 liess ich mich im MIFLI, wo ich, um die Verwirrung komplett zu machen, wieder fest angestellt war, als Fernstudent immatrikulieren. 1940 gab es etwa 17 Bewerber auf einen Studienplatz. Die Direktion erlaubte mir sogar, mich – nicht ganz legal – an zwei Fakultäten einzuschreiben, an der Historischen und der Literarischen. Trotzdem konnte ich, wie sich herausstellte, vier anstatt zwei Semester pro Jahr bewältigen. Dies lag nicht zuletzt daran, dass ich in vieler Beziehung besser dran war als andere Fernstudenten. Ich konnte während der Arbeitszeit für Direktstudenten gehaltene Vorlesungen besuchen, ich kannte die Mitarbeiter der Institutsbibliothek und durfte zum Beispiel Bücher, die für die Ausleihe gesperrt waren, mit nach Hause nehmen; die Professoren (an deren Vorlesungsvorbereitung ich sogar manchmal durch die Bereitstellung von Kartenmaterial beteiligt war) gewährten mir vorgezogene Prüfungen, usw. Obwohl ich in ewiger Zeitnot lebte, fühlte ich mich ausgezeichnet. Endlich war ich dabei, meinen langgehegten Traum zu verwirklichen.

Unglücklicherweise mussten Veronika und ich kurz nach Beginn meines Studiums das Zimmer am Arbat-Platz räumen. Aber dieses Mal half mir mein Bruder Walter, eine Bleibe zu finden. Es war eine geräumige, fast villenartige Datsche in Kutschino, die, wenn ich nicht

irre, dem Technischen Direktor des Bolschoi-Theaters gehörte. Er vermietete seine Datsche, in der er im Sommer natürlich selbst wohnte, vor allem wegen der Betreuung seines Schäferhundes.

In Kutschino hatten wir anfangs eine sehr schöne Zeit. So müde wir waren, unternahmen wir fast jeden Abend einen Spaziergang, lauschten dem geheimnisvollen Treiben im Wald, bestaunten den Mond und schauten den dahinziehenden Wolken nach. Dann aber wurde es kälter und kälter. Wir mussten Schnee schippen, das Wasser im Vorratsfass fror ein, der Ofen heizte nur ungenügend. Als Veronika eine Bronchitis bekam, blieb uns nichts anderes übrig, als den Mietvertrag zu kündigen und zu ihrer Mutter zu ziehen, wo Veronika auch vorher gewohnt hatte.

Die – für Moskauer Verhältnisse allerdings nicht ungewöhnliche – Enge, in der wir dort lebten, kann man sich heute kaum vorstellen. Veronika und ich richteten uns ein durch ein Bücherregal und einen Vorhang abgegrenztes, fensterloses Eckchen von vielleicht drei Quadratmetern ein, in dem gerade ein Bett und ein winziger Tisch Platz hatten. Rechts von uns, nur einen Meter entfernt, schlief Anna Iwanowna. In der Wohnung wohnte ausserdem Veronikas Vater, der von Anna Iwanowna geschieden war. Er schlief auf dem Absatz des kalten Treppenflurs und hielt sich auch dort auf, wenn er zu Hause war. Er lebte als Fremder zwischen seinen Familienmitgliedern und durchquerte das Zimmer nur, wenn er zur Arbeit ging. Schliesslich wohnte noch Veronikas Bruder hier, er hatte sich über dem väterlichen Schlafplatz eine Art Hochbett gebaut und sich dort mit einem Schränkchen voller Rundfunk-Bastelzeug eingerichtet. Wir alle hörten jedes Wort, jedes Räuspern der anderen. Wenn Veronika und ich vor dem Einschlafen miteinander flüsterten, zogen wir die Decke

über den Kopf. Um unsere Zärtlichkeiten zu übertönen, liessen wir das Radio mitunter bis spät in die Nacht laufen.

Unwahrscheinlich, aber wahr: Trotz dieser Widrigkeiten verlief unser Leben in der 3. Twerskaja-Jamskaja insgesamt äusserst harmonisch. Vater Iwan ignorierte uns weitgehend (zur Kenntnis nahm er mich erst drei Jahre später, als er mir ins Lager schrieb, er würde mich «räudigen Fritzen» wegen der Verführung seiner Tochter verklagen). Dafür gestaltete sich das Verhältnis zu Veronikas Mutter umso herzlicher. Anna Iwanowna war eine ernste, von Sorgen gebeugte Frau, die ihre Tochter über alles liebte. Sie arbeitete in der Schokoladenfabrik *Krasnyj Oktjabr* («Roter Oktober») und erzählte haarsträubende Dinge von dort. Die geringen Löhne der Arbeiterinnen waren ursprünglich damit gerechtfertigt worden, dass sie nach Herzenslust Schokolade und Pralinen essen durften. Jüngst war dies jedoch verboten worden, ohne dass eine Lohnerhöhung erfolgte. Mehrere Kolleginnen waren wegen Verstosses gegen das neue Verbot verhaftet worden. Auch gab es Verhaftungen wegen neuerdings gesetzlich verfolgten Verspätungen am Arbeitsplatz (für eine Verspätung von mehr als 20 Minuten kam man ins Gefängnis).

Obwohl ich durch meine Arbeit, das Studium und die Fahrten nach Perlowskaja zu Vera und unserem Töchterchen voll ausgelastet war, fanden Veronika und ich Zeit für Gespräche über die allorts spürbaren gesellschaftlichen Veränderungen. Jede Woche besuchten wir die berühmte Sandunowski-Sauna (wo die Geschlechter natürlich getrennt waren). Oft streiften wir danach durch das Gewimmel im Moskauer Zentrum, beobachteten die Menschen oder blieben vor den Schaukästen der Kinos stehen, in denen fast nur noch patriotische Filme liefen.

Gut erinnere ich mich an den 1. Mai 1941, an dem wir vom Fenster einer Bekannten aus verfolgten, wie die Truppen zum Roten

Platz marschierten, die Zwölferreihen der Infanterie, die Lärm und Gestank verbreitenden Panzer. Stärker als je zuvor war mir das Militär unheimlich. Vor einem halben Jahr hatte man die zaristischen Rangbezeichnungen wieder eingeführt. Man sprach von Soldaten, statt von Rotarmisten und hatte sich auf die kirchenslawische militärische Grussformel (*ssdrawija shelajem!* – «Wünschen Wohlergehen!») besonnen. Die Schule und vor allem die Berufsausbildung waren hochgradig militarisiert. Viele Menschen hatten das Gefühl, dass es demnächst «losgehen» müsse. Dennoch scheute man sich, das Wort «Krieg» in den Mund zu nehmen. Noch Mitte Juni 1941 dementierte die sowjetische Nachrichtenagentur TASS* Meldungen über deutsche Truppenkonzentrationen an der sowjetischen Westgrenze.

Der 22. Juni ist ein Sonntag. Ich erwache kurz nach sieben. Veronika schläft noch an meiner Schulter. Ich schalte leise das Radio ein. Ein deutscher Sender, zuerst unklar, aber dann mit erschreckender Deutlichkeit: «... zwei rote Jagdflugzeuge über Ostpreussen abgeschossen. Unsere Luftwaffe beherrscht den gesamten Luftraum bis ...» Träume ich? Haben mich die Grübeleien über die Kriegsgefahr um den Verstand gebracht? Oder war es bloss ein Manöverbericht?

Mit zitternder Hand suche ich Radio Moskau. Aber hier wird lediglich die schon bekannte Meldung wiederholt: «Gestern wurde ein deutsches Kampfflugzeug über England abgeschossen» – Ende der Nachrichten. Schliesslich suche ich den BBC. Nur schwer verstehe ich die englischen Worte, aber allmählich wird es zur Gewissheit. Krieg! Deutschland hat die Sowjetunion überfallen!

Ich drehe das Radio ab. In die Stille hinein pocht mein Herz. Wehmütig schaue ich Veronika an. Die letzten Minuten der Ahnungslosigkeit.

Dann energisches Klopfen an der Wohnungstür. Gestellungsbe-

fehl für Veronikas Bruder, der erst vor wenigen Monaten aus einem technischen Truppenteil entlassen worden ist. Die Schwiegermutter mault: «Was die nur in aller Herrgottsfrühe von dem Jungen wollen!?! Als ob sie nicht bis Montag warten können, wenn so 'n Apparat kaputtgeht.» Valentin kommt mit nacktem Oberkörper aus der Küche, das Handtuch über die Schultern gehängt. Ich nehme ihn beiseite und sage, was ich gehört habe. Mit zusammengepressten Lippen wiegt er den Kopf hin und her.

Veronika ist inzwischen erwacht. Sie streift die Bettdecke halb weg und streckt sich genüsslich aus. Sonst schäkere ich am Sonntagmorgen gern mit ihr, heute aber nicht. Sie schaut mich enttäuscht an. Wir frühstücken schweigend. Veronika schmolzt ein bisschen. Nach dem Frühstück schlage ich vor, meinen Bruder in Shelesnodoroshnaja zu besuchen. Dabei denke ich: Wird er, werde ich den Krieg überleben? Vielleicht unsere letzte Begegnung.

Auf der Strasse nehme ich Veronikas Arm:

«Liebes, es ist Krieg.»

«Seit wann?»

«Seit heute Nacht.»

Wir schweigen. Sprechen ist sinnlos. Als wir aus der Metrostation Kurskaja auf den Bahnhofsvorplatz treten, sind die Menschen ringsum erstarrt. Lautsprecher dröhnen über der Freifläche. Molotow spricht: «Heimtückisch überfallen ... Wir werden siegen!»

Walter ist nicht erstaunt über unseren Besuch. Bleich lächelt er zur Begrüssung. Dazu eine hilflose Handbewegung. Er hat nicht nur Molotow gehört, sondern davor schon Goebbels. Und die ersten faschistischen Frontberichte. Unsere Truppen scheinen zurückzuweichen.

Am Montagmorgen Riesenschlangen vor den Brotläden. Die Leu-

te kaufen Brot zum Trocknen, für schwarzen Zwieback. Ein paar Tage später werden wieder Brotkarten eingeführt.

Menschenschlangen auch anderswo, zum Beispiel auf dem Hof des Milizreviers, wo alle Rundfunkgeräte abgeliefert werden müssen. Vorsichtshalber bringen wir gleich Valentins Bastelzeug mit. Die Geräte werden achtlos in einem Schuppen gestapelt: «Rückgabe nach dem Krieg...»

Die Begeisterung für Deutschland ist mit einem Schlage erloschen. Von irgendwoher breiten sich Gerüchte über Bombardierungen frontnaher Städte aus. Es wird erzählt, dass Sowjetfeinde in Minsk oder Mogiljow die faschistischen Piloten mit Lichtsignalen zu den angeflogenen Zielen dirigieren. Auch Moskau richtet sich auf Luftangriffe ein. Über die Kremlpaläste sind riesige graugrüne Netze gespannt. Vor den Schaufenstern werden Sandsäcke gestapelt, Strassen werden nicht mehr beleuchtet, Fenster verdunkelt. Ein Beauftragter der Hausverwaltung kontrolliert, ob alle Scheiben kreuzweise mit Papierstreifen beklebt sind, damit sie beim Zerspringen nicht herausfallen können.

Schlangestehen auch im Wehrkreiskommando. Im Flur die Losung «Jeder wird gebraucht!». Als ich aber den Einberufungsbefehl und meinen «Pass» (eigentlich Personalausweis) hinüberreiche, in dem, wie in der Sowjetunion üblich, auch die Nationalität eingetragen ist, schüttelt man nur den Kopf: «Sie können einstweilen nach Hause gehen.» Was soll das heissen?

Mit dem Gefühl, überflüssig zu sein, gehe ich durch die Strassen. Auch im Institut werde ich nicht gebraucht. Historische Karten werden, da nun Geschichte *gemacht* wird, nicht mehr benötigt. Ich frage meinen Chef, ob ich an den Arbeitseinsätzen für noch nicht einberufene Studenten teilnehmen soll. Er gibt mir einen freundschaftlichen Rat: «Nehmen Sie unbezahlten Urlaub.»

Zehn Tage nach Kriegsbeginn sitze ich zu Hause über meinen Bü-

chern und lerne für die letzten Prüfungen des zweiten Kurses. Der Lautsprecher des zentralen Radio-Übertragungsnetzes bei den Nachbarn stört mich. Dann horche ich auf: Stalin spricht! Es ist der 3. Juli, sein erster Auftritt nach Kriegsbeginn. Sein georgischer Akzent ist stärker als sonst. Nach jedem zweiten Satz trinkt er Wasser. An der Front muss es böse aussehen, wenn sogar er zugibt, dass Litauen, Belorussland, die Westukraine von den Deutschen besetzt, dass grosse Truppenteile abgeschnitten sind. Aber Pessimismus lässt er nicht gelten. «Vorwärts, zu unserem Sieg», presst er heraus.

Wenn Stalin in seiner Rede davon spricht, dass die Völker der Welt, einschliesslich des deutschen Volkes, unsere Verbündeten seien, so trifft das auf die Deutschen in der Sowjetunion offenbar nicht zu. Mich hat man ins Abseits gestellt. Während 1'000 Kilometer weiter westlich (oder nur noch 500?) ein tödlicher Kampf tobt, lerne ich russische Geschichte. Um der Hitze und den überall in der Stadt lärmenden Lautsprechern zu entkommen, fahre ich ins Naherholungsgebiet Serebrjanny bor am Moskwa-Fluss. Ideale Stille dort, Ausflügler gibt es nicht mehr. Ich liege im Gras, fertige Exzerpte, schaue einem Käfer zu, der unermüdlich einen Grashalm hinauf- und hinunterkrabbelt. So verbringe ich einige Tage. Als ich wieder an der Endhaltestelle des Trolleybusses aussteige und zu meiner Studierwiese gehe, steht plötzlich ein schwerbewaffneter Soldat vor mir: «Halt, Hände hoch!»

Ich werde abgeführt. Im Gebüsch steht eine Flak, sie muss gestern aufgebaut worden sein. Der Soldat macht Meldung: «Deutscher Spion gefangen!» Das sieht schlecht aus. In meiner Tasche steckt mein Pass mit dem Nationalitäteneintrag. Der Offizier, der die Meldung entgegennimmt, weiss offenbar nicht, wohin mit mir. Ein richtiger Unterstand ist noch nicht eingerichtet, eine Arrestantenzelle erst recht nicht. Wahrscheinlich will er mich, ohne sich selbst blosszustellen,

loswerden. So befiehlt er: «Unter Bewachung von drei Mann zur Miliz bringen!»

Ich werde verwarnt: «Ein Schritt nach links, ein Schritt nach rechts gilt als Fluchtversuch. Es wird sofort scharf geschossen!» Es ist das erste Mal, dass ich dieses «sibirische Vaterunser» höre. Aber auch für die Soldaten, die mich eskortieren, hat das Abführen Neuigkeitswert – der Krieg ist ja gerade erst drei Wochen alt. Einer geht hinter mir, zwei gehen seitlich, ihre schussbereiten Gewehre auf mich gerichtet – hoffentlich drehen sie nicht durch. Ich darf mich nicht umdrehen und muss die Hände auf dem Rücken halten (meine Bücher und Papiere habe ich in den Gürtel gesteckt). Kinder laufen herbei und schreien aufgeregt: «Ein Fritz! Ein Spion!» Ein Alter stösst über die Gartenpforte hinweg Verwünschungen aus.

Vor dem Dorfsowjet, wo sich die Miliz befindet, stehen Dutzende von Leuten. Auch das noch! Indes schlägt es zu meinem Vorteil aus. Wegen der Einberufung eines Teils der Ortsjugend ist es in den Amtsräumen gedrängt voll – der Milizchef hat keine Zeit für mich. Als ich sage, ich hätte keine Papiere bei mir, lässt er mich kurzerhand in eine Zelle sperren. Durch die Bretterwand höre ich, wie einer der Soldaten unbeholfen ein Protokoll über meine «Verhaftung» und «Übergabe» diktiert. Mit diesem Schriftstück ziehen meine Bewacher ab. Danach scheint man mich vergessen zu haben.

Jetzt heisst es Nerven bewahren. Ein Lichtblick tut sich auf, als der Chef mittags abgelöst wird. Der Neue lässt mich vorführen und sich über das Vorgefallene berichten. «Und keine Papiere dabei?», fragt er. Doch, den Studentenausweis. Den Pass hätte ich dummerweise zu Hause vergessen. Er schaut das Foto an, stockt bei dem Namen, lässt seine Sekretärin aber im Institut anrufen. Zum Glück ist die Direktionssekretärin am Apparat: Ja, ja natürlich, den Genossen Ruge kenne man sehr gut.

Dann bin ich wieder auf der sonnenüberströmten Strasse. Vorsichtig drücke ich mich am Zaun entlang, damit mich die Kinder nicht wiedererkennen.

Ein paar Tage später wird Walter verhaftet. Seine neue Freundin Ala steht weinend vor unserer Tür: Walter sei vor einigen Tagen nicht mehr nach Hause gekommen, NKWD -Leute hätten die Wohnung durchsucht.

Als Erstes frage ich, was Walter bei der Verhaftung anhatte. Nach allem, was ich über die fernen Lager weiss, benötigt man dort unbedingt Wintersachen. Ala bestätigt meine Befürchtungen – er trug nur Hemd, Hose und Sandalen.

Zweite Frage: ob sie versucht habe herauszubekommen, wo er sich befindet. Ja, sie habe mit einem kleinen Bündel (Wäsche, Socken) bei verschiedenen Gefängnissen angefragt, aber überall die Auskunft erhalten, dass es keinen Untersuchungshäftling Walter Ruge gäbe.

Dritte Frage: ob bei der Hausdurchsuchung etwas beschlagnahmt worden sei. Ja, ein deutsches Buch, sie wisse nicht, wie es heisse, aber auf dem Schutzumschlag sei ein Panzer gewesen.⁷ Ausserdem, sagt Ala, habe man einen kleinen Zettel mitgenommen, auf dem sich Walter, wie sie glaube, die Wellenlängen ausländischer Sender notiert habe. Das sieht nun wirklich böse aus.

Sie bittet mich, sie zu besuchen und aus Walters deutschen Büchern und Papieren alles auszusondern, was ihn belasten könne. Man wisse ja nicht, ob es zu einer zweiten Durchsuchung komme. Die Fahrt in die Moskauer Vororte ist bereits riskant. Neuerdings kann man die Stadt nur noch mit einem besonderen Passierschein verlassen. Aber es geht noch mal gut. Bei Walter verbrenne ich einige Briefe und ein paar Bücher, zwar alles sowjetische Veröffentlichungen, aber ... man kann nie wissen. Es könnte ja auch der Autor eines bereits erschienenen Buches als «Volksfeind» entlarvt worden sein.

Wenige Tage danach erhalte ich erneut eine Vorladung zum Wehrkreiskommando. Dort führt man mich durch endlose Korridore in ein fast leeres Zimmer. Obwohl ich noch keine Erfahrung mit der Tscheka habe, begreife ich sofort: NKWD. Hinter einem Schreibtisch thront der zunächst leutselige Untersuchungsrichter. In der Ecke steht ein Schemel – für den, der verhört wird, also für mich.

Verhör über Walter. Ich bin schon klug genug, mich dumm zu stellen. Was er lese, wie sein Freundeskreis aussehe, ob er sich mit Radiobasteleien beschäftige. Ich sage, dass ich darüber nichts aussagen könne, wir hätten uns nur sehr selten getroffen. Namen werden genannt – ich gebe vor, mich an keinen einzigen zu erinnern. Der Untersuchungsrichter scheint mir nicht recht zu glauben. Aus einigen seiner Wendungen höre ich versteckte Drohungen heraus, tue aber so, als verstünde ich sie nicht. Das Verhör nimmt mich ziemlich mit. Wegen eines Spionagevorwurfs kann Walter im Handumdrehen erschossen werden. Aber auch mir kann es wegen mangelnder Bereitschaft zur Entlarvung von «Volksfeinden» an den Kragen gehen.

Einen Monat nach Ausbruch des Krieges beginnen die Luftangriffe auf Moskau. Die Flugzeuge kommen immer nachts. Auf den Häusern hat man Sandsäcke gelagert; uns hat man beigebracht, wie Brandbomben gelöscht werden. Freiwillige patrouillieren von nun an auf den Dächern, auch Veronika und ich verbringen nun fast jede Nacht auf dem flachen Blechdach unseres Hauses. Nach Mitternacht, vor allem gegen Morgen, ziehen sich die Stunden zäh dahin. Wir kauern uns neben einen Schornstein und erzählen uns Geschichten – einschlafen darf man nicht. Wenn deutsche Flugzeuge die Absperrungen durchbrechen, schauen wir gebannt auf den Himmel – Scheinwerfer blitzen auf, Flakschüsse ertönen, Leuchtraketen hinterlassen ihre

Spuren auf der Himmelskuppel. Mitunter sehen wir ein oder zwei faschistische Flugzeuge, die in grosser Höhe von Nordwesten heranschweben. Sie orientieren sich offenbar an der Achse Leningrader Chaussee, Gorki-Strasse, Roter Platz. Von Dutzenden Scheinwerfern eingefangen, ziehen sie im Schnittpunkt der Lichtkegel scheinbar lautlos und langsam dahin. Bomben werden nicht abgeworfen, zumindest habe ich das kein einziges Mal gesehen. Wahrscheinlich sind die Piloten da oben vollauf mit ihrer eigenen Sicherheit beschäftigt. Aber auch wenn keine Bomben geworfen werden, haben die Luftangriffe den Effekt, dass die Moskauer Bevölkerung um den Schlaf gebracht und zermürbt wird. Manchmal werfen sie an Fallschirmen hängende Riesenkerzen ab (von den Russen «Tannenbäume» getauft), die die verdunkelte Stadt beleuchten – ein merkwürdig faszinierender Anblick.

Nach einiger Zeit enthebt man mich – den Deutschen – meines Beobachtungspostens auf dem Dach und bedeutet mir, ich solle bei Fliegeralarm in der Metro verschwinden. Veronika, die sich unter diesen Umständen nicht mit mir solidarisieren kann, bleibt übernächtigt zurück.

In den grossen Luftschutzbunker der Untergrundbahn gehe ich nur einmal. Frauen, Kinder, Greise strömen dorthin, werden von Ordnern in die langen Tunnel eingewiesen, schlafen auf mitgebrachten Decken und Kissen zwischen den Schienen. Niemand redet. Die Leute mustern mich misstrauisch – was will der junge Mann hier? Ein Feigling? Unten im Tunnel vergeht die Zeit noch langsamer. Man sieht nichts, hört nichts – schon deshalb ist die Stimmung deprimierter als unter freiem Himmel.

Statt meine Nächte in den U-Bahn-Schächten zu verbringen, ziehe ich mich unbemerkt in die Wohnung zurück. Schlafen kann ich dort genauso wenig. So knipse ich, während es am Himmel blitzt

und rattert, unter der Bettdecke ein funzelartiges Lämpchen an (niemand darf hier Licht bemerken) und lese – die neue Hamlet-Übersetzung von Pasternak! Für eine Weile vergesse ich alles – dieses idiotische Versteckspiel, den Krieg, die ungewisse Zukunft.

Morgens, nach der Entwarnung, kommt Veronika mit dunklen Rändern unter den Augen ans Bett. Sie muss sich zum Dienst fertig machen, ich kann – welch ein Widersinn – auch am Tage schlafen, habe ja noch immer Urlaub.

Als der Urlaub zu Ende ist, bin ich froh, dass ich mich als Möbelschlepper und Lastenträger betätigen darf. Das Institut wird leer geräumt, weil in den Räumen ein Lazarett eingerichtet wird. Niemand weiss, wohin mit der Einrichtung. Das meiste stapelt man vorerst im Hof. Nach drei Tagen ist das Gebäude leer geräumt. So sitze ich im verlassenen Nebenflügel des Instituts und büffle für die letzte Prüfung. Indes fehlt mir die innere Ruhe. Ich empfinde mich als Zuschauer der Weltgeschichte, als tatenlos inmitten eines reissenden Stroms. Manchmal kommt es mir vor, als sei ich durch eine ausserirdische Macht festgekettet. Dann sitze ich stundenlang vor dem leeren Zeichentisch und starre die Wände an.

Einmal stecke ich mir eine *papirossa* an, lasse das brennende Streichholz in Gedanken auf den Tisch fallen. Plötzlich frisst sich eine kleine Flamme in den Lack der Tischkante. Ich kann mich nicht rühren, sehe zu, wie das Feuer sich züngelnd ausbreitet, raffte mich schliesslich auf, es zu löschen.

Seither kokle ich jeden Tag. Auch den Schrank senge ich an, zufällig natürlich. Aber wenn ich ehrlich bin: Ich habe das Streichholz, das am Schrankbein landet, ziemlich gezielt hingeworfen, eigentlich hingelegt. Bin ich ein Pyromane? Kein Wunder wär's in dieser Welt, wo das Feuer immer weiter um sich greift. Und was nicht verbrennt, das verkommt.

TEIL II • DIE STEPPE

VORLADUNG

Dass ich nicht lange neben dem Krieg herlaufen würde, war mir von Anfang an klar. Sein Strudel würde mich erfassen. Aber wie?

Ich komme von der letzten Prüfung im Fach Geschichte der UdSSR nach Hause (der Dozent und ich hatten in dem völlig leeren Auditorium auf dem Fensterbrett gesessen) und finde eine Vorladung von der Miliz vor. Auf dem hektographierten Papier steht: «als Zeuge in ... Angelegenheit». Der Platz, wo die drei Punkte stehen, ist nicht ausgefüllt: Geht es wieder um Walter?

Im engen Korridor des Milizreviers warten zwei Dutzend Menschen. Gesprächig sind sie nicht, doch erfahre ich, dass sie alle als «Zeugen» geladen sind. Unverständlich. Ein Beamter ruft die Namen auf. Offenbar sind alle erschienen. Jeder wird gefragt, ob er auch die Pässe der mit ihm zusammenwohnenden Personen mitgebracht habe. Da ich nur meinen Ausweis dabei habe, muss ich noch mal nach Hause traben. Schwiegermutter ist aber noch nicht von der Arbeit zurück. Nur mit Veronikas Pass eile ich wieder zur Miliz. Dort warten die Leute noch immer. Nach einer endlos scheinenden Zeit wird ein Ehepaar aufgerufen. Einige Minuten später kommen sie zurück, die Frau weinend, der Mann verstört. Wortlos verschwinden sie.

Als Nächster bin ich dran. Der Mann nimmt mir die beiden Pässe ab und sucht meinen Namen in einer Liste. «Und Iwanowa?», fragt er, «Ihre Schwiegermutter?» Meiner Erklärung scheint er nicht zu glauben. Wahrscheinlich um Instruktionen einzuholen, geht er ins

Nebenzimmer. Derweilen stempelt die Sekretärin in unseren Pässen herum. Was geht hier vor?

Als der Beamte zurückkommt, sagt er: «Den Pass der Iwanowa reichen Sie heute noch nach, verstanden?» Richtig verstehe ich ihn aber erst in der nächsten Minute, als mir der Milizionär Folgendes eröffnet:

Die Regierung hat beschlossen, Sie und Ihre Angehörigen aus Moskau zu evakuieren. Heute ist Dienstag (es war der 2. September 1941), am Sonnabend, kurz vor Sonnenaufgang, kommt ein Lastwagen und bringt Sie zum Bahnhof. Bis dahin haben Sie Ihre Arbeitspapiere in Ordnung zu bringen und sich Verpflegung für 15 Tage zu beschaffen. Sie dürfen zwei Gepäckstücke pro Person mitnehmen. Möbel und sonstige Einrichtung lassen Sie in Ihrer Wohnung. Die Regierung garantiert Ihnen, dass Sie zu gegebener Zeit Ihr gesamtes Eigentum zurückerhalten. In den drei verbleibenden Tagen dürfen Sie sich, solange es hell ist, frei in Moskau bewegen. Die Stadt zu verlassen ist unter allen Umständen verboten, auch wenn Sie im Besitz irgendwelcher Dienstreiseausweise, Passierscheine oder dergleichen sein sollten.

Mich juckt es, zu fragen, wie die Regierung ihre Entscheidung begründet, doch das ist sinnlos. So erkundige ich mich lediglich, wohin wir gebracht werden sollen.

«Steht im Pass», antwortet der Beamte trocken. Ich schaue hinein. Die Moskauer polizeiliche Anmeldung ist durchgestrichen, darunter prangt ein breiter Stempel: *Dieser Pass ist nur gültig im Gebiet von Ksyl-Orda.*

Zu Hause Veronikas fragender Blick.

«Ausgewiesen aus Moskau», sage ich, «nach Kasachstan.» «Beide?»

Ich nicke. Sie schmiegt sich an mich:

«Zusammen werden wir das schon überstehen. Hauptsache, man

trennt uns nicht... Es sei denn, du kämst an die Front, da liesse sich nichts ändern.»

Ich zeige Veronika die Stempel. Wir beschliessen, den Pass ihrer Mutter nicht nachzureichen. Vielleicht gelingt es uns ja, die alte Dame vor der Verbannung zu bewahren.

Am nächsten Tag melde ich mich in der schon in Auflösung befindlichen Kaderabteilung des Instituts. Man händigt mir meine Papiere aus. Ich sitze zum letzten Mal in meinem Arbeitszimmer, überlege, ob ich meine Zeichensachen mitnehmen soll. Als Zeichner werde ich in Ksyl Orda wohl kaum arbeiten, und den Platz in den zwei erlaubten Koffern brauche ich für andere Dinge. Immerhin stecke ich mein Reisszeug ein, es wiegt ja nicht viel.

Mein Gehalt will mir jedoch niemand auszahlen. Ein Kollege, der mir ein paar hundert Rubel schuldet, schlägt vor, ich solle ihm meine Adresse dalassen, er würde das Geld nachsenden. Tja, wenn ich meine Adresse wüsste...

Veronika hat mehr Glück. Sie erhält ihr Gehalt, dazu Urlaubsgeld und obendrein eine Prämie. Um unseren Reiseproviand zu vervollständigen, kaufen wir alles, was man auf Karten bekommen kann. Auch die Bezugsscheine für Textilien lösen wir ein, sind ja ohnehin nur in Moskau gültig. So ergänzen wir unsere Garderobe mit weissen Hosen und Tennisschuhen – fürs Wüstenklima!

Der Sonnabend kommt. Lange vor Morgengrauen wachen wir auf, setzen uns auf unsere Koffer und warten, aber nichts geschieht. Sonntag, Montag – niemand holt uns ab. Am Dienstagabend erscheinen zwei Soldaten, denen man noch die gestrigen Studenten ansieht, fuchteln mit ihren Bajonetten herum und erkundigen sich, ob wir noch da sind. Nach der Schwiegermutter fragen sie nicht. Am nächsten und übernächsten Tag kreuzen sie wieder auf, gebärden sich aber schon viel zivilisierter – haben wohl gemerkt, dass wir weder Agen-

ten noch Menschenfresser sind. Jedenfalls stellen sie ihre Gewehre gleich in eine Ecke.

Ausgesprochen feindselig sind indes die Nachbarn geworden. Seit dem ersten Auftauchen der Soldaten grüsst uns keiner mehr. Nun darf auch Veronika, als Frau eines Deutschen, bei Fliegeralarm nicht mehr aufs Dach. Verrückte Welt: Die Luftangriffe, die das Leben ringsum ausser Rand und Band bringen, bescheren uns geruhsame Stunden zu zweit. Zum ersten Mal sind wir nachts allein in der Wohnung.

So vergehen zehn oder zwölf Tage. Alle Sachen sind längst gepackt, wieder ausgepackt und verstaut. Stets von Neuem fragen wir uns, ob wir nicht noch dieses oder jenes mitnehmen sollten. Aber unsere vier Koffer platzen so schon fast auseinander. Jeder hat sich drei Bücher eingesteckt – Veronika einen Band Lermontow und zwei Bände Erinnerungen von Schauspielern; ich das Lateinlehrbuch von Krichatzki (besitze ich heute noch!), den «Faust» und einen Aphorismenband von Goethe (wenn ich nicht irre, den 33. Band der Ausgabe letzter Hand).

Das Wetter ist herrlich, so gar nicht kriegsmässig. Wir gehen viel spazieren – morgens, mittags, nachmittags. Langsam schlendern wir über den Roten Platz, gehen am Kremlufer entlang. Die Museen sind leider alle geschlossen. Man sieht, wie riesige Kisten aus ihnen abtransportiert werden, nichts soll dem Feind in die Hände fallen. Rechnen die Oberen mit der Einnahme Moskaus? Darüber hört man nichts. Dafür meldet das Sowinformbüro tagtäglich die Aufgabe weiterer Städte. In den letzten Lageberichten tauchen bereits Ortsnamen auf, die wir als Moskauer Erholungsgebiete kennen. Schauerlich.

Wenn die Dämmerung naht, eilen wir nach Hause. Komplikationen wollen wir auf jeden Fall vermeiden. Abends begegnet man im-

mer mehr Streifen und Wachsoldaten. In unserer Gegend werden auch schon Barrikaden errichtet.

Die Abende ziehen sich hin. Zu Freunden gehen können wir nicht, jemanden einzuladen scheuen wir uns. So ist das Auftauchen der beiden Soldaten die einzige Abwechslung. Wenn sie fort sind, versuchen wir zu lesen, doch die Gedanken schweifen ab. Beim Er-tönen der Alarmsirenen gehen wir zu Bett. Vielleicht kommt morgen vor Sonnenaufgang der Lkw.

Am 14. Tag unseres Wartens schlägt das Wetter um. Regen und heftiger Wind. An diesem Morgen werden wir abgeholt, man drängt uns zur Eile. Ewig kann man sich nicht mit uns über die Schwieger-mutter streiten – ob sie mitmuss oder nicht. Die Soldaten zeigen uns, dass ihr Name auf der Liste steht, wir zeigen ihnen, dass es keinen Stempel in ihrem Pass gibt. Was tun? Die Zeit wird knapp. Unerfahren, wie die Rekruten sind, geben sie schliesslich auf. Und tatsächlich wird Veronikas Mutter später nicht mehr geholt. Wie Menschen-schicksale vom Zufall abhängen! Hätte ich Veronikas Mutter vor 14 Tagen zu Hause angetroffen, hätte ich ihren Pass zur Miliz gebracht, wäre sie höchstwahrscheinlich in Kasachstan zugrunde gegangen.

Der Motor des vor dem Hause parkenden Lastwagens läuft. Auf den nassen Brettern sitzt schon eine Familie – Vater, Mutter, sech-zehnjährige Tochter. Später erfahre ich auch ihren Namen: Ginze (richtiger wohl: Hintze). Wir nicken uns zu. Zwei, drei Strassen wei-ter hält der Lkw wieder. Eine neue Familie wird aufgeladen. Das wie-derholt sich, bis die Ladefläche voll ist. Dann bleibt der Wagen in einer unbebauten Strasse am Stadtrand lange stehen. Der Regen nimmt zu, die Leute verkriechen sich unter Decken und Zeltplanen, manche unter alten Zeitungen. Mein Mantel ist nass und schwer. Niemand begreift, warum es nicht weitergeht. Doch dann tauchen andere Lkws auf, gleicherweise mit Menschen bepackt: Sammel-punkt.

Nach mehreren Stunden zieht unsere Lastwagenkolonne durch Moskau. Eine letzte Fahrt durch die Gorki-Strasse. An der Kreuzung zum Ochotnyj Rjad ist die Ampel rot. Passanten schauen zu uns hin-auf. Jemand sagt: «Da transportiert man die Deutschen ab.»

Man bringt uns zum Kursker Güterbahnhof. *Unser* Zug steht schon bereit – 30 oder 40 schmutzig rote Waggons. Während man uns verläßt, hört der Regen endlich auf. Später schaut sogar die Sonne hervor.

Veronika und ich kommen in Waggon Nummer 14, zusammen mit 46 Personen, zwei kleinen Kindern und rund hundert Koffern in einem Güterwaggon. Unbeschreibliches Durcheinander. Mit Mühe und Not ergattere ich auf der zweiten Pritschenetage ein Plätzchen für uns – nicht mehr als 30 Zentimeter für jeden. Gepäckstücke werden hin und her geschoben, Plätze getauscht. Langsam legt sich die Aufregung. Zögernd machen sich die Leute miteinander bekannt.

Wieder vergehen Stunden. Auf den Pritschen wird getuschelt, hier und da auch getrunken oder gegessen. Der Zug wird von Soldaten bewacht. Wer austreten muss, darf aussteigen. Vor den Türen der Nachbar waggons bilden sich kleine Gruppen. Bald flanieren die Leute am Zug entlang. Auch ich steige die wacklige Behelfstreppe hinunter und trete zu einer Gruppe, die sich um den NKWD-Obersten gebildet hat. Höflich, aber ausweichend beantwortet er Fragen. Ein wohlbeleibter Herr, tadellos gekleidet und gepflegt, lässt sich nicht so leicht abweisen. Er heisst Brinkwirt-Altaiski und gibt sich als Mitglied der Lenin-Akademie für Landwirtschaft zu erkennen. Die Würde eines Akademiemitglieds, in Russland seit jeher höher geachtet als in Deutschland, beeindruckt auch den Offizier. «Aber Genosse Akademiemitglied», sagt er, «Sie brauchen sich überhaupt

keine Sorge um Ihre künftige Arbeit zu machen. Als Landwirtschaftsspezialist haben Sie in Kasachstan ein viel ergiebigeres Arbeitsfeld als in Moskau.» Der Dicke nickt zufrieden.

Ein einsamer Mann an einer Waggontür kommt mir bekannt vor. Tatsächlich, es ist Jule Gebhardt, der Lebensgefährte von Hilde. Wir umarmen uns. «Wer hätte damals in Berlin gedacht», sagt Jule, «dass wir uns *so* begegnen?... Ach, diese Halunken da oben!» Ich mache ihn mit Veronika bekannt, die er aber kaum wahrnimmt. Er ist zu sehr mit der unmittelbaren Zukunft beschäftigt. «So beschissen das alles ist», sagt er, «komme ich vielleicht dorthin, wo Hilde ist. Da könnte ich ihr helfen.» Armer Jule, denke ich. Ich bin überzeugt, dass Hilde nicht mehr am Leben ist.⁸

Abends steht der Zug noch immer auf den Rangiergleisen. Als es dunkel wird, fordern uns die Posten auf, einzusteigen. Licht gibt es im Waggon nicht. Es riecht widerwärtig. Die Leute scheuen sich, laut zu sprechen. Nachdenklich oder vor sich hin dösend, liegen sie auf den Pritschen. Hier und da glimmt eine Zigarette. Nachts ist wieder Luftangriff. Heute scheint es besonders heiss herzugehen. Unter dem Getöse der Flakkanonade ruckt der Zug plötzlich an. Holpernd und polternd steigert er seine Geschwindigkeit, als renne er vor den Sirenen und Leuchtgeschossen davon. Nicht allzu weit detoniert eine Bombe. Eine Frau hat Durchfall. Zusammen mit drei anderen Männern – je zwei an einer Seite – halten wir sie an den Händen, während sie ihr Hinterteil aus der Tür baumeln lässt... So rasen wir aus der roten Hauptstadt hinaus.

Die meisten Leute im Waggon sind, wenn man von ihren Familiennamen absieht, ganz gewöhnliche Russen, die kein Deutsch sprechen, ihre Vornamen sind fast ausnahmslos russisch. Sie kommen aus allen Bevölkerungsschichten: Arbeiter, Angestellte, Intellektuelle.

Auch ein Student ist darunter. Er kommt aus Leningrad, ist bei einer Studienreise nach Moskau aufgegriffen und gleich mit den «Moskau-Deutschen» weiterverfrachtet worden. Sein Gepäck besteht nur aus einer Aktentasche – Proviant und Geld scheint er nicht zu besitzen. Aber er macht gute Miene zum bösen Spiel, wird er doch einstweilen von den anderen durchgefüttert. Noch kann man sich Barmherzigkeit leisten.

Ich horche auf, als ich aus einer Ecke deutsches Geflüster höre. Wie sich herausstellt, sind eine Frau aus Neukölln und ihre dreizehnjährige Tochter in unserem Waggon, Restbestand einer Familie, die als Politemigranten in die Sowjetunion gekommen sind. Die Frau heisst Margarethe König, die Tochter Isolde. 1938 wurde Margarethes Mann verhaftet. Kurz danach holte das NKWD auch den achtzehnjährigen Sohn ab.

Später erfahre ich, dass es noch zwei weitere «echte» Deutsche in unserem Zug gibt: Die einundneunzigjährige Mutter des Akademiemitglieds Brinkwirt-Altaiski, eine Hannoveranerin, die seit 60 Jahren in Russland lebt, und Ludwig Elfinger, ein Münchener Jungkommunist, der 1932 als Facharbeiter in die Sowjetunion gekommen ist. Was ich erst später erfahre: Auch Wolfgang Leonhard befindet sich in diesem Zug. Über seine vergleichsweise glimpflich verlaufene Evakuierung lese ich erst Jahre später in seinem Buch «Die Revolution entlässt ihre Kinder».

Ein paar Leute in unserem Waggon verhalten sich den echten Deutschen – auch mir – gegenüber betont unfreundlich. Mehr oder weniger deutlich bringen sie zum Ausdruck, dass sie, vorbildliche Russen, Opfer der Tatsache geworden sind, dass es dieses deutsche Geschmeiss gibt. Andere stellen zwar keine Deutschfeindlichkeit zur Schau, erklären jedoch, dass es sich bei ihrer Aussiedlung um ein Missverständnis handle. Der eine hat in einem Volkskommissariat gearbeitet, der andere in einer Zeitungsredaktion und der dritte in

einem Handelskontor – sie alle sind felsenfest davon überzeugt, dass sie sehr bald zurückbeordert werden. Ein selbstbewusster junger Mann in einer hochmodernen grünen Lederjacke, der sich als Artur Karlowitsch Geinz vorstellt, erzählt von seiner Arbeit als Kameramann bei Mosfilm*. Er tritt resolut auf, hat Verbandszeug zur Hand, als sich eine Frau den Finger einquetscht, repariert hier leutselig ein Kofferschloss und dort eine Brille. Mir erzählt er schon am zweiten Abend, dass er mit einer Filmschauspielerin verheiratet ist. Auch ihr Bild zeigt er – eine wunderschöne Frau. Ausserdem kramt er das Foto eines niedlichen Vorschulkindes aus seiner Brieftasche: «Meine Tochter.» Ihm werde ich auf verschiedenen Stationen des Verbannungsalldtags wiederbegegnen und dabei auch mitbekommen, dass er in Wahrheit nur Elektriker im Filmstudio war.

Alle 100 oder 120 Kilometer bleibt der Zug stehen. Immer auf freier Strecke. Jeder oder zumindest jeder zweite Waggon ist mit einem Bremserhäuschen ausgestattet, in dem ein Soldat sitzt. Hält der Zug, springt er ab und postiert sich zehn oder 15 Meter neben dem Bahndamm. Zwei-, dreimal versuche ich, mit unserem Bewacher ins Gespräch zu kommen, doch er bleibt absolut unzugänglich. Höchstens, dass er mal ein «Weiss nicht» zwischen den Zähnen hervorquetscht.

Jeder Halt beginnt damit, dass die Frauen aus den Waggons drängen, um ihre Notdurft zu verrichten. Die Männer warten rücksichtsvoll. Dann gehen die Frauen wieder an Bord, und die Männer sind dran. Wenn auch das erledigt ist, beginnt das Beine-Vertreten, und die Kommunikation von Waggon zu Waggon nimmt ihren Lauf.

In der Regel dauern die Haltepausen einige Stunden, manchmal den halben Tag. Die Leute flanieren paar- und gruppenweise am Zug entlang, plaudern, schauen in die Weite, wo ein Hügel, eine Pferde-

koppel und manchmal eine Stadt sichtbar sind. Bei langen Aufenthalten fangen manche Frauen sogar an, Beeren und Pilze zu sammeln – bis der Pfiff der Lokomotive ertönt. Dann geht es hurtig in die Waggons zurück. Manchmal müssen Nachzügler auf den schon anfahren den Zug aufspringen. Bald hat sich eine regelrechte Technik des Heranziehens der Nachzügler entwickelt. Zurückbleiben will niemand.

Nach wenigen Tagen höre ich erstaunt, dass Artur Karlowitsch sich jetzt als ledig ausgibt. Seit wir Tambow passiert haben, ist er mit Benita, der Tochter einer verwitweten Deutschlehrerin, auf Du und Du. Kurz hinter Saratow erklären sie, dass sie heiraten wollen! Im Koffer des Freiers findet sich sogar eine Flasche Wodka, mit der der «Bund fürs Leben» besiegelt wird. Der Vollzug der Ehe findet im Dunkel der Nacht statt, vom Gerüttel des Waggons übertönt. Benitas Mutter fügt sich in die Situation und teilt sogar ihre Vorräte mit ihrem neuen Schwiegersohn. Immerhin könnte ein Mann der Familie in Kasachstan nützlich sein.

Veronika und ich reden nur im Flüsterton miteinander. Hin und wieder liest sie mir vor, oder ich übersetze ihr einen von Goethes Aphorismen. Stutzig macht uns, dass wir uns im Zickzackkurs durch die russische Tiefebene bewegen: plötzlich in Kujbyschew, dem ehemaligen Samara, wo jetzt die Sowjetregierung residiert – ausser dem Genossen Stalin natürlich. Von dort aus fahren wir nördlich bis Tscheljabinsk. Geht es wirklich nach Mittelasien? Unsicher macht uns zudem, dass unsere Reserven schwinden. Die Konserven werden knapp, und das Brot müssen wir auch einteilen.

Von Tscheljabinsk zuckeln wir weiter nach Osten. Nun befinden wir uns auf der Hauptlinie der Transsibirischen Magistrale und müssen ständig Züge mit Werkbänken und Maschinen vorbeilassen. Das sind Ausrüstungen der Betriebe, die in den asiatischen Teil Russlands

verlagert werden. Gelegentlich rollen auch Sträflingstransporte in Richtung Sibirien. Dergleichen habe ich noch nie gesehen: vergitterte Fenster und bauchige Schlösser an den Waggontüren. Aus der entgegengesetzten Richtung kommen Truppentransporte: Panzer, Geschütze, Soldaten.

Einige Mitreisende vermuten, dass man uns ins Kusbass bringt, wo viele Betriebe neu aufgebaut werden. Andere glauben, man bringe uns in den Fernen Osten. Recht behalten schliesslich diejenigen, die auf Karaganda⁹ getippt haben. Am 18. Tag steht der Zug zehn Stunden vor Petropawlowsk, dann geht es plötzlich in Windeseile nach Süden.

In der 20. Nacht halten wir wieder. Dieses Mal heisst es: «Aussteigen, Gepäck mitnehmen!»

Ein kalter Regen empfängt uns. Der Boden, den wir betreten, ist durchweicht. Beim ersten Schritt versinke ich bis zum Knöchel. Die Schuhe sind voller Wasser. Stockfinster ringsum. Schatten hasten hin und her, Rufe, ein Pferd wiehert. Dann pfeift die Lokomotive, der Zug fährt davon. Keiner weiss, wo wir sind. Jemand hat ein Bahnhofsschild gesehen: «Schokai». Wie sich später herausstellt, ist dies ein Haltepunkt 60 Kilometer nördlich von Karaganda, ein Nest, das man sich elender kaum vorstellen kann.

Verschlafen und fröstelnd drängen Hunderte Gestalten nach oben auf die nun leeren Gleise: Der Schotter ist wenigstens trocken. Dann müssen wir waggonweise antreten. «Waggon 14 hierher!», wird befohlen. Wir folgen einem Soldaten, ein Pferdewagen fährt vor – wir dürfen unser Gepäck aufladen. Dann setzen wir uns in Bewegung. Die Leute gehen zu zweit oder zu dritt durch die Dunkelheit, gerade der Vordermann ist noch zu sehen. Veronika und ich trotten unmittelbar hinter dem Fuhrwerk her. Der Weg scheint endlos. Die Nacht auch.

Dann lässt der Regen nach, hört nach einer Weile ganz auf, der Weg scheint nicht mehr so matschig zu sein. Dafür wird es kalt. Langsam, aber hartnäckig kriecht die Kälte uns unter die Haut. Die Dämmerung enthüllt mehr und mehr von der Landschaft: Steppe, graues Gras, der Weg – eine schnurgerade Linie. In der Ferne wird eine Bergkette sichtbar. Davor, so weit der Blick reicht, kein Strauch, kein Baum, nichts.

Dann, zuerst kaum wahrnehmbar, erscheint die Silhouette einiger Hütten. Sogar eine Windmühle glaubt man zu sehen. Wir laufen und laufen – das Dorf kommt nicht näher. Unsere Kolonne zieht sich bereits ein oder zwei Kilometer dahin. Manche können kaum noch, aber nur die Einundneunzigjährige, die schon kurz nach dem Abmarsch zusammengeklappt ist, wird auf die Fuhre mit dem Gepäck gesetzt. Gut 40 Kilometer liegen hinter uns, als wir am Mittag die Siedlung erreichen. Graue Lehmhütten mit winzigen Fenstern, hinter denen die Bewohner die Ankömmlinge betrachten. Die Hütten liegen weit auseinander, dahinter Plumpsklos ohne Türen. Die Erklärung erweist sich als simpel: Holz ist hier so rar, dass man sich Klötzen nicht leistet.

Vor dem «Klub», der nicht höher ist als die übrigen Gebäude, hält der Kutscher an. Wir bringen die Koffer in den grossen Versammlungsraum. Landesübliche Ausgestaltung: ein grosses Stalin-Bild, Losungen auf rotem Tuch an den Wänden, ein Rednerpult. Aus dem Rahmen fällt nur ein abseitsstehendes Klavier. Ob in dieser Einöde jemand spielt?

Jeder Familie wird eine Bank zugewiesen. Kofferschlösser öffnen sich, Sachen werden zum Trocknen aufgehängt. Der Geruch von Feuchtigkeit breitet sich aus. Was niemand erwartet hat: Im Vorraum wird Suppe ausgeschenkt, gute, kräftige Suppe mit vielen Kartoffeln und Fleisch.

Mit vollem Magen sieht die Welt nicht mehr ganz so garstig aus.

Schlaf übermannt die erschöpften Leute. Die Frauen legen sich auf die Bänke, die Männer strecken sich auf dem Fussboden aus. Nur Benitas Mutter schläft auf der Erde, denn ihre Bank ist von Artur und Benita besetzt.

Dann wird es still im Versammlungsraum, hier und da schnarcht jemand. Stunden vergehen, ehe sich jemand regt. Langsam wird es dunkel. Eine Petroleumlampe wird angezündet, erste Gespräche kommen in Gang. Einige Männer sind aufgestanden und für eine Zigarettenlänge auf die Strasse getreten. Auch ich gehe hinaus auf die «Strasse» – wenn man den Matsch und die Pfützen zwischen den Häusern so nennen will. Was sollen wir hier, frage ich mich. Zum Arbeiten hätte man uns doch woanders hingebracht...

Abends gibt es noch einmal Suppe, und zur Nacht werden die Leute richtig lebendig. Kiebitze sammeln sich um eine Gruppe von Kartenspielern. Jemand flickt seine Schuhe. Weiter hinten werden neue Bekanntschaften geknüpft. Ein flotter Endvierziger, einst Leiter eines Parfümeriegeschäfts in der Moskauer Stoleschnikow-Gasse, gibt schlüpfrige Anekdoten über ehemalige Stammkunden zum Besten. Ich unterhalte mich mit einem jungen Mann namens Kessler, der von seinen Erlebnissen im Sowjetisch-Finnischen Krieg erzählt – später erfahre ich, dass er nur aufgeschnappte Geschichten kolportiert. Ein Mädchen setzt sich ans Klavier und spielt Chopin, sie hat, so stellt sich heraus, am Moskauer Konservatorium studiert. «Die Kultur», höre ich ihren Vater sagen, «muss man in jeder Lebenssituation pflegen.»

SIEDLUNG NR. 11

Der Ort, in den man uns gebracht hat, liegt nicht, wie angekündigt, im weiter südlichen Gebiet Ksyl-Orda, sondern in Karaganda, im Verwaltungsbezirk Ossokarowka. Er heisst Siedlung Nummer 11.

Im Umkreis von einigen hundert Kilometern gibt es an die 20 solcher Siedlungen. In jeder wohnen bis zu 1'500 Menschen. Richtige, das heisst historisch gewachsene Dörfer, gibt es nicht, bis auf eine Ausnahme. Dieses Ausnahmedorf wurde 150 Kilometer von hier noch in der Zarenzeit von deutschstämmigen Bauern auf dem Gebiet der mittleren Wolga gegründet. Ich bin nie dort gewesen, habe mir aber sagen lassen, es sehe fast «europäisch» aus – mit Gärten, Blumen und richtigen Bäumen, sogar mit einer (allerdings längst stillgelegten) Kirche.¹⁰

In den vier Monaten, die ich in Kasachstan verbringe, ergibt sich gelegentlich die Möglichkeit, Bewohner über die Siedlungsgeschichte auszufragen. In der Regel unter vier Augen – niemand redet darüber gern. Von Andreas, einem vierschrötigen blonden Wolgadeutschen, mit dem ich oft zusammen arbeite, erfahre ich am meisten.

Angefangen hat es im September 1931 im Zuge der Enteignung und Zwangsumsiedlung der sogenannten Kulaken, wie wohlhabende Bauern genannt wurden (wobei die Massstäbe für die Zuordnung sehr niedrig und oft willkürlich waren). Mit der damals gerade fertigen Karaganda-Eisenbahn brachte man einige hundert Kulaken samt ihren Familien hierher. Etwa sieben Kilometer von der Quelle des

Ischim (eines Nebenflusses des Irtysh) entfernt, hatte man ein grosses Stacheldrahtgeviert für sie vorbereitet, das von bewaffneten Posten bewacht wurde. *Hinaus* konnten sie nicht, aber *hinein* kamen immer neue Zugänge. Schliesslich befanden sich in der umzäunten Senke die Insassen von fünf Eisenbahnzügen – etwa 11'000 Menschen, alles Angehörige unterschiedlicher Nationalitäten: Russen, Ukrainer, Tataren, Wolgadeutsche und Osseter. Wahrscheinlich waren nationalistische Zwistigkeiten von den Behörden einkalkuliert. Diese Rechnung ging aber nicht auf – zu Eklats kam es nicht, auch ich habe in der Siedlung Nr. 11 keinen Nationalismus erlebt.

Andreas, damals fünfzehnjährig, kam am 7. Oktober in der damals nur in den NKWD-Akten existierende Siedlung an. Die stärksten Männer wurden zum Ausbau der Eisenbahn geschickt. Andreas berichtete, dass nur wenige von ihnen zu ihren Familien zurückgekehrt sind.

Die schwächeren Männer, Frauen und Kinder wurden nicht zur Arbeit eingeteilt – allerdings mangelte es ihnen nicht an Beschäftigung. Schon am nächsten Tag, dem 8. Oktober, fiel Schnee, sodass man dringend an Behausungen denken musste. Baumaterial gab es so gut wie nicht, auch kaum Werkzeug, von ein paar Schaufeln, Hacken und Hämmern abgesehen. An der Oberfläche hackten die Menschen den Boden zwar auf, die Erdlöcher darunter wurden zum Teil mit blossen Händen gegraben. Dächer konnte man nicht bauen, weil es kein Holz gab. Zwar wurde Brot ausgeteilt, doch starben die Menschen wegen der Kälte. Wen der Frost übrig liess, raffte der Typhus hinweg. Es gab weder Waschgelegenheiten noch Medikamente. Allein mit dem Läuseknacken war die Krankheit nicht zu bekämpfen. Die Überlebenden waren oft zu schwach, um die Toten zu verscharren.

Als es endlich Frühjahr wurde, waren von den 11'000 Bewohnern

der Siedlung noch ganze 1'000 am Leben. Aus Karaganda reisten Politikkommissare und Inspekture an. Den Übriggebliebenen wurde mitgeteilt, dass sie eine Kollektivwirtschaft zu gründen hätten. Dort könnten sie durch vorbildliche Arbeit auch die Schande abwaschen, einstmals Kulaken gewesen zu sein. Der Stacheldraht fiel, langsam bildete sich ein Verwaltungsapparat heraus. Kommandanten richteten sich in den Siedlungen als kleine Statthalter ein und schikaniereten die rechtlose Bevölkerung. Es kam vor, dass Kommandanten ermordet wurden, was jedoch abschreckende Gewaltorgien nach sich zog.

Dass die sogenannten Kulaken *einfach fleissiger* waren als die Dorfarmut, hatte ich früher für eine Lüge des Klassenfeindes gehalten. Angesichts dessen, was diese Menschen hier trotz widrigster Bedingungen geleistet haben, wurde diese Überzeugung erschüttert. Hauptsächlich wird Weizen angebaut. Der Boden in Karaganda ist dafür bestens geeignet, nur fehlt es an Wasser. Dennoch brachte der Kolchos der Siedlung Nr. 11 Jahr für Jahr immer bessere Ernten ein. Die Leute kamen allmählich auf die Beine. Bald hatte jede Familie ein Lehmhaus, das mit einem Gemisch von Mist und Steppengras beheizt wird. Berge dieser Mischung liegen vor jedem Haus. Auch der Seuchen wurde man Herr. Jetzt gibt es medizinische Punkte in jeder Siedlung. Fast jeder Haushalt besitzt eine Kuh, oft auch eine Ziege oder ein Schaf. Am besten gedeihen die privaten Geflügelwirtschaften, so gibt es hier – mitten in der Steppe! – in jedem Haushalt 50 oder mehr Gänse und Enten. Dieses Kuriosum geht auf die sowjetische Steuergesetzgebung zurück, die die Wirtschaftsentwicklung typischerweise bremst, statt sie zu fördern. In Kasachstan, wo ideale Bedingungen für die Schafzucht herrschen, müssen schon für zwei Schafe ausserordentlich hohe Steuern gezahlt werden, während das Wassergeflügel steuerfrei ist.

Aber auch wenn keinerlei Teiche oder Tümpel zur Verfügung stehen, zu fressen haben die Gänse und Enten mehr als genug. Sie baden förmlich im Getreide. Im letzten Jahr war die Ernte so gut, dass der Weizen, den die Kolchosbauern pro Arbeitseinheit bekommen, in riesigen, oft die Schornsteine überragenden Haufen auf der Strasse liegt. Speicher und Schuppen können wegen des Holz Mangels nicht errichtet werden. Zur Holzbeschaffung in waldreiche Gegenden zu fahren ist den «Spezialausgesiedelten» untersagt. Sie dürfen nicht einmal ihr Getreide zum Markt bringen – da müssten sie bis zur Eisenbahn fahren, die liegt aber ausserhalb der für sie erlaubten Zone (frei bewegen dürfen sie sich bis zum weitesten Kolchosfeld, das 18 Kilometer entfernt ist – für Kasachstan keine Distanz). Nur ein paar wenige haben eine Sondergenehmigung für die Fahrt zur Bahnstation, um das vom Staat geforderte Kontingent abzuliefern und die Dinge zu beschaffen, die die Siedlung nicht selber herstellen kann: Salz, Seife, Petroleum, vielleicht auch mal ein paar Kilo Zucker. So liegt der Weizen bergeweise unter freiem Himmel, während im kriegsgeschüttelten Land das Brot rationiert wird.

So etwa sieht das Leben hier zehn Jahre nach der Zwangsumsiedlung aus – als wir hier eintreffen. Nach der ersten Nacht im Klub werden wir in die einzelnen Häuser der Siedlung eingewiesen. Wer von den Ex-Kulaken zwei Zimmer hat, muss eins an die Ankömmlinge jeweils drei bis vier Personen) ab treten. Gefragt wird er nicht. Dennoch begegnen uns die Wirtsleute fast freundlich. Nur manchmal hört man neidische Ausrufe: «Ach, hätte man uns damals so empfangen!»

Die wenigen von uns, die einigermaßen Deutsch können, haben Glück, wenn sie bei Wolgadeutschen einquartiert werden. Man spricht hier ein veraltetes Schwäbisch, das schwer zu verstehen ist. Dennoch ist, wer sich deutsch verständigen kann, willkommen.

Allerdings werde ich von den Wolgadeutschen nur bedingt als Landsmann anerkannt. «Deuschländer»¹¹ – aus Deutschland kommende Deutsche – sind ihnen nicht geheuer. Davon gibt es, ausser Mutter und Tochter und mir, noch zwei in der Siedlung – Jule Gebhardt und Ludwig Elfinger. Ausserdem soll es im Rayon noch zwei geben: einen Sohn Karl Liebknechts und den Sohn von Fritz Platten. Was Ersteren betrifft, so handelt es sich wahrscheinlich, wie ich später ausmache, um einen Neffen von Liebknecht. Von Plattens Sohn, der eigentlich Schweizer ist (aber solche Unterschiede sind hier belanglos), höre ich 25 Jahre später über Bekannte meiner Mutter, dass er noch immer in Kasachstan lebt.

Da es für zwei Leute kein Zimmer gibt, müssen Veronika und ich mit jemanden zusammenziehen. Ich frage die Neuköllner Kommunistin, die Genossin König, ob sie und ihre Tochter Isolde mit uns ein Zimmer teilen wollen. Sie ist einverstanden, und wir bekommen ein Zimmerchen im Hause des Osseters Kasbekow. Ich baue aus Decken und Stroh zwei Schlafstellen, eine für Frau König und Isolde, eine für Veronika und mich, stelle einen Koffer als Tisch auf, einen zweiten als Küchenschrank. Für Sitzgelegenheiten gibt es ohnehin keinen Platz. Immerhin haben wir (das gibt es hier nur in fünf oder sechs Häusern) einen Holzfussboden, auf dem erheblich weniger Flöhe herumspringen als auf den gewöhnlichen Erdböden. Dennoch leiden wir keinen Mangel an diesen Tierchen.

Kasbekow ist ein hagerer Siebziger, der immer in Tscherkessen-tracht herumläuft (die aufgenähten Patronentaschen sind jedoch leer). In Ossetien war er ein Stammesfürst, allerdings war dort, wie man sagt, jeder Fünfte ein Fürst. Jetzt arbeitet er auf der Mühle als Nachtwächter. Ein Quäntchen Humor hat er sich bewahrt. «Früher»,

sagt er schmunzelnd, «hatte ich 12'000 Schafe, vielleicht auch 15'000 – so genau wusste ich das nicht. Jetzt habe ich eins, aber das ist in Moskau registriert.»

Kasbekows Frau führt die Wirtschaft, sein Sohn Taimuras ist Kolchosbuchhalter, seine Schwiegertochter, eine bildhübsche Orientalin, unterrichtet in der Schule. Demnach sind wir bei der *Dorfintelligenzija* gelandet. Das fünfte Familienmitglied ist ein schwarzäugiges Enkelkind. Die Kasbekows sind freundlich zu uns. Sie geben uns wertvolle Ratschläge für den bevorstehenden Winter, leihen uns einen Eimer zum Wasserholen, helfen uns mit Kleinigkeiten in der Wirtschaft. Einmal werden wir von unseren Wirtsleuten sogar zum Hammelessen eingeladen.

Nach der Zuweisung der Quartiere erfolgt die Einteilung zur Arbeit. Eigentlich braucht uns der Kolchos nicht – während wir das Brot, das für die geleisteten Arbeitseinheiten ausgegeben wird, dringend brauchen. In meiner Brigade arbeiten ausser mir: der Leningrader Student Artur Karlowitsch, unser Jungvermählter, der junge Kessler und ein Ingenieur, der Fedja Reppich heisst, kürzlich noch einen Lehrgang als Reserveoffizier absolviert hat und dementsprechend militärisch, aber nicht arrogant auftritt. Wir heben Mistbeete aus, säubern Pferdeställe und spezialisieren uns auf die Reinigung stillgelegter und arg verschmutzter Brunnen. Das wäre annehmbar, wenn man entsprechende Arbeitskluft hätte, aber die fehlt. Immerhin bekommen wir pro Tag ein Kilo Brot.

Veronika arbeitet im Kolchosspeicher. Zusammen erhalten wir täglich fast die Hälfte eines ausgezeichneten Fünf-Kilo-Brots. Da unsere Bargeld-Reserve auf 100 Rubel geschrumpft ist (Gehalt soll es im Frühjahr geben), beschliessen wir, auf das Kantinenessen zu verzichten. Die Suppe dort muss man nämlich bezahlen. Zudem ist sie – im Gegensatz zur Suppe am Ankunftstag – schlecht, voller angefaulten

Kartoffeln und Kohlblätter. Im Kolchosspeicher werden regelmässig Kartoffeln und Gemüse aussortiert: Das Angefaulte kommt in die Kantine, das Gute bleibt liegen – bis es zu faulen anfängt.

Öfter kochen wir ein paar (gute) Kartoffeln, die Veronika – wie die anderen Frauen – unter der Schürze aus dem Speicher mitbringt. Auch kommen uns jetzt Kleidung und Schuhe zugute, die wir in Moskau gekauft haben: Diese «Reichtümer» erregen das Interesse der Bauern. Hin und wieder tauschen wir dafür Fleisch oder ein Stück Butter ein. Die wichtigste Tauschaktion bringt jedem von uns ein Paar neubesohlter Filzstiefel ein, über die wir uns, als der Winter hereinbricht, nicht genug freuen können.

Dennoch sind wir besorgt. Unsere Zukunft liegt im Ungewissen, wir sind von der Willkür der Behörden abhängig. Alltägliche Sorgen machen sich breit: Wird man uns auch in den Wintermonaten unsere Brotration bewilligen? Was werden wir tun, wenn wir nichts mehr zum Tauschen haben? Reicht unsere Kleidung aus, um uns vor der Kälte zu schützen, über die man Schlimmes erzählt? Man berichtet von Schneestürmen, in denen man sich tagelang nicht einmal bis zu dem 30 oder 50 Meter entfernten Brunnen hinauswagen kann. Die Eingänge der Häuser sind in verschiedenen Himmelsrichtungen angelegt, weil die Bewohner einander freischaufeln müssen, je nachdem, aus welcher Richtung der Schnee herangeweht wird.

Es stellt sich heraus, dass es keine gute Idee war, mit Mutter und Tochter König zusammenzuziehen. Die Alte spielt sich als Oberhaupt unseres kleinen Gemeinwesens auf. Sogar ihre dreizehnjährige Tochter masst sich an, Veronika Vorschriften zu machen. Ich rede mit der Alten Fraktur, doch hilft das wenig.

Der Zuneigung zwischen Veronika und mir kann das alles nichts anhaben. Auch die fernere Welt ist für uns nicht gänzlich ver-

schwunden. Oft sprechen wir über den Krieg, über Moskau, über ihre Mutter, die Schrecknisse der Vorkriegszeit, die Verhaftungen, die – wie wir es jetzt selbst erleben – Leute brutal aus dem Leben gerissen haben. Wir sprechen aber auch über Nekrassow, Schiller oder die alten Griechen. Abends gehen wir hinaus in die Steppe, blicken aus der Ferne auf die nur spärlich beleuchtete Siedlung, die schon nach einem kleinen Spaziergang wie eine entfernte Insel erscheint.

Die kasachische Landschaft entbehrt nicht der Reize. Hier, nördlich der Hauptstadt Karaganda, befindet man sich inmitten einer gewaltigen Ebene, die von dunkelvioletten Gebirgen eingerahmt ist. Die Steppe wirkt wie ein graues, sich bis an die Bergketten erstreckendes Meer. Das Verrückteste: Sie bewegt sich! Das Steppengras, das in kugelförmigen Ballen wächst, friert nach den ersten Frösten ab und rollt, vom nie erlahmenden Wind getrieben, über die flache Erde. Myriaden von gleich grossen Bällen eilen über die Ebene dahin, manchmal stockend, dann wieder in Fahrt kommend, unbekannt woher, unbekannt wohin. *Perekati polje* (Roll übers Feld) nennt man dieses Gras auf Russisch. Am Rande der Siedlung türmen sich die struppigen Kugeln, von Gebäuden oder Erdwällen aufgehalten, zu wuchtigen Bergen. Sie sacken langsam in sich zusammen, werden dann von den Menschen zerstampft und mit Mist zu Heizmaterial verarbeitet.

Unbeschreiblich der Himmel, besonders in den frühen Morgen- und den späten Abendstunden. Beeindruckt von der Pracht des Sonnenuntergangs vergessen wir für Augenblicke unsere Situation und den ganzen Widersinn, der sich unserer bemächtigt hat.

Später, nachdem der Schnee gefallen und die Quecksilbersäule auf minus 25 und 30 Grad gesunken ist, erleben wir die Faszination der verdreifachten Sonne. Das ist eine optische Täuschung, die ich mir

bis heute nicht erklären kann. Etwa 20 Bogenminuten links und rechts vom zentralen Himmelsgestirn leuchten noch zwei Sonnen, fast so hell wie die wirkliche. Bei klarer Frostnacht wartet auch der Mond mit zwei Geschwistermonden auf. Selbst der Himmel ist hier ein anderer als in Europa.

DIE OBRIGKEIT

Auf 1'500 Unfreie in unserer Siedlung kommen anderthalb freie Bürger. Der halbfreie Bürger (richtiger: die halbfreie Bürgerin) ist die Ehefrau des Kommandanten, formal zwar frei, doch dem allmächtigen Ehemann bedingungslos untertan.

«Allmächtig» ist keine Übertreibung. Hier ist der Kommandant unbeschränkter Herr und Gebieter über alles und alle, einziger Beamter und einziges Parteimitglied im Umkreis. Er verordnet und setzt seine Verordnungen in die Praxis um, verwirklicht die Einheit von Legislative, Exekutive und Jurisdiktion. Zwar werden die Gesetze 2'500 Kilometer weiter westlich, im fernen Moskau, gemacht, doch lassen sie ihm ausreichend Spielraum für eigenwilliges Handeln.

Die Zeit, da Kommandanten erschlagen wurden, ist lange vorbei. Die Ex-Kulaken sind zahm geworden, selbst die Osseter. Allerdings haben sich auch die Kommandanten geändert. Früher kam es vor, dass sie jemanden, der ihnen widersprach, kurzerhand über den Haufen schossen. In den ersten Jahren befahlen die – damals zumeist ledigen – Kommandanten manchmal, ihnen ein Mädchen für die Nacht zu bringen. Dies weckte besonders bei den Ossetern gefährliche Rachegefühle, sodass die ossetischen Mädchen schon bald dieser «Naturalsteuer» entgingen. Jetzt leisten sich nur höhere Chargen einen ähnlichen Luxus.

Der Kommandant ernennt aus der Mitte seiner Untergebenen einen Gehilfen – einen Speichellecker, der seine Schicksalsgenossen womöglich noch schlimmer schikaniert als der allmächtige Chef. Ge-

burten, Hochzeiten, Todesfälle werden in der Kommandantur registriert. Ebenda erfolgt die Ausgabe beziehungsweise der Entzug von Passierscheinen, die zur Fahrt nach der Bahnstation oder ins Rayonzentrum berechtigen. Ausserdem werden der Kolchosvorsitzende und die Brigadiere vom Kommandanten bestimmt.

Der Kommandant hat entweder keine oder nur eine unbedeutende Wirtschaft, die seine aus der Öffentlichkeit ausgeschlossene Frau mehr aus Langweile betreibt. Er lässt sich vom Kolchos versorgen, ordnet an, was auf seinem Hof abzuliefern ist, bezahlt für nichts. In der Verkaufsstelle der Siedlung lässt er alles anschreiben, ohne je an eine Begleichung der Schuld zu denken. Dem Verkäufer, der natürlich auch ein «Spezausgesiedelter» ist, bleibt nichts übrig, als seine Leidensgenossen zu betrügen, um die Schulden des Kommandanten auszugleichen.

Dass der Kommandant der einzige Waffenträger im Ort ist, versteht sich von selbst. Das hat auch praktische Bedeutung beim Kampf gegen die Wolfsplage. Von Zeit zu Zeit geht der Kommandant auf Wolfsjagd und schickt dabei ein gutes Dutzend junger Leute als Treiber in die Steppe. Allerdings scheinen die Wölfe zu wittern, wenn der Kommandant betrunken ist. Einmal, im Januar, als der Kommandant völlig blau ist, erlebe ich einen Überfall der hungrigen Räuber auf die Siedlung. Sie sind unheimlich gross und fast schwarz. Gemächlich stolzieren sie durch die Strassen, beschnuppern die Hütten und heulen den Mond an.

Vor allem ist die Kommandantur aber das Zentrum der Einschüchterung und des Zuträgertums. Nicht nur, dass die Denunzianten dort ihre Sonderaufträge empfangen und ihre Spitzelberichte abliefern müssen, dorthin werden auch die Siedlungsbewohner zu Allerweltsverhören bestellt, bei denen man ihnen Strafen androht und sie erpresst.

Doch steht auch der Kommandant nicht ausserhalb der sowjetischen Hierarchie. So wie die ganze Siedlung vor ihm zittert, zittert er selbst vor seiner Obrigkeit – dem «operativen Bevollmächtigten» der Abteilung für Inneres in der Rayonverwaltung, kurz *oper* (*operupolnomotschennyj*) genannt. Er ist die personifizierte Staatsgewalt und der einzige Funktionär, der je aus der Aussenwelt in die Siedlung kommt. Alle zwei bis drei Monate macht er eine Rundfahrt durch den ihm anvertrauten Rayon, um «nach dem Rechten» zu sehen – er lässt sich von den Kommandanten über die Stimmung berichten, nimmt Spitzelberichte entgegen, verhört ein paar Leute, verhaftet auch mal jemanden und erteilt Weisungen für die nächsten Kampagnen. Obwohl er nur ein winziges Rädchen im Staatsapparat ist, führt er sich wie ein Herrscher von Gottes Gnaden auf.

Im November erlebe ich solch eine Inspektion. Dass der hohe Besuch bevorsteht, spricht sich schnell herum. Erstens hat der Kommandant die Ablieferung einer grösseren Menge von Eiern befohlen, und die Leute wissen aus Erfahrung, dass sie für den Bevollmächtigten bestimmt sind, der sie auf dem Markt von Karaganda verkaufen lässt. Zweitens hat die Frau des Kommandanten drei Mädchen zu sich bestellt und angeordnet, dass sie an dem und dem Tag in der Kantine servieren müssen. Die Mädchen hat die Kommandantengattin selbst ausgesucht, denn sie hat die Bewirtung des Besuchs in die Hand genommen und braucht dabei zuverlässige Gehilfinnen. Viel wichtiger ist jedoch, dass sie hübsch sind. Der Bevollmächtigte hat eine Schwäche für hübsche Mädchen, und die ganze Siedlung weiss, dass seine Zufriedenheit davon abhängt. Gegen Ende des Abendessens, das meist sehr spät stattfindet, ziehen sich der Kommandant und seine Frau zurück und überlassen es einer Serviererin, den betrunkenen Bevollmächtigten zu Bett zu bringen.

Kasbekows Haus liegt der Kommandantur schräg gegenüber, so dass ich die Ankunft des gefürchteten Gastes ungestört beobachten kann. Zuerst stürmen Kinder heran, die am Siedlungsrand postiert waren, um das Erscheinen der Troika* in der Ferne zu melden. Dann tritt der Kommandant mit unterwürfiger Miene vor sein Dienstgebäude. Die anschliessende Begrüssung, die Servilität des Kommandanten, die herablassende Genugtuung des Bevollmächtigten könnte nur ein Michail Saltykow-Stschedrin beschreiben.

Der Bevollmächtigte, ein stattlicher junger Mann im weissen Halbpelz, ist etwa 25 Jahre alt. Begleitet wird er von seinem Kutscher und einem Soldaten. Bei seiner Ankunft scheint die Siedlung ausgestorben. Gearbeitet wird heute kaum: Alles steht im Banne des grossen Ereignisses. Der Kaufladen hat geschlossen, die Kantine ist für den hohen Gast reserviert. Stattdessen stehen die Menschen hinter den Fenstern und beobachten, was auf der Strasse geschieht. Wer weiss, womit der Gast heute aufwartet. Wen er zum Verhör holen lässt, wen er womöglich mitnimmt.

Ein oder zwei Stunden lang hört und sieht man nichts. Der Kommandant erstattet offenbar Bericht. Schliesslich, nach langem Warten, erscheint ein einzelner Mensch zwischen den niedrigen Häusern – der Gehilfe des Kommandanten. Heute ist sein grosser Tag. Er geht nicht, er rennt durch die Strassen: Er holt die Leute zum Verhör. Als Erstes sind die neu angekommenen Deutschen aus Moskau dran. Auch ich werde gerufen.

Zwei, drei Routinefragen über die Stimmung, ob es Beschwerden gibt. Dann: «Sie als Kommunist, der aus dem faschistischen Deutschland in die Sowjetunion geflohen ist, wollen uns natürlich helfen ...» Ich soll in Erfahrung bringen, was die Leute, mit denen ich wohne und arbeite, denken, wie sie ihre Aussiedlung beurteilen, wie sie zur Sowjetmacht stehen ... Ich versuche mich aus der Affäre zu ziehen,

indem ich betone, dass ich selbstverständlich auch ohne besonderen Auftrag alle feindlichen Aktivitäten melden würde. Doch das überhört der *oper*. Mit einer Handbewegung bedeutet er dem neben ihm sitzenden Kommandanten, ihm das vorbereitete Papier zu reichen. Darauf sind schon meine Personalien verzeichnet und darunter ... mein «Deckname» als Zuträger (Serafim oder Selifan, genau erinnere ich mich nicht mehr). Weiter unten ein kleiner Text, nach dem ich, erstens, die Auflage erhalte, mindestens einmal im Monat einen schriftlichen Bericht über meine Beobachtungen in der Kommandantur abzuliefern, und mich, zweitens, verpflichte, Stillschweigen über meine «geheimdienstliche» Tätigkeit zu wahren.

Zähneknirschend setze ich meinen Namenszug darunter. Doch sage ich mir: Für mich bedeutet diese Unterschrift nichts.

Nach mir wird Veronika zur Kommandantur bestellt, und auch sie wird zur Zuträgerschaft verpflichtet.

Die Anwerbung der Moskauer Neuankömmlinge ist offenbar eine Routinesache. Die wirklich «schweren» Fälle kommen abends dran, wenn man nicht mehr sehen kann, wer geholt wird und wie lange er in der Kommandantur festgehalten wird. Erst am nächsten Morgen werden wir erfahren, dass zwei der Verhörten nicht mehr nach Hause gekommen sind. Andreas sagt: «Die sieht man nie wieder.»

Spät am Abend gehen Veronika und ich noch hinaus in die Steppe. Bedrückend, dass da in einem Amt ein Papier liegt, das uns als Spitzel ausweist. Was hätten wir tun sollen? Klar ist, dass wir niemanden bespitzeln oder verraten werden. Wir beschliessen, erst einmal gar keinen Monatsbericht abzugeben, es auf eine Mahnung ankommen zu lassen und notfalls nur belanglose Vorfälle zu melden. Bei meinem einzigen Bericht vom Januar 1942 (im Februar musste ich die Sied-

lung bereits verlassen) melde ich, dass ein Unbekannter in der Nacht vom Soundsovielten zum Soundsovielten in der Nähe der Kommandantur auf die Strasse geschissen habe. Daran knüpfte ich zwei Seiten Erörterungen über die Missachtung der Macht, die sittliche Verkommenheit, die Seuchengefahr und sogar über den achtlosen Umgang mit potenziellen Düngemitteln. Der Kommandant brüllt mich an, als er meine Meldung durchsieht: ob ich wirklich so blöd sei oder ob ich nur so tue. Ich erwidere, dass ich meine Aufgabe wohl noch nicht richtig begriffen habe.

Bei unserem Spaziergang am Abend des Bevollmächtigten-Besuchs beunruhigt uns noch etwas anderes: Wie werden sich andere Neuankömmlinge nach der Anwerbung verhalten? Werden sich welche finden, die bereit sind, angeblich «feindliche» Äusserungen der Nachbarn und Arbeitskameraden zu melden? Und was wird man über uns berichten, insbesondere über mich, den «Deutschländer»?

Als wir nachts über den knirschenden Schnee in unsere Unterkunft zurückkehren, hören wir Musik im Klub. Eine Harmonika spielt. Gesungen wird auch... Arme Serviererinnen!

Der zweite Akt des Obrigkeitsbesuches, der am nächsten Tag über die Bühne geht, ist von beispiellosem Zynismus. Kasbekows Sohn Taimuras berichtet uns davon. Man hat ihn und alle anderen männlichen Siedlungsbewohner bis 30 (ausser den Wolgadeutschen) in den Klub befohlen. Dort hat der Bevollmächtigte eine feierliche Rede über die Grosszügigkeit der Sowjetmacht verlesen und verkündet, dass die Regierung den Versammelten, den Söhnen des Klassenfeindes, verzeihe und ihnen ab sofort sämtliche Bürgerrechte zuerkenne. Das bedeute allerdings auch, dass sie ihren Pflichten als Sowjetbürger nachkommen müssen und nicht mehr vom Wehrdienst befreit seien.

Daraufhin erhielten die jungen Leute im Vorraum am Tisch Nr. 1

nagelneue Personalausweise, die sie aber am Tisch Nr. 2 wieder abgeben mussten und dafür Militärpässe bekamen. Die Ex-Kulaken hatten sich in Soldaten der Roten Armee verwandelt.

Später höre ich, dass schon drei Monate nach der Mobilisierung keiner der 60 jungen Ex-Kulaken mehr am Leben ist. Ich vermute, dass sie an besonders gefährlichen Frontabschnitten eingesetzt worden sind. Sie seien, so heisst es, den Heldentod fürs Vaterland, für Stalin gestorben. Der Siedlung Nr. 11, die für kurze Zeit 60 freie Bürger besass, bleibt letztlich wieder nur einer: der Kommandant. Frauen und älteren Männern hat die Sowjetmacht nämlich nicht «verziehen».

Nach seiner Rede zur «Bauernbefreiung» rauscht der Bevollmächtigte wieder ab – noch ehe alle Gemusterten ihre Militärpässe erhalten haben. Er hat es eilig, schliesslich gibt es auch in den Nachbarsiedlungen junge Leute, die «befreit» werden wollen. Der Kommandant verabschiedet ihn ehrfürchtig vor dem Amtsgebäude. Ein zweiter Pferdeschlitten saust der Troika hinterher – mit Gänsen, zwei frisch geschlachteten Hammeln und den bestellten Eiern.

Nach Abfahrt der Obrigkeit pegelt sich das Leben der Siedlung wieder auf seinen gewohnten Gang ein. Nur die Angehörigen der Verhafteten haben verweinte Gesichter. Und die Mutter der Serviererin, die der *oper* über Nacht dabehalten hat, schimpft – auf wen? Auf die Tochter natürlich. So sind die Menschen.

ARBEITSSUCHE

In der Dreschmaschinen-Brigade werden noch ein paar Leute gebraucht. Pannekauk, ein Jungkommunist aus dem Waggon Nr. 13, meldet sich dafür und schlägt auch mir vor, mit ihm zum Dreschen zu fahren, 15 Kilometer in die Steppe hinaus. Sein vaterländischer Appell «Freiwillig in die Getreideschlacht!» beeindruckt mich weniger als die Aussicht, drei Arbeitseinheiten pro Tag angeschrieben zu bekommen. Allmählich werden nämlich unsere Reserven knapp.

Nach zwei Tagen hat Pannekauk vier oder fünf Leute zusammen. Bis zum *stan* (so heisst der Standort der Dreschmaschine) sind es 15 Kilometer. Deswegen wohnen wir die Woche über dort. Als Behausung dient ein Lehmschuppen ohne Fenster, in dem sich die hier arbeitenden Ex-Kulaken schon eingerichtet haben. Für uns will der Brigadier anfangs nicht einmal Stroh herausrücken – es ist wertvolles Heizmaterial. Nach einem heftigen Wortwechsel bewilligt er uns aber doch welches. Schon beim Einrichten der Schlafstätten piesacken uns die Flöhe.

Schichtbeginn ist um zwei Uhr nachts. Vor Arbeitsantritt gibt es kostenloses Essen – die Pellkartoffeln werden direkt auf den Tisch geschüttet. Salz fehlt allerdings. Die Kulaken schieben uns widerwillig ihr Salz zu. Sie haben selbst nicht genug. Dafür sind sie ausreichend mit Milch, Butter, Speck und Eiern versorgt – wovon sie uns jedoch nichts abgeben.

Nach den Pellkartoffeln drückt man mir eine Heugabel in die Hand, mit der ich Getreidegarben zur Dreschmaschine hinaufheben muss, verflucht schwer. Ununterbrochen wirft man mir neue vor die

Füsse. Ich muss mich sputen, um nicht im sich auftürmenden Garbenberg zu versinken. Die Arme schmerzen, dann werden sie gefühllos. Nur diese eine Garbe noch hochheben ... dann diese ... und diese ... Bei Sonnenaufgang ist es kalt, aber mir läuft der Schweiss in Strömen am Körper hinab. Wenn man nur etwas zu trinken hätte! Mein «Abnehmer» über mir trinkt Milch aus einer Kanne. Mir weist er jedoch einen grossen Blechkanister zu, fast einen Meter hoch, schwer zu heben, noch schwieriger, ihn an den Mund zu führen. Endlich Wasser, aber – pfui Teufel! Mit Benzingeschmack und gefroren. Man muss rütteln, um kleine stinkende Eisstückchen in den Mund zu bekommen.

Gegen acht oder zehn Uhr (ich habe den Zeitmassstab gänzlich verloren) gibt es erneut Pellkartoffeln. Brot ist noch immer nicht da. Ich würge ein paar Knollen runter. Als es wieder an die Arbeit geht, kann ich kaum aufstehen. Trotzdem greife ich zur Heugabel. Ich habe das Gefühl, dass ich im nächsten Moment zusammenbreche, aber ich stehe und hebe, hebe...

Die Ex-Kulaken, die an meiner Dreschmaschine arbeiten, scheinen keine Müdigkeit zu spüren. Um sechs Uhr abends wird zu einer halbstündigen Pause geblasen. Wieder Pellkartoffeln und nun auch Brot. Aber ich kriege keinen Bissen hinunter. Völlig erschöpft. Dennoch muss ich wieder antreten – eine Schicht dauert 24 Stunden! Es geht nicht mehr. Die erste Garbe fällt herunter, die zweite ... Unter Flüchen werde ich abgelöst: Versager! Die Schicht ist noch nicht zu Ende. Ich bekomme eine leichte Arbeit: Garben binden. Auch das bewältige ich nur mit äusserstem Kraftaufwand. Um zwei Uhr nachts, als die Ablösung antritt, kann ich nicht einmal mehr erleichtert aufatmen.

Weder Pellkartoffeln noch Brot können mich halten. Ohne jemandem etwas zu sagen, schleiche ich mich aus dem *stan* davon. Das Blut pocht in meinem Schädel. Habe ich Fieber? Oder ist es eine Art

Geistesverwirrung, die die Siedlung Nr. 11 jetzt als ersehnte Heimat erscheinen lässt? Trotz der Müdigkeit schreite ich zielstrebig über die Steppe.

Kurz vor Morgengrauen bin ich *zu Hause*. Veronika ist schon aufgestanden. Als ich eintrete, hält sie eine Nagelschere in der Hand und schneidet kleine Papierblüten aus. Diese Blüten gehören zu einem Blumenstrauss, den sie aus Gräsern zusammengestellt hat. Seltsam – was bedeutet das? Veronika gratuliert. Richtig! Ich habe heute Geburtstag, 24 werde ich. Veronika lächelt mich an. Für den Augenblick wäre alles gut, wenn nicht die alte König schon wieder vor sich hin meckern würde: «Nur Flausen im Kopf... Auf Sterbeetat gesetzt, aber schnippelt Papierblümchen ...»

Veronika geht zur Arbeit, mich übermannt der Schlaf. Mittags werde ich geweckt. Man versucht, mich zur Rückkehr in den *stan* zu überreden. Sauberes Trinkwasser und Salz zu den Pellkartoffeln werden versprochen. Aber ich bleibe bei meiner Weigerung.

Am Nachmittag gehe ich zu meiner alten Brigade, die gerade damit beschäftigt ist, den Schlamm aus einem seit Jahren stillgelegten Brunnen zu hieven. Aber Artur und Fedja erklären mir, dass ein neuer Mann bereits meine Stelle eingenommen habe. Doch ich vermute, dass dies nicht der wirkliche Grund für die Absage ist. Nicht etwa, dass ich, wie man nach meinem Dreschmaschinen-Debakel argwöhnen könnte, die Arbeit nicht bewältige – da bleibe ich keineswegs hinter den beiden zurück. Artur und Fedja sind offenbar froh, mich losgeworden zu sein, weil ihnen meine Haltung zu dem, was mit uns geschieht, nicht gefällt. Für mich ist die Verbannung etwas Widersinniges, Unfassbares. Sie dagegen nehmen die Ereignisse als unabänderliches Schicksal an. Während ich mir hin und wieder in aufrührerischen Bemerkungen Luft mache, konzentrieren sie sich

auf eine rein pragmatische Überlebensstrategie, die darauf abzielt, vorhandene Kenntnisse zu verwerten, nützliche Kontakte zu knüpfen und – wichtig! – schwerer körperlicher Arbeit auszuweichen. Arthur, der zivilisierte Gauner, hat sich inzwischen wieder von Benita getrennt und wohnt bei einer verwitweten Bäuerin.

Eine Woche oder zehn Tage arbeite ich auf der Mühle. Auch dort verdiene ich mein Brot nicht leicht. Manchmal schleppe ich drei oder vier Stunden hintereinander 60 Kilo schwere Getreidesäcke vom Lkw zum Mahlen. Dabei muss ich zwischen den rotierenden Mühlenflügeln hindurchrennen. Dann muss ich mit dem Sack auf der Schulter eine kleine Treppe hochsteigen und den Sack auf das Mühlrad schütten. Besonders schwierig ist, dass die Säcke nicht zugebunden sind, sodass man sie beim Tragen zuhalten muss. Da spüre ich abends meine Knochen. Zugleich empfinde ich Genugtuung darüber, dass ich nicht aufgebe.

Sehr bald setzen auch tagsüber strenge Fröste ein (nachts sinkt die Quecksilbersäule auf minus 25 Grad). Der erste Schnee fällt. Eine Brigade zur Bereitstellung von Eis aus dem nahegelegenen Ischim wird gebildet. Ich melde mich. Mit von der Partie sind ein dicker Moskauer Ingenieur, der Parfümeriehändler aus der Stoleschnikow-Gasse und noch ein junger Bursche. Der Vierte in unserer Runde bin ich, der Fünfte ist Boris Borissowitsch Brinkwirt-Altanski, das einstige Mitglied der Landwirtschaftsakademie. Wir wissen, dass er mit jeder körperlichen Arbeit überfordert ist, haben uns aber stillschweigend geeinigt, ihn durchzufüttern. Boris Borissowitsch bemüht sich redlich, mit kleinen Handreichungen zu helfen, und unterhält uns mit geistreichen und lustigen Erzählungen aus seinem Leben.

Die Eisförderung ist eine Arbeit, die zu beschreiben sich lohnt.

Der sieben Kilometer entfernte Ischim, im weiteren Verlauf ein mächtiger sibirischer Strom, ist hier nur 15 bis 18 Meter breit. Schon bald nach Einsetzen des Winters misst seine Eisdecke einen Meter. Mit Brechstangen und Eissägen schneiden wir eine etwa zehn Meter lange und etwa zehn Zentimeter schmale Rinne quer zur Flussrichtung ins Eis. An beiden Enden sägen wir dann im rechten Winkel zwei weitere schmale, aber nur einen Meter lange Rinnen ins Eis. Auf einer Linie zwischen den so gewonnenen Endpunkten der Rinne stellen wir uns nun (parallel zur Zehn-Meter-Rinne) in gleichen Abständen zueinander auf und schlagen mit Brechstangen rhythmisch auf das Eis. Wenn wir kräftig und vor allem genau im Takt miteinander schlagen, bricht der von drei Seiten freigelegte, zehn Meter lange Eisblock ab. Wieder mit Brechstangen zerteilen wir ihn in zehn Würfel zu je einem Kubikmeter oder einer Tonne. Dann wird an der zuerst angelegten Rinne eine schiefe Ebene von etwa 45 Grad ausgehauen. Über diese Ebene werden die schwimmenden Eiswürfel an Ketten von einem Paar kräftiger Pferde aus dem Wasser gezogen.

Pferdeführer ist ein ehemaliger Kulak, der erbarmungslos auf die keuchenden Gäule einschlägt. Wir unterstützen ihn, indem wir johlen und schreien. Ist der Würfel an Land, haben die Pferde leichtes Spiel – sie ziehen ihn über den grobkörnigen Schnee zum etwa anderthalb Kilometer entfernten Gemüsespeicher der Siedlung. Nach den ersten drei, vier Würfeln bildet sich eine Schnee- oder Eisbahn, auf der die Pferde den prächtig in der Sonne glitzernden Eisklotz wie ein Kinderspielzeug im Galopp davonziehen. So kommen wir auf 20 Kubikmeter pro Tag – zehn Würfel vor dem Mittagessen und zehn danach.

Nach einiger Zeit nehmen wir noch zwei Männer in unsere Brigade auf. Die Neuen gehören zu einer Gruppe von etwa 50 Deutschen aus Baku, die man erst kürzlich in die Siedlung Nr. 11 verfrachtet hat

und die auch ihr Brot verdienen müssen. Bei ihnen handelt es sich zum kleineren Teil um Leute aus den transkaukasischen Winzerdörfern, die in Baku gearbeitet oder studiert haben. Manche von ihnen sehen wie Aserbajdschaner aus, so auch die beiden Neuen in unserer Brigade.

Ein junger Mann, den wir, wenn ich mich recht entsinne, Dima nennen, stammt aus einer gutsituierten Familie (sein Vater war Arzt und im Nebenberuf Wein-Degustator). Der andere, Shenja, war Direktor der Bakuer Grossbrauerei. Aus seinem Lebensbericht erfahren wir, dass er, einst ein verwahter Jugendlicher (*besprisornik*), vom Kollektiv der Brauerei, in der er anfangs als Laufbursche arbeitete, adoptiert wurde, dann eine Delegation zum Studium erhielt und schliesslich peu à peu zum Chef des Betriebes aufrückte. Er erzählt, er habe in Baku, wo im Sommer sengende Hitze herrscht, täglich bis zu 20 Liter Bier getrunken. Man braucht ihn nur anzusehen, um ihm Glauben zu schenken. Die unfreiwillige Entziehungskur, die mit der Aussiedlung begann, zeitigt verheerende Folgen: Bald ist der füllige Mann zu einem faltigen Sack zusammengeschrumpft. Anfang 1943 treffe ich ihn im Arbeitslager als Barackenwart (*dnjewalnyj*) wieder, aber er ist kaum in der Lage, den Ofen zu heizen oder die zum Trocknen aufgehängten Sachen zu ordnen. Wenig später verstirbt er lautlos.

Wie ich später erfahre, lebt auch Boris Borissowitsch nicht mehr lange. Nachdem man die letzten jungen Männer (nämlich uns Deutschstämmige) aus der Siedlung fortgebracht hat, kommt er in keiner Brigade mehr unter. Die vom harten Überlebenskampf geprägten Bäuerinnen wollen den an Atemnot leidenden Professor nicht haben. Seine Versuche, als Schreiber oder Hilfsbuchhalter im Kolchos Arbeit zu finden, scheitern schon vorher am Einspruch des Kommandanten. Auch seine Bewerbung als Lehrer in der Rayonschule hat man abgelehnt. Eine Zeitlang kann er sich über Wasser

halten, indem er verschiedene Luxusgegenstände, die er von seinen Dienstreisen aus der ganzen Welt mitgebracht hat, gegen Essen und Heizmaterial tauscht. Offenbar hat er schon in Moskau kleine «Geschenke» verteilt, denn er hat weitaus mehr Gepäck mitführen dürfen, als erlaubt war. Aber irgendwann ist diese Quelle erschöpft. Im Januar 1942 stirbt seine einundneunzigjährige Mutter, eine vornehme Hannoveranerin, die schon 1890 mit ihrem Mann, einem Ingenieur, nach Moskau kam und noch immer «über den spitzen Stein stolpert». Bald darauf wird Boris Borissowitsch von seiner Frau verlassen, die sich mit dem auf einem Bein lahrenden Brigadier des Kartoffelspeichers zusammentut. Zwar kann sie auf diese Weise dem Hunger entgehen, aber sehr bald beginnt der alte Kulak sie, sobald er betrunken ist, zu verprügeln. Als Nadjeshda Wassiljewna sich voller Scham entschliesst, in die Wohnung ihres Mannes zurückzukehren, findet sie ihn tot vor. Sie sieht keinen anderen Ausweg, als sich selbst zu erhängen.

Doch zurück zur Siedlung Nr. 11. Mitte Dezember haben wir einen Eisspeicher mit Eisblöcken gefüllt. Am zweiten Speicher wird noch gebaut, sodass wir unsere Arbeit einstellen müssen. Ich komme zu den Fuhrleuten, fahre ein paar Tage mit einem Ochsengespann Mist von den Pferdeställen zu den Treibhausbeeten und werde dann den Pferdeknechten zugeteilt. Da lerne ich Pferde aufzäumen und einspannen. Die Steppenpferde sind klein (fast eine Mischung von Pony und Normalpferd), aber unwahrscheinlich kräftig und ausdauernd. Ich erhalte einen Passierschein für Fahrten nach Schokai. Einmal treten wir die Rückfahrt von der Eisenbahnstation bei Sonnenschein an, geraten dann aber in einen Schneesturm. Der Wind peitscht den feinkörnigen Schnee in die Höhe und jagt ihn über die Ebene. Es wird dunkel. Totale Finsternis senkt sich über die Steppe,

und inmitten der Schneewolken sehen wir nichts mehr. Doch die Pferde kennen sich aus. Unbeirrt laufen sie vorwärts und bringen uns zum Pferdestall. Wir schirren ab, striegeln und füttern die verschwitzten Tiere, trauen uns aber nicht, vom Pferdestall nach Hause zu gehen.

Um die Weihnachtszeit herum müssen wir (was nichts mit Weihnachten zu tun hat) etwas für die Soldaten an der Front spenden. Da ich nichts anderes mehr habe, gebe ich die vorletzten Wollsocken weg. Bald werde ich wahrscheinlich auf Fusslappen umsteigen müssen. Vorsorglich erlerne ich schon jetzt die Wissenschaft des Fusslappenwickelns.

Sonst hören wir wenig vom Krieg. Zeitungen bekommen wir nicht, und Rundfunkempfänger waren den Ex-Kulaken ohnehin nicht erlaubt. Niemand weiss, was an den Fronten passiert und wie es im Lande aussieht. Letzte offizielle Information war die Stalin-Rede Anfang November, die vor der zusammengetrommelten Bevölkerung der Siedlung verlesen wird. Wenn ich nicht irre, ist es die Verfassungsfeier, auf der man uns die schon einen Monat zurückliegende Rede Stalins vorliest. Zu dieser Festveranstaltung hat man den Klub frisch ausgeschmückt. Auf roten Spruchbändern an den Wänden prangen einzelne Artikel der Stalin'schen Verfassung, zum Beispiel über die Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetz und die Gleichberechtigung aller Nationalitäten.

In der Rede heisst es, der Sieg sei nahe, der Krieg würde nur noch ein halbes Jahr dauern, allenfalls, so wörtlich, ein «Jährchen». Daraus schöpfen alle Hoffnung, auch ich.

Für die Silvesterfeier brechen wir unsere letzten Moskauer Reserven an. Das neue Jahr – das Friedensjahr! – soll angemessen gefeiert werden. Fedjas Frau Kira und Veronika nehmen das in die Hand. Sie besorgen eine Riesengans und kümmern sich auch um Schnaps. In hiesigen Breiten, wo der Wodka im Winter gefriert, heisst das – fünf-

undneunzigprozentiger Spiritus. Nimmt man davon einen Schluck, muss man einen Schluck klares Wasser hinterhertrinken. Atmet man zwischendurch, schnürt es einem die Kehle zu, und man glaubt zu ersticken. Artur bietet zum Festtag*papirossy* an (beste Moskauer Marke: *Sewernaja Palmira*). Kostenpunkt allerdings fünf Rubel das Stück.

Der Silvesterabend verläuft in prächtiger Stimmung. Wir essen üppig, trinken immer wieder auf den baldigen Frieden. Auf den Sieg! Auf die erhoffte Rückkehr nach Moskau! Veronika und ich stossen auch darauf an, nicht auseinandergerissen zu werden. Im Anschluss an das Mitternachts-Zuprosten – nach russischem Brauch: Aufs Neue Jahr! Aufs neue Glück! Und auf die Lieben in aller Welt! – stelle ich verblüfft fest, dass ich betrunken bin. Zum ersten Mal im Leben (übrigens auch zum letzten). Ein Glück, dass der Raum klein und gedrängt voll ist, da fällt es niemandem auf, dass ich mich beim Hinausgehen an der Wand abstütze.

Auf dem Hof ist klirrender Frost – minus 35 oder 40 Grad. Der Schnee knirscht, am Himmel stehen drei Monde. Ich hebe die Arme zum Firmament und beschwöre die Sterne: 1942 sei das Jahr des Friedens! Dann entblöße ich meinen Oberkörper und reibe Gesicht, Hals, Arme und Brust mit Schnee ein. Ich wiederhole die Prozedur, bis ich wieder geradestehen kann. An diesem Abend trinke ich keinen Tropfen mehr. Was ich nicht ahne: dass die Enthaltbarkeit einige Jahre anhalten wird.

MOBILISIERUNG

Die erste Veränderung im neuen Jahr ist erfreulich. Eine Ex-Kulakin, die mit Veronika im Kartoffelspeicher arbeitet, nimmt uns zur Untermiete auf. Nun sind wir endlich von den Königs befreit. Es war höchste Zeit. Die Alte hat angefangen zu saufen und die Sachen ihrer Tochter für Schnaps einzutauschen.

Veronika und ich kosten unser eigenes Zimmer aus, richten uns den «Hühnerstall», wie wir unsere Behausung zärtlich nennen, wohnlich ein. Für einen grösseren Raum hätten wir ohnehin nicht genügend Möbel.

Am 9. Januar bin ich abends allein zu Hause, heize den Ofen und koche Abendbrot – Kartoffeln mit Kohl. Veronika ist losgegangen, um etwas Fett aufzutreiben. Handeln kann sie besser als ich. Plötzlich stürzt sie kreidebleich ins Zimmer.

«Liebster», keucht sie, «morgen bringt man euch alle weg!»

Ich nehme sie in die Arme und frage: Wie und was? Schluchzend berichtet sie, eben habe man ihr gesagt, dass morgen alle ausgesiedelten Deutschen männlichen Geschlechts, die jünger als 55 Jahre sind, mobilisiert oder eingezogen, jedenfalls fortgeschafft werden.

Eine halbe Stunde später bringt mir der Gehilfe des Kommandanten einen Gestellungsbefehl. Morgen, am 10. Januar, habe ich mich um 14 Uhr bei der Militärkommandantur in Ossokarowka zu melden. Ich bin zu «Bauarbeiten» mobilisiert. Mitzubringen habe ich warme Kleidung, einmal Wäsche zum Wechseln, Löffel, Becher und Verpflegung – für 15 Tage. Ein zweiter Zettel, den der Bote aus der Ta-

sche kramt, setzt mich davon in Kenntnis, dass die Abfahrt aller sogenannten Arbeitsmobilisierten früh um acht vom Klub aus erfolgt. Dort wird auch Brot verteilt. Ich erhalte fünf Kilo, die meiner im Kolchos verbleibenden Frau als Vorschuss angeschrieben werden.

Veronika packt meine Sachen. Drei Konservenbüchsen, die wir als eiserne Ration zurückgelegt haben, steckt sie in meinen Beutel. Mit Mühe überrede ich sie, wenigstens eine Büchse zu behalten. Dann erst entsinnt sie sich, dass sie auf ihrer Tauschtour ein Stück Fleisch ergattert hat. Sie brät es, ihre Tränen fallen in die Pfanne.

Am nächsten Morgen der Abschied. Ich nehme kaum wahr, wie herrlich der Tag ist. Die Pferde ziehen uns im Galopp über die Steppe. Windstill. Sonne. Noch lange sehen wir den Rauch, der kerzengerade aus den Schornsteinen der Siedlung Nr. 11 in den Himmel steigt. Wie fremd war mir dieser Ort vor drei Monaten ! Jetzt blicke ich wie auf ein Stück Heimat zurück.

Der Klub in Ossokarowka ist schon mit Deutschstämmigen aus anderen Siedlungen überfüllt. Die Klubs hier sind generell Umschlagplätze für Menschentransporte. Wir werden in einen endlos langen Schuppen einer Möbelfabrik eingewiesen. Entlang einer Längswand hat man eine lange Pritsche gezimmert, auf der die Ankömmlinge aus vier oder fünf Siedlungen Platz haben, an die 300 Leute.

Erster Befehl: Antreten zur ärztlichen Untersuchung. Die ist aber nur Formsache – niemand wird zurückgestellt. Zweiter Befehl: Abmarsch in die Sauna – waschen, Kopf scheren, Schamhaar rasieren.

Im Marschblock dann zurück in den Schuppen, der plötzlich als Kaserne bezeichnet wird. Überhaupt wird ein bisschen Armee gespielt. Wir werden in Züge (jeweils 12 bis 15 Mann) und Kompanien (zu vier Zügen) eingeteilt. Die übergeordnete Einheit, die die ganze

Schuppen-Belegschaft umfasst, firmiert aber nicht als Bataillon, sondern als Rotte.

Mein Zugführer heisst Wirtz, ein Mann aus Baku, dem man, auch wenn er aus der Stadt kommt, seine bäuerliche Herkunft noch ansieht. Er ist wetterfest gekleidet: Wattejacke, Wattehosen, fellgefütterte Fausthandschuhe, neue Filzstiefel. Ich selbst trage nur einen gummierten Regenmantel, den ich über einen dicken, aber ungefüterten Herbstmantel ziehe, schlechte Wollhandschuhe und rampo-nierte Filzstiefel.

Kompaniechef ist Fedja Reppich. Vor versammelter Mannschaft sieht er durchaus wie ein Offizier aus, hat auch die entsprechende Stimme. Die Rotte kommandiert ein anderer Ingenieur aus Moskau, der aber nicht aus unserer Siedlung kommt – Wladimir Genrichowitsch Ruppel. Er sieht wie ein Mops aus. Später, als ich ihn näher kennenlerne, schäme ich mich dafür, mich in Ossokarowka über sein Äusseres mokiert zu haben. Er erweist sich als hochgebildeter und integerer Mann.

Abends stellt sich allerdings heraus, dass Ruppel bloss Gehilfe des Rottenkommandeurs ist. Jetzt kommt der eigentliche Kommandeur, ein Leutnant. Er lässt uns antreten, nimmt uns eigenhändig die Personalausweise ab und hält eine patriotische Ansprache. Mehrmals erwähnt der Leutnant das Kriegerrecht. Bausoldaten stünden unter Kriegerrecht wie andere Soldaten auch. Das unerlaubte Verlassen der Kaserne werde nach Kriegerrecht geahndet, der unsachgemässe Umgang mit Staatseigentum ebenfalls. Im Übrigen sei am Geländetor ein Posten aufgestellt (ein bewaffneter, uniformierter Rotarmist). Morgens und abends gebe es einen Appell, tagsüber werde man sich um unsere militärische Ertüchtigung kümmern. «Alles für die Verteidigung des Vaterlandes! Es lebe der Genosse Stalin!»

So beginnt für uns ein Kasernenleben – sechs Uhr Wecken, sieben

Uhr Antreten und Zählung, danach bis zwölf Uhr Marschieren und Exerzieren, von zwölf bis fünfzehn Uhr Freizeit, danach wieder Marschieren, Abendappell, Freizeit und ab zweiundzwanzig Uhr Bett-ruhe.

Unsere «Truppe» setzt sich aus sechs Kategorien von Leuten zusammen. Gemeinsam ist allen, dass sie deutschstämmig sind. Die erste Kategorie sind die Söhne der bereits vor zehn Jahren nach Kasachstan deportierten Wolgadeutschen Ex-Kulaken. Die zweite Kategorie sind die erst vor wenigen Wochen aus dem Wolgagebiet ausgesiedelten deutschstämmigen Bauern. Mit ihnen treffe ich hier erstmals zusammen. Obwohl sie keine ehemaligen Kulaken sind, ähneln die Neuankömmlinge diesen sowohl in der Sprache als auch der Mentalität. Sie glauben an Kobolde und Hexen, sind davon überzeugt, dass Läuse und Wanzen nicht von ihresgleichen abstammen, sondern aus Dreckpartikeln entstehen, und können – was ich erst später bemerke – in den meisten Fällen gerade mal ihren Namen schreiben.

Dennoch unterscheiden sich die Söhne der 1931 Ausgesiedelten grundlegend von den Ausgesiedelten des Jahres 1941. Erstere sind nämlich satt, Letztere hungrig. Die Ex-Kulaken sind die Einzigen hier, die es zu einem gewissen Wohlstand gebracht haben. Vor zehn Jahren wurden sie aus ihren Wolgadörfern vertrieben, während sich die zurückgebliebene Dorfarmut über ihr Vieh und ihre Vorräte hermachte. Jetzt packen sie Mehl, Hirse, Speck und Zwieback aus, während ihre einstigen Enteigner zusehen müssen.

Bei der Abfahrt in Siedlung Nr. 11 haben wir anderen noch über die Ex-Kulaken gelacht, als sie riesige, auf Kufen genagelte Kisten mit Verpflegung bepackten. Sie lachten ihrerseits: Wir wüssten noch nicht, was es bedeute, zu Bauarbeiten mobilisiert zu werden.

Die dritte Kategorie von Leuten in unserer Rotte sind vor einigen

Wochen ausgesiedelte Bauern, die sich Kuibyschew-Deutsche nennen. Sie kommen aus dem Rayon Melekess des Kuibyschewer Gebiets. Dorthin kamen ihre Vorfahren vor 80 Jahren auch schon als Ausgesiedelte. Zuvor hatten sie im russischen Kongresspolen gelebt, wurden aber nach dem Aufstand von 1861 beschuldigt, die Aufständischen unterstützt zu haben, und deshalb nach Osten verfrachtet. Polnische Brocken sind aber jetzt aus ihrer Sprache verschwunden. Dafür haben sie viele Vokabeln von ihren neuen Nachbarvölkern übernommen – von Mordwinen, Tschuwaschen und Tataren, vor allem aber von Russen. Obwohl sie grossen Wert auf ihr Deutschtum legen, stellt ihre Sprache ein höchst amüsantes Gemisch dar. Sie fragen beispielsweise: «Hast du dein Brot schon *gepolutschajet?*»

Auch bei der vierten Kategorie handelt es sich um frisch ausgesiedelte Landbewohner. Sie stammen aus dem ehemaligen Taurischen Gouvernement, wo sie in der Nähe von Askania Nowa, dem deutschen Halbstadt, lebten. Sie sind Mennoniten. Während der Kollektivierung konnten zahlreiche Angehörige dieser Glaubensgemeinschaft nach Südamerika und Kanada auswandern. Als dann der Exilantenstrom von der Sowjetregierung gestoppt wurde, mussten die Übrigen in der Südukraine bleiben. Neben den kaukasischen Weinbauern gehörten die Mennoniten zu den wohlhabendsten Bauern in Russland. Dementsprechend hoch ist auch ihr Bildungsniveau. Analphabeten gibt es unter ihnen nicht. Sie sprechen durchweg Hochdeutsch, ausserdem das Platt ihrer holländisch-friesischen Vorfahren und beherrschen alle ein leicht ukrainisch gefärbtes Russisch. Ihre Vornamen sind alttestamentarischen Ursprungs, und die meisten von ihnen können mit einer ganzen Reihe von Bibelsprüchen aufwarten.

Die fünfte Kategorie sind die Baku-Deutschen, die sechste sind

wir, die aus Moskau Ausgesiedelten. Das Wort *wir* ist hier allerdings fehl am Platz, weil ich selbst eigentlich zu keiner Kategorie gehöre. Ich bin Aussenseiter, wie ich es mein Leben lang war. Als *nicht dazugehörig* werde ich von den meisten schon deshalb eingestuft, weil ich Teile meiner Freizeit mit Lesen verbringe.

Seit jemand ein Schachspiel aufgetrieben hat, spiele ich auch öfter mit Fedja Reppich eine Partie. Obwohl ich meistens verliere, bin ich der einzige akzeptable Partner für ihn. Beim Spiel – oder richtiger beim Warten auf das Freiwerden der Figuren – erfahre ich einiges über ihn. Er hat ein paar Jahre in Panzereinheiten gedient, war zuletzt Militäringenieur dritten Ranges, Kira ist seine zweite Frau, Kinder hat er nicht.

Der junge Kessler, der mir seinerzeit von seinem Einsatz im Sowjetisch-Finnischen Krieg erzählt hat, liegt auf dem Schlafplatz neben mir. Nachdem er in den ersten Tagen fachmännisch über Minen, Scharfschützen und Geschütze gesprochen hat, eröffnet er mir unversehens, dass er nie in Karelien war und dort weder Front noch Hinterland gesehen hat. Angeblich wollte er nur mal hören, was die Leute so sagen, wenn ein verdienter Kriegsheld verbannt wird. Ein Provokateur, der uns «feindliche» Äußerungen entlocken will?

Nicht weit von uns liegt Aue, ein junger Kerl aus Baku, der unwahrscheinlich dreckig ist. Deutsch kann er nicht, umso besser beherrscht er russische Flüche. Mit ihnen spickt er seine Sauf- und Hurengeschichten. Wenn jemand (und sei es am anderen Ende des Saales) eine selbstgedrehte *machorka* anraucht, schreit er sofort «vierzig», was heissen soll, dass er 40 Prozent des «Ziegenbeinchens»* für sich beansprucht. Andere schreien «zwanzig», wieder andere «zehn» oder gar «fünf». So geht der Stummel, immer mehr besabbert, von Mund zu Mund, bis sich der Letzte an ihm die Fingerspitzen ver-

brennt. Doch bald hat niemand mehr etwas zu rauchen. Besser gesagt, die wenigen, die noch etwas haben, ziehen sich, wenn sie qualmen wollen, aufs Klo zurück.

Unansehnlicher als Aue ist ein Wolgadeutscher namens Tampion. Soweit ich das beobachten kann, wäscht er sich nie. Er ist katholisch und gehört zur finstersten Sorte der Kulakensöhne. Er ist schweigsam, gibt aber manchmal schlimme Geschichten über seinen Vater, der in den Bergwerken von Karaganda umgekommen ist, zum Besten. Sie enden stets mit der Prophezeiung: «Jesses, Maria und Joseph, so verrecken wir auch.»

Einige bringen es fertig, über mir unbegreifliche Kanäle Brot oder Kartoffeln aus der Aussenwelt einzuschmuggeln. Den Übrigen – von den Ex-Kulaken abgesehen – gehen allmählich die Vorräte aus. Einige weigern sich bereits, an den militärischen Übungen teilzunehmen. Komischerweise passiert ihnen nichts.

Auch für mich wird es langsam brenzlich. Am zwölften Tag ist mein Brot zu Ende. Nun verplane ich meine beiden Konservendbüchsen so, dass sie bis zum 16. Tag reichen – zwei Mahlzeiten pro Tag. Währenddessen beobachte ich, wie die Ex-Kulaken sich in jeder freien Minute um die eisernen Öfchen drängeln und kochen, brutzeln und braten. Ständig essen sie Kartoffeln mit Knödeln (das ist das Wolgadeutsche Nationalgericht), Fleischtaschen oder Plätzchen. So rächen sich die Opfer der «liquidierten Klasse» an uns, die sie als Nutzniesser der Kollektivierung oder gar als Bannerträger kommunistischer Ideen betrachten.

Am 17. Tag der sinnlosen Soldatenspielerei in Ossokarowka gibt es für Fedja Reppich und mich eine Überraschung – unsere Frauen sind zu Besuch gekommen. Mit einer Notlüge haben sie den Kommandanten bewogen, ihnen die Fahrt ins Rayonzentrum zu genehmigen. Veronika hat einen Laib Brot für mich mitgebracht, sodass ich fürs Erste wieder versorgt bin. Ich erfahre, dass Veronika und Kira

jetzt zusammengezogen sind und zu dritt mit Fedjas Mutter leben. Ungestört mit meiner Frau sprechen kann ich allerdings nicht. Pannekauk, der an diesem Abend Kasernendienst hat, erlaubt mir nicht, auf den Hof hinauszugehen. «Extrawürste», erklärt er, «gibt es in der Armee nicht.»

Wir verabschieden uns vor versammelter Mannschaft. Ich küsse Veronikas Augen. Leb wohl! Wie wird es ihr ohne mich ergehen?

Vier Tag später, am 1. Februar 1942, werden Viehwaggons für uns bereitgestellt. Zwei Stunden lässt man uns in Reih und Glied auf dem Bahnhofsgelände stehen. Es herrschen 35 Grad Frost. Als wir verladen werden, denke ich an den Abtransport aus Moskau zurück. Die Perspektive ist düsterer geworden.

TEIL III • HUNGER

**(Teil III und IV wurden geschrieben zwischen
1998 und 2002)**

INS UNGEWISSE

Wir sind erleichtert, als wir sehen, dass zwischen den Doppelpritschen im Waggon ein kleiner gusseiserner Ofen steht. Kohle gibt es auf der Strecke genug. Unsere Wachsoldaten drücken ein Auge zu, wenn während eines Halts jemand mit einem Eimer auf einen Kohlewaggon klettert, der auf einem Nebengleis steht. Allerdings wird es nachts, wenn der zum Heizen abgestellte Mann einschläft, recht kühl. Die Wände beschlagen, und sehr bald vereisen die Planken. Ich friere mehrmals mit den Haaren oder den Sachen an der Bretterwand fest.

Als die Leute am nächsten Morgen wach werden, gibt es nur zwei Gesprächsthemen: Wann gibt es etwas zu essen, und wohin bringt man uns? Die meisten tippen auf den Fernen Osten, Befestigungsbauten gegen Japan. Auch von dort droht ja Krieg. Einige wollen sogar gehört haben, dass der Rottenkommandeur etwas von Chabarowsk gesagt hat.¹² Von Petropawlowsk schwenkt der Zug aber nach Westen, Richtung Tscheljabinsk. Also doch nicht in den Fernen Osten. Nun wollen manche wissen, dass wir in Frontnähe gebracht werden, zum Bau von Panzersperren. Hört sich nicht gut an. Die Kulaken vermuten dagegen, man bringe uns in den Nordural. Dort gebe es zwei grosse Arbeitslager: Iwdellag* und Sewurallag*.

Bei einem Aufenthalt in Kurgan (minus 40 Grad) wird die Waggon-tür aufgerissen. Aus einem Schwall kalter Luft schnarrt eine Kommandostimme: «Hemden runter! Läusekontrolle!» Ich werfe mein Hemd dem Kontrolleur zu, bekomme es aber postwendend zurück: «Bist du blöde?! Weisst wohl nicht, dass man es linksrum vorzeigen

muss?» Ich bin noch nie nach Läusen durchsucht worden. Also wende ich das Hemd und werfe es zum zweiten Mal nach draussen. Sofort kommt es wieder zurück. «Haste Tomaten auf den Augen? Da sitzen sie doch, dick und fett. Bist wohl zu faul, die eigenen Läuse zu knacken?» Tatsächlich! Ich sehe hin – in den Nähten sitzen die Biester. Im Unterschied zu Flöhen habe ich Läuse noch nie gesehen. Ein Junge aus Baku zeigt mir, wie man Läuse knackt. Seitdem mache ich drei- oder viermal am Tag den Oberkörper frei und jage Ungeziefer. Unerklärlich, dass immer wieder neue da sind.

Die Ex-Kulaken (es sind etwa 15 Leute von insgesamt 50 in unserem Waggon) sitzen den ganzen Tag um das eiserne Öfchen und kochen und braten. Die Ofenplatte glüht, das Fett spritzt. Ein schönes Schauspiel für die, die mit leerem Magen von oberen Pritschen zusehen. Aber einer der Grundsätze der ehemaligen Kulaken lautet: Essen wird nicht geteilt.

Zu den wenigen Nicht-Kulaken, die noch einen kleinen Vorrat haben, gehört Artur. Er futtert, in der Ecke versteckt, aufgesparte Konserven. Mein Laib Brot, den mir Veronika nach Ossokarowka gebracht hat, ist aufgebraucht. Da verbreitet sich das Gerücht, wir bekämen Verpflegung. Endlich! Alle sind hellwach, doch die Ernüchterung lässt nicht lange auf sich warten: Zwar gibt es Brot, aber nur einen einzigen Laib pro Waggon, für 50 Leute! Jemand schlägt vor, es unter denen, die nichts mehr zu beissen haben, zu verteilen. Dafür bin ich natürlich auch! Doch da erhebt sich lautstarker Protest. Einer der Ex-Kulaken geifert gar, ich hätte überhaupt kein Recht, hier mitzubestimmen. Ich sei «Deutschländer» und aus freien Stücken nach Russland gekommen und hätte es verdient, so behandelt zu werden. In Schutz nimmt mich niemand.

Am Ende schneidet der Zugführer den Brotlaib der Länge nach durch und teilt beide Hälften mit einem von Artur entliehenen Zen-

timeterness (was der so alles in seinem Koffer hat!) in 25 Scheiben à neun Millimeter. Alle beobachten argwöhnisch, wie sich das Messer auf und ab bewegt, ereifern sich darüber, dass jene Scheibe dicker, diese nicht ganz so hoch oder eine andere schief abgesäbelt sei. Manche verlangen, auch die beim Schneiden entstehenden Krümel gerecht zu verteilen. Ich nehme meinen Teil und esse ihn, sorgfältig kauend, sofort auf.

Eine Weile stehen wir in einem Vorort von Swerdlowsk. Von dort aus geht es Richtung Norden. Plötzlich kommt das Gerücht auf, dass man uns nach Soswa bringe. Indes weiss niemand, wo Soswa liegt. So wird gerätselt und gestritten. Ich habe eine kleine Karte der Sowjetunion dabei, aber auf ihr ist dieser Ort nicht verzeichnet.

Irgendwann ebbt das Interesse für unser Reiseziel spürbar ab. Die Leute werden langsam apathisch. Die Wolgadeutschen berichten einander in ihrem seltsamen Dialekt, was sie geträumt haben, und übertrumpfen sich in üblen Deutungen ihrer Geschichte. Kaum noch Zuhörer findet ein Mann aus Baku, der ununterbrochen Witze erzählt, zum Teil gar nicht schlechte. Manche liegen reglos auf den Pritschen und dösen vor sich hin. Einer summt mit abwesendem Gesichtsausdruck kaum hörbar kirchliche Lieder. Ein anderer erzählt seinem Nachbarn zum wiederholten Mal, mit welchen Kräutern seine Frau ihre Lieblingssuppe zu würzen pflegt...

Am Morgen des 16. oder 17. Tages (ich bin mit dem Zählen durcheinandergekommen) zuckelt der Zug mal wieder im Schnecken-tempo dahin. Die meisten schlafen noch. Sie werden von quietschenden Bremsen geweckt. Der hohle Klang verrät, dass draussen bitterer Frost herrscht. In der plötzlichen Stille hört man undeutliche Rufe, Frauenstimmen. Durch den Türspalt sehen wir einen Holzlagerplatz. Tiefverschneite Stapel von Bau-, Nutz- und Brennholz, dazwischen

vermummte Gestalten. Einige kommen näher, andere winken. Weiter entfernt stehen zwei (ebenfalls vermummte) Soldaten, die ohne besonderen Schneid «He, ihr da, zurück!» rufen. Darum scheinen sich die Frauen – denn als solche erkennt man die Gestalten trotz ihrer Vermummung – nicht zu kümmern. «Woher kommt ihr?», rufen sie und: «Was seid ihr für welche?»

Eine, die sich weiter vorgewagt hat, kreischt: «He, Mushiki! Männer! Das gibt ein tolles Geficke – *budet mirowaja jebljah*

Aue drängt sich zur Waggontür und schreit etwas Unanständiges zurück. Auch aus anderen Waggons ruft man den Frauen Anzüglichkeiten zu. Diese revanchieren sich mit Obszönitäten.

Das Geschrei wird durch das Anrucken der Lokomotive unterbrochen. Es wird rangiert. Einige Wagen werden abgekettet. Dann kommt der restliche Zug wieder in Fahrt, allerdings fahren wir sechs oder sieben Kilometer zurück, zu einem Haltepunkt, der, wie ich später erfahre, Bolschaja Kossolmanka heisst. Hier sieht es genauso aus wie beim vorigen Halt: ein verschneiter, von Wald umsäumter Holzlagerplatz – nur ohne Frauen.

Am Zug laufen Leute auf und ab. Wir hören, wie ein Mann von Waggon zu Waggon geht und befiehlt: «Alle Mann aussteigen! Mit Sachen!» Auch unsere Waggontür wird aufgerissen. Offenbar sind wir am Ziel angelangt. Nun muss es ja bald etwas zu essen geben. Aber zuerst heisst es antreten. Während ich zusammen mit etwa 400 Leuten in der Kälte stehe, schaue ich mich um. Viel zu sehen gibt es nicht: Hinter uns ein paar Holzhäuschen, aus deren Schornsteinen der Rauch senkrecht emporsteigt. Vor uns, etwa 30 Schritt vom Bahndamm entfernt, ein schätzungsweise 70 mal 70 Meter grosses Geviert, umgeben von einem hohen Bretterzaun mit Stacheldrahtkrone. An den Ecken stehen Holztürme. Auf dem nächstliegenden fuchtelt ein Mann im dicken Pelz mit den Händen, um sich zu wär-

men. Dann greift er nach seiner abgestellten Maschinenpistole und glotzt uns an. Hinter dem Bretterzaun sieht man ein paar Dächer. Auch dort Rauch. Der Tag hat offenbar schon lange begonnen.

Dies ist der erste Lagpunkt, den ich sehe. Wüsste ich, wie viele Jahre ich hinter solchen Bretterzäunen verbringen muss, hätte mich der Mut womöglich verlassen. Die Unwissenheit schützt mich.

Zwei nicht besonders vorschriftsmässig gekleidete NKWD-Offiziere stehen zwischen uns und dem Zaun und streiten miteinander. Schliesslich kommen die beiden Halbuniformierten, von den Zugführern begleitet, auf uns zu, schreiten unsere Formation ab und lassen einige Männer vortreten. Aus den Ausgesonderten entsteht eine neue Formation. Ich merke, dass zumeist ältere oder krank aussehende Leute herausgeholt werden. Wie sich herausstellt, bleiben die hier, am Ausladepunkt, zurück, während den anderen, der grossen Mehrheit, noch ein Stück Weg bevorsteht.

Nachdem wir vielleicht eine Stunde von einem Fuss auf den anderen tretend im Schnee gestanden haben, tritt einer der beiden NKWD-Leute vor und sagt mit schneidender Stimme: «Soldaten! Ihr werdet hier in der Nähe zur Arbeit eingesetzt. Jetzt marschieren wir erst einmal zur Unterkunft. Eure Sachen legt ihr dort auf den Schlitten, sie werden gebracht. Ihr braucht nicht in Reih und Glied zu marschieren. Ist nicht weit. Immer hinter dem Schlitten her. Verlaufen könnt ihr euch nicht. – Gibt's Fragen?»

Jemand ruft: «Wann kriegen wir was zu essen?»

«Ist schon gekocht», sagt der Offizier, «sobald ihr in der Unterkunft seid, werdet ihr verköstigt. Noch Fragen?»

«Ehe wir losgehen, müssen wir was zu essen kriegen», schreit ein anderer, «Ich schiebe seit einer Woche Kohldampf!»

Jetzt mischt sich der zweite Offizier ein. «Ach du Fritz!», ruft er. «Willst dich beschweren?! Gefällt dir wohl nicht bei uns? Na, war-tenur...»

Der erste Offizier unterbricht ihn jedoch. Er lässt den Frager raus-treten und schickt ihn zu der anderen Kolonne. Dem werden sie ganz schön zusetzen, denke ich. Später erfahre ich jedoch, dass ihm nichts passiert. Wahrscheinlich hat der NKWD-Mann einfach begriffen, dass dem Ausgehungerten der bevorstehende Fussweg nicht zugemu-tet werden kann.

Weitere Fragen gibt es nicht, also Abmarsch.

Nach der Auflösung unseres Blocks halte ich Ausschau nach Jule. Ich hatte schon beim Aussteigen seine lila Kutte gesehen und dann bemerkt, dass er nicht unter den Zurückbleibenden ist. Auch er sucht mich – erleichtert, in dieser unheimlichen Umgebung nicht ganz al-lein zu sein.

Der Schlitten, auf den wir unser Gepäck legen, ist ein für den Holztransport bestimmter sogenannter kanadischer Schlitten, etwa acht Meter lang und zweieinhalb Meter breit. Er wird von einem Traktor auf einer speziell vorbereiteten Piste gezogen, in deren Mitte eine tiefe Rinne verläuft, die regelmässig mit Wasser begossen wird und sich in einen Eisgraben verwandelt. In diesem Graben gleitet die mächtige eisenbeschlagene Hauptkufe des Schlittens, während die beiden seitlichen Kufen das hin- und herkippende Gefährt mal links, mal rechts abstützen. Zum Gepäcktransport hat man den Schlitten notdürftig mit Brettern ausgelegt. Es setzen sich auch ein paar Leute auf die Bretter – zuerst wenige, dann immer mehr. «Wir gehen zu Fuss», sage ich zu Jule, «beim Sitzen erfriert man glatt.» «Na klar», meint Jule. Dann poltert der Traktor, ein grosser TschTS-60*, heran, zerrt den Schlitten mit einem Ruck in Fahrtrichtung, sodass die Leute beinahe herunterpurzeln. Der Tross setzt sich in Bewegung. Langsam laufen wir uns warm.

Plötzlich lässt uns ein gellender Schrei zusammenfahren. Der Traktor stoppt abrupt. Die hinter dem Schlitten Trottenden drängen nach vorn. Ich sehe, wie sich der NKWD-Mann, der uns begleitet, über ein zwischen Eisrinne und Hauptkufe eingeklemmtes Etwas beugt. Der Schnee färbt sich rot. Ich begreife, dass das ein Mensch ist – oder war. Mir wird übel.

Jule führt mich zur Seite. Undeutlich nehme ich wahr, dass der Offizier mit noch jemandem versucht, den Verunglückten unter dem Schlitten hervorzuziehen. Für Hilfeleistungen ist es indes schon zu spät. Der Zermalmte hatte es sich auf dem leicht emporgebogenen Vorderteil der Mittelkufe bequem gemacht und war, als sich der taumelnde Schlitten ruckartig zur Seite neigte, hinabgestürzt. Ehe er sich aufrichten konnte, war er von der Kufe in die Eisrinne gezogen worden. Jemand sagt: «Dem ist vieles erspart geblieben, direkt zu beneiden, der Kerl!» Ein anderer ruft dem Traktorführer etwas zu. Dieser blickt sich teilnahmslos um und macht eine Handbewegung: So etwas passiere nun mal.

Inzwischen hat der NKWD-Mann von dem Toten abgelassen und scheucht die auf den Planken hockenden Leute vom Schlitten hinunter. Kaum dass sie abgestiegen sind, fährt er sie an, nicht nutzlos heranzustehen. Sie sollen vorausgehen, der Schlitten werde sie einholen.

Ich rapple mich hoch, wir gehen weiter. Der Weg, an dessen rechter Seite eine auf Holzmasten verlegte Telefonleitung verläuft, ist eine gerade Linie, die sich weit vorn im Dunst verliert. Angeblich ist es nicht weit. Als wir an die einzige Biegung des Weges kommen, ist noch immer weit und breit nichts zu sehen. Hunde, die haben uns belogen!

Hinter der Biegung ist der Wald gleichsam zurückgewichen. Es handelt sich offenbar um schon abgeholzte Flächen, von meterhohem Schnee bedeckt. Jetzt zu fliehen – absurder Gedanke!

Man käme kaum voran, würde bis zu den Hüften im Schnee versinken. Ganz zu schweigen von der Spur.

Die Sonne steht jetzt knapp über dem Horizont, der Himmel schimmert in durchsichtigem Grau, kleine weiss gepuderte Tannen recken ihre Spitzen in die Höhe. Eigentlich entbehrt auch diese Landschaft nicht gewisser Reize. Wenn nur der Magen nicht so knurren würde! Plötzlich habe ich die Strickkappe vor Augen, die neben der Hauptkufe im Schnee lag, und entsinne mich: Sie hatte Tampion gehört, dem katholischen Wolgadeutschen aus meinem Waggon, der sich nie gewaschen hatte. Seine Vorahnung hat sich allzu rasch erfüllt...

Wir schreiten kräftig aus und überholen nach und nach die Gruppen der missmutig voranstapfenden Leute. Nach einiger Zeit – ein Ende des Weges ist noch immer nicht in Sicht – haben wir die ganze Marschkolonne hinter uns gelassen. Jule streift den Handschuh ab und sieht auf die Uhr (auch ich habe meine Armbanduhr noch; ich werde sie erst nach drei oder vier Wochen eintauschen und dann sechs Jahre ohne Zeitanzeige auskommen). «Menschenskind», sagt er, «wir sind schon zwei Stunden unterwegs, also mindestens acht oder neun Kilometer gelaufen. Hoffen die darauf, dass wir einfach Umfallen?»

Irgendwann (wir mögen zwölf Kilometer zurückgelegt haben) ist die Trasse zu Ende. An einer Stelle, von der aus nur noch ein gewundener Trampelpfad – jetzt wieder durch dichten Wald – weiterführt, treffen wir auf fünf oder sechs Pferdeschlitten und zwei in weiten Halbpelzen steckende Kutscher. Ich vermute, dass sie auf unser Gepäck warten. Sie schmauchen ihre *machorkas*. Sehr gesprächig wirken sie nicht. Immerhin antworten sie: «Zwei Kilometer.»

Tatsächlich stossen wir nach ungefähr zwei Kilometern auf eine Lichtung, in deren Mitte sich ein Geviert aus Bretterzäunen erhebt. Auch die Wachtürme an den Ecken fehlen nicht.

Wir gehen auf die Wache zu, aber da brüllt ein Soldat von oben: «Stehen bleiben! Oder ich schiesse.»

Er fragt uns: «Wo ist denn eure Bewachung, ihr Mistviecher?»

«Wir haben keine Bewachung.»

Der Kerl auf dem Turm lacht: «Was? Keine Bewachung? Wer seid ihr denn?»

«Arbeitsmobilisierte sind wir.»

«Arbeitsmobilisierte und ohne Bewachung! Ha, ha!»

Dann wird er friedlicher: «Setzt euch da hin und wartet.» Zum anderen Turm ruft er hinüber: «He, Shenja, wenn die aufstehen, schiesst du sie über den Haufen!»

Schöne Aussichten! So bald wird es also nichts mit dem warmen Essen. Zermürbt setzen wir uns auf einen unweit liegenden Balken, von dem wir den Schnee fegen. Leise fluchend knöpft Jule seine Kutte auf und zieht seinen letzten Zwieback hervor. Er bricht ihn entzwei und reicht mir eine Hälfte.

Unterwegs haben wir fast die ganze Zeit geschwiegen. Nun kommt langsam ein Gespräch in Gang, allerdings immer wieder von Schweigeminuten unterbrochen. Jule ist noch pessimistischer als ich. «Nach einem faschistischen Überfall auf die Sowjetunion», sagt er, «hätte ich mir alles vorstellen können – nur das hier nicht. *Wir* waren immer Hitlergegner, auch als alle den Hitler-Stalin-Pakt bejubelt haben. Wir haben uns durchweg loyal verhalten. Warum vertraut man uns nicht? Warum setzt man uns mit den Kulaken gleich, die immer gegen die Sowjetmacht waren? Ich würde noch halbwegs verstehen, dass man uns nicht an die Front lässt. Aber wir könnten doch woanders nützlich sein – Aufrufe an die deutschen Soldaten verfassen, Zeitungen herausgeben, meinethalben Granaten drehen oder Panzergräben ausheben. Aber das hier! Das ist doch absolut sinnlos!»

Ich widerspreche ihm, halb um ihn zu beruhigen, halb um mir selbst einzureden, dass irgendein Sinn hinter alldem steckt – der Deportation, der sogenannten Mobilisierung, dem Soldaten-Getue und der Sträflingsbehandlung. «Ich denke, dass die uns über kurz oder lang auf vernünftige Weise einsetzen werden», sage ich. «Dass die kleinen Pinscher uns hier malträtieren und nicht einmal was zu fressen geben, kann doch nicht geplant sein. Das sieht eher nach gewöhnlicher russischer Schlamperei aus.»

Jule schüttelt den Kopf: «Nee, nee! Die brauchen uns nicht mehr und lassen uns einfach eingehen. Wir sind abgeschrieben. Glaub mir, Wolfgang, lebendig kommen wir hier nicht raus. Und Berlin sehen wir nie mehr wieder.»

Er wird nachdenklich und überlässt sich wehmütigen Erinnerungen: «Tja, Berlin ... Die Demonstrationen im Lustgarten! Die Stimmung damals ... Und mit dem Motorrad über die Avus – das war doch was! Strandbad Wannsee! Die Zillefiguren dort... Jetzt sind wir selbst Zillefiguren...»

Dies ist mein letztes Gespräch mit Jule. In den nächsten Tagen sehen wir uns zwar noch einige Male, doch wechseln wir nur wenige Worte. Zwei oder drei Wochen später wird er nach der Bolschaja Kossolmanka abtransportiert. Als ich nach mehreren Monaten ebenfalls dorthin komme, hat man ihn schon weiterverfrachtet. Irgendwer sagt mir, der andere «Deutschländer» sei auf der Malaja Kossolmanka. Im Herbst lande auch ich dort und erfahre, dass Jule sich das Leben genommen hat.

Von alledem weiss ich natürlich während meines letzten ausführlichen Gesprächs mit Jule nichts. Ich ahne ja nicht einmal, dass uns kein weiterer Gedankenaustausch vergönnt sein wird.

Während er seine düsteren Vorahnungen ausbreitet, treffen allmählich die anderen Marschierer auf dem Platz vor der Wache ein. Vielen von ihnen zittern die Knie. Sie setzen sich ebenfalls auf her-

umliegende Baumstämme. Immer grösser werden die Abstände zwischen den ankommenden Gruppen. Zum Schluss kurven die mit dem Gepäck beladenen Pferdeschlitten heran. Der NKWD-Mann ist nicht zu sehen. Wahrscheinlich hat er den toten Tampion zurück zur Bolschaja Kossolmanka gebracht.

Nachdem wir unsere Sachen an uns genommen haben, führen die Kutscher die Pferde weg. Auf einem der vorübergleitenden Schlitten liegt noch ein kleiner Packen – Tampions Bündel, das niemand braucht. Mir wird – vielleicht zum ersten Mal im Leben – die erbarmungslose Endgültigkeit des Todes bewusst. Nie mehr wird irgendjemand das einmalige Seinsgefühl dieses Menschen als eigenes empfinden. Für ihn ist von nun an alles bedeutungslos – Krieg und Frieden, Essen oder Hunger, Waschen oder Dreckigbleiben. Vermutlich wird sich nicht einmal jemand finden, der seine Angehörigen benachrichtigt – falls er welche hat. Heute – 56 Jahre später – geht mir durch den Kopf, dass der Name dieses damals zu Tode gekommenen Menschen in diesen Aufzeichnungen wahrscheinlich zum allerletzten Mal erwähnt wird. Und abgesehen von einigen wenigen, deren Name in einer Zeitung oder in einem Buch auftaucht, werden auch die Namen vieler anderer hier zum letzten Mal genannt werden.

Nach einer Weile treten aus der Wachbude vier oder fünf WOCHR*-Soldaten und ein Mann heraus, an dessen Gehabe man gleich den Chef erkennt. Bujewitsch, so heisst er, kommt mit unzufriedener Mine auf uns zu. Dann brüllt er uns an, den russischen Mutterfluch vorausschickend: «Was ist denn hier los? Antreten, Sauhaufen!»

Die Leute erheben sich träge und stellen sich auf. Ein besonders beflissener «Arbeitsmobilisierter», Gleckler mit Namen, versucht, uns in halbwegs ordentlichen Viererreihen aufzustellen, tritt dann vor, legt die Hand an seine Pelzmütze und meldet: «Genosse *natschalnik* Die von der Bolschaja Kossolmanka Eingetroffenen ...» Doch Bujewitsch unterbricht ihn ungehalten. Offenbar stört ihn schon die Anrede – sonst wird er von solchen Neuankömmlingen mit «Bürger *natschalnik*» angesprochen.

«Du bist doch auch einer von denen!», presst er wütend hervor. «Stell dich mal hübsch in die Reihe!» Gleckler verstummt betreten und tänzelt ein paar Schritte zurück.

Einige lächeln schadenfroh. Der Arschkriecher, abgeblitzt! Doch rasch vergeht ihnen die Häme. Denn jetzt spricht Bujewitsch. Das ist keine Rede, sondern eine Kriegserklärung. «Hört mal her», brüllt er, «zuerst wird kompanieweise gebadet und entlaust. Dass irgendwer vorher essen möchte, will ich nicht hören. Hier gilt *meine* Ordnung. Wenn man euch vorher nichts zu fressen gegeben hat – nicht meine Sache. Jedenfalls bin ich nicht gewillt, meine Regeln umzustossen.

Nie und nimmer! Merkt euch das. Wer sich das nicht einbläut, wird es später bereuen. Im Übrigen seid ihr hierhergekommen, um zu arbeiten. Und ich werde dafür sorgen, dass ihr es tut, darauf könnt ihr euch verlassen. Erst mal habt ihr fünf Tage Quarantäne. Das haben sich die Ärzte ausgedacht, diese Schleimscheisser. Wenn es nach mir ginge, wäre das anders. Aber Gesetz ist Gesetz. Wer Fragen hat, kann sie sich aufsparen – in drei Tagen kommt der Politnik, der erklärt euch alles. Und jetzt – in die Sauna, marsch!»

Beim Durchschreiten des Tores werden wir von einem Soldaten mit einem Holzbrettchen in der Hand gezählt. Auf dem Appellplatz werden jeweils 15 Viererreihen – also 60 Mann – abgeteilt. So entstehen neue «Kompanien».

Die Baracke, in die ich komme (und die sich von den anderen nicht unterscheidet), hat raue Balkenwände, die mit Kalk geweißt sind. Trotzdem ist es dunkel, die Fenster sind sehr klein. Rechts und links vom Mittelgang erheben sich dreistöckige Pritschen (das ist, wie ich später erfahre, eher selten, auf anderen Lagpunkten sind die Schlafstätten zweistöckig). Die Pritschen bestehen aus ungehobelten Brettern. Matratzen oder Stroh gibt es nicht.

Ich werfe mein Bündel nach oben auf einen Schlafplatz. Bin noch unerfahren, weiss nicht, dass die Ausdünstungen des menschlichen Arbeitsviehs dort am unerträglichsten sind. Dafür hasten oben die Leute nicht direkt an einem vorbei, es ist etwas «ruhiger».

So sieht der erste Lagpunkt, aus, den ich kennenlerne. Er heisst *Tschornaja retschka* («Schwarzes Flüsschen»). Im gesamten Lager gibt es sieben oder acht solcher «selbständigen Lagpunkte», auch OLP (*ot-djelnyj lagpunkt*) genannt. Ihre Anzahl variiert. Wird ein neues Holzeinschlagsgebiet erschlossen, entsteht auch ein neuer OLP. Ausser-

dem gibt es ein Kommandantenlager, KO LP (*Komendantskij OLP*). Dessen Häftlinge sind für die Versorgung der «Hauptstadt» des Lagers – Soswa – zuständig.

Das Nordurallager, das nach seiner Postfachnummer auch als Lager Nr. 239 bezeichnet wird, untersteht der Hauptverwaltung der Forstindustrie (*glawnoe uprawlenie lesnoj promyschlennosti*) und damit der Hauptverwaltung der Lager des NKWD der UdSSR, dem GULAG* (*glawnoe uprawlenie lagerej*), und nimmt eine Fläche von etwa 45'000 Quadratkilometern ein. Es ist also ungefähr so gross wie Niedersachsen. In einigen Orten des Lagergebietes (Arbeitersiedlung Soswa, Stadt Werchoturje, Kirchdorf Gari) haben sich zwar die örtlichen Organe (Sowjets) einige Kompetenzen bewahrt, doch wird die Macht in dem gesamten Areal faktisch von der Lagerverwaltung ausgeübt.

An deren Spitze steht Oberst Leonid Sacharowitsch Wassin, ein höchst arroganter, zur Fettleibigkeit neigender Mann, von dem noch die Rede sein wird. Er hat drei Stellvertreter – den Chef der Politischen Verwaltung und je einen für Produktion und für Sträflingsangelegenheiten. Da wir «Arbeitsmobilisierten» praktisch eine Kategorie von Sträflingen sind, ist Letzterer auch für uns zuständig.

Die drei wichtigsten Abteilungen des Lagers bilden die für die Bekämpfung von «Konterrevolution und Sabotage» zuständige Abteilung «Operative Tscheka» (Opertschek) und die Registrations- und Einsatzabteilung (Urtsch). Es hat sich, soweit ich sehen kann, in allen Lagern der Sowjetunion eingebürgert, die Politabteilung «Erste Abteilung», den Urtsch «Zweite Abteilung» und die Opertschek-Abteilung «Dritte Abteilung» zu nennen. Um eine Vorstellung von der Grösse und Organisation des Arbeitslagers zu vermitteln, seien die anderen Abteilungen hier wenigstens erwähnt: die Kaderabteilung, die Wachabteilung (WOCHR), die Planabteilung, die Hauptbuchhal-

tung, die Forstabteilung, die Abteilung für Flösserei, die für alle Transportmittel und -wege sowie für die kleinen lagereigenen Kraftwerke zuständige Mechanisierungsabteilung, die Verbindungsabteilung, deren Aufgabe es ist, das für alle Lagerbereiche äusserst wichtige und zugleich sehr anfällige Telefonnetz in Ordnung zu halten, die Landwirtschaftsabteilung, die Bauabteilung, die Allgemeine Abteilung, die unter anderem auch die Wohnungsangelegenheiten der Offiziere und Freien regelt, die Versorgungsabteilung, die Abteilung für technische Versorgung, die für den Zustand der Sträflingsbaracken zuständige Kommunalabteilung, die Medizinische sowie die Veterinärmedizinische Abteilung und schliesslich die Kultur- und Erziehungsabteilung sowie die Kommandantur.

Diese und andere Einzelheiten über Aufbau und Gliederung des Lagers erfahre ich erst viel, viel später, teils sogar erst nach 1945, als ich nach langen Irrfahrten in das Projektierungsbüro der Bauabteilung versetzt werde. Vorerst ist in dieser feindlichen Umgebung alles neu für mich.

Im Anschluss an den Saunaaufenthalt, den wir im Vorgefühl des erwarteten Essens rasch hinter uns bringen, werden wir endlich in die Kantine geführt. Das Brot, das man uns gibt, verschlinge ich gierig, doch von der Lagersuppe (*balandd*) kriege ich nur ein paar Löffel runter. Plötzlich dreht sich mein Kopf. Mir wird von dem Geruch übel. So bin ich froh, dass man nach dem Essen nichts mehr von uns verlangt und ich erschöpft auf meine Pritsche kriechen kann.

Die anschliessende, fünftägige Quarantäne beschert kaum Ruhe. In den wenigen Stunden, in denen man sich selbst überlassen ist, kann man sich nicht zurückziehen. Zum Lesen ist es auf meiner Pritsche zu dunkel. Zum Sitzen sind die Doppelstockbetten zu niedrig. Zum Liegen gibt es keinen Strohsack. Tagsüber kann ich zwar meinen schon

recht mitgenommenen Moskauer Mantel, der ja kein richtiger Wintermantel ist, unter mir ausbreiten, nachts muss ich mich aber mit ihm zudecken. Genauer gesagt: zu Beginn der Nacht. Ich habe nämlich eine Schlafstelle unweit des Ofens, der nachts geheizt wird, damit die Sachen der Leute, vor allem ihre entsetzlich stinkenden Fusslappen, einigermassen trocknen. Da auch die menschlichen Körper Wärme ausstrahlen, wird es am Morgen so heiss, dass ich nicht nur den Mantel abwerfe und unter mich lege, sondern auch die Kleidung. Zwei, drei Monate später, als ich schon fast zum Skelett abgemagert bin, ist mein Rücken von den Brettern wund geschauert und an den Schulterblättern und am Hintern mit Schorf bedeckt.

Ausser den acht Baracken stehen innerhalb der Einzäunung, der «Zone», wie man sagt, noch fünf Holzhäuser und zwei langgezogene Plumpsklos, wo sich jeweils sechs Leute nebeneinander hinsetzen können. Die Klos sind total verdreckt, und zwar mit Exkrementen, die schwarz sind wie chinesische Tusche. Warum das so ist, weiss ich nicht, wahrscheinlich liegt es an der Ernährung oder am Wasser.

Das kleinste Häuschen ist die *kipjatilka*, das Teehäuschen. Was sich in dem grossen Kessel dort befindet, ist aber nicht Tee, sondern abgekochtes Wasser, das man sich nach den Mahlzeiten holen kann. Viele machen davon Gebrauch, ziehen sich nach dem Essen mit einem Becher Wasser in irgendeine Ecke zurück und verspeisen dort die aus der Kantine mitgebrachten Brotkanten. Das ist der einzige Genuss, der ihnen bleibt. Manche trinken auch zwei oder drei Becher Tee oder würzen das Brot mit Salz (sofern es aufzutreiben ist). Ich merke nach kurzer Zeit, dass diese Art von «Verbesserung» der Ernährung nichts bringt. Die Leute, die viel Wasser zu sich nehmen (erst recht die, die auch Salz konsumieren), dunsen auf, die Bäuche werden dick, im Gewebe bleiben, wenn man es mit dem Daumen nie-

derdrückt, lila gefärbte Mulden. Die Aufgedunsenen haben keine Kraft mehr und sind die ersten Todeskandidaten. So schwöre ich mir schon in den ersten Tagen, keinen Tropfen Wasser mehr zu trinken – um den Flüssigkeitsbedarf, den der Körper braucht, zu decken, reicht die Wassersuppe. Nach einer Weile tausche ich sogar mein Becherchen gegen ein Stück Brot ein. Ausser der Wassersuppe trinke ich – was mir später kaum einer glauben will – zehn Jahre lang überhaupt nichts mehr.

Ein zweites Häuschen innerhalb der Zone ist die Arztpraxis, hier Medpunkt genannt. Meist gibt es da drei Zimmer (Warteraum, Behandlungszimmer und Wohnstube des Doktors), hier jedoch reichen zwei aus – die Warteschlangen bilden sich schon vor der Tür. In den Medpunkt werden wir am zweiten Tag unseres Aufenthalts am «Schwarzen Flüsschen» wie am Fließband geführt. Schon in der Tür müssen die Leute den Oberkörper frei machen, dann, wenn sie vorgerückt sind, legt der Arzt sein Stethoskop an die nackte Brust, macht eine Notiz – und schon ist der Nächste dran.

Diese Notiz hat es, was ich aber noch nicht weiss, in sich. Die Leute werden nämlich einer der drei Kategorien – TT, ST oder LT – zugeordnet. TT heisst *tjashjoli trud* (schwere Arbeit), ST *sredni trud* (mittelschwere Arbeit) und LT *ljogki trud* (leichte Arbeit). Doch ist es, wie man denken könnte, keineswegs so, dass die Männer mit der Einstufung ST nicht zu schweren Arbeiten eingesetzt werden. Von wenigen Ausnahmen abgesehen (Leute mit schwerem Herzfehler oder dergleichen), schickt man nach Ende der Quarantäne alle gleichermassen in den Wald. Nur brauchen die ST-Leute lediglich 70 Prozent und die LT-Leute lediglich 50 Prozent der Arbeitsnorm zu erfüllen. Das aber ist, wie sich sehr bald herausstellt, von *existenzieller* Bedeutung, hängt doch von der Normerfüllung die Brotration und von dieser die Überlebenschance eines jeden ab. Mir wird TT aufge-

brummt, eine Bürde, die ich während meines ganzen Lagerlebens nicht mehr loswerde, selbst nicht, als ich nur noch aus Haut und Knochen bestehe.

Das dritte Haus in der Zone ist die Sauna, das vierte das Kontor mit Chefzimmer und Buchhaltung.

Zentrales Gebäude des Lagpunktes, das in der Mitte des Areals steht, ist die *stolowaja*, die Kantine. An einem Ende befindet sich die Küche mit dem Kabuff des Brotschneiders, am anderen der Essraum, in dem lange hölzerne Tische und schmale Bänke stehen. Es gibt zwei Durchreichen, für Brot- und Suppenausgabe.

So kümmerlich das Essen auch ist, nimmt es doch viel Zeit in Anspruch. Wir müssen vor der Baracke antreten, abzählen, auf Nachzügler warten. Burjewitsch besteht darauf, dass wir im Gleichschritt zur Kantine marschieren. Auf meinem nächsten Lagpunkt, auf der Bolschaja Kossolmanka, trittet man einfach in den Essraum, wenn der Kantinen-Diensthabende «Kompanie Nummer soundso» ruft.

Das Brot für seine Mannschaft nimmt der Kompanieführer selbst in Empfang, zum Austragen der Suppennapfe bestimmt er einen seiner Leute. Der muss gut aufpassen, um vom ausschenkenden Koch nicht beschissen zu werden. Versteht es umgekehrt der Suppenempfänger, den Koch mit Gerede über Kranke, Verspätete, Diensthabende etc. durcheinanderzubringen, kann er für sich eine Zusatzportion herauschlagen.

Das Essen stimmt uns schon auf künftige Zeiten ein. Während der Quarantäne erhalten wir 600 Gramm pro Tag. Das Brot ist klitschig (der Brotschneider hängt in seiner sorgsam verschlossenen Kammer nasse Tücher auf, damit sich das Brot mit Feuchtigkeit vollsaugt – so wiegt es mehr). Deshalb werden Kanten besonders geschätzt. Über die beim Wiegen anfallenden Reststücke (*doweski*), die mit streich-

holzgrossen Holzstäbchen an die eigentliche Ration angeheftet sind, wird ständig lamentiert («Alles Betrug – die Holzstäbchen wiegen doch auch was!»). Später, als es bisweilen Brot gibt, das zu einem Grossteil aus Hafer- oder Gerstenkleie besteht, wird über die schlecht befestigten und heruntergefallenen *doweski* gestritten.

Von der ersten Mahlzeit an esse ich mein Brot sofort nach Erhalt auf. Das wird, da mich der Hunger auch in Zukunft plagt, schnell zur Gewohnheit. So erklärt sich, dass mir, obwohl das im Lager häufig vorkommt, in all den Jahren nie Brot geklaut wird.

Die Lagersuppe, *balanda*, kann gegen den Hunger kaum etwas ausrichten. Zwar schwimmen am ersten Tag in der Suppe winzige Fleischklümpchen zwischen ein paar Kohlblättchen und Kartoffelstücken. Allerdings kann man das Fleisch kaum zerkauen – es stammt von einem der ausgezehrten Lagergäule. In den folgenden Monaten müssen weitere zwei oder drei Vierbeiner dran glauben – bis Bujewitsch ein Machtwort spricht und ein paar Pferdewärter in den Karzer schickt. Dann gibt's auch keine zähen Klümpchen mehr.

Theoretisch steht jedem Lagerinsassen – bei hundertprozentiger Normerfüllung – eine Minimalzuteilung an Zucker, Öl, Fisch, Grütze und anderen Produkten zu. Diese bekommt er aber nie. Die fehlenden Produkte können nach bestimmten «Umrechnungskoeffizienten» durch andere Produkte (de facto immer Mehl) vergütet werden – oder auch nicht. In guten Zeiten wird daher Mehl in die *balanda* gerührt. Meistens wird die Vergütung jedoch ersatzlos gestrichen. Dann sieht die Suppe so aus, wie sie uns am «Schwarzen Flüsschen» vorgesetzt wird.

Vor der Kantine liegt der Appellplatz, auf dem wir alle zweimal am Tag zur Zählung (*prowerkd*) antreten müssen. Morgens geschieht das, wenn die Abfütterung der letzten Kompanie abgeschlossen ist, und geht (vom sechsten Tag unseres Eintreffens an) gleich in den Ab-

marsch zur Arbeit über. Abends müssen wir eine halbe Stunde vor der Nachtruhe zum Zählen antreten. Um 22 Uhr wird mit einem Schlag auf ein neben der Wache hängendes Stück Eisenbahnschiene der Tag beendet. Damit das Herumkommandieren auf Kosten der Arbeitszeit vermieden wird, verläuft die morgendliche, noch in der Dunkelheit stattfindende Zählung meist zügig. Desto zermürbender ist die abendliche Prozedur. Da lassen die WOCHR-Soldaten, die unter sich von uns als «Fritzen» sprechen, ihren Frust an uns aus. Wir sind ihnen ausgeliefert – vom langen Arbeitstag erschöpft, stehen wir in der Kälte und sehen zu, wie sie sich beim Addieren der Mannschaftsstärke der einzelnen Kompanien mehrmals verrechnen oder jemanden suchen, der vielleicht unabgemeldet zum Medpunkt gegangen ist oder mit Durchfall auf dem Klo hockt.

An meinem zweiten Tag im Lager kommt der Buchhalter des Punktes (ein ehemaliger Sträfling, ausser Bujewitsch der einzige Freie hier) in die Baracke und fragt, ob jemand «richtig» – also Russisch – lesen und schreiben kann. Als ich mich melde, werde ich ins Kontor geführt, wo drei weitere Schreibkundige warten. Wir bekommen jeder einen Tisch und werden verdonnert, nach den Angaben der Schlange stehenden Neuankömmlinge die obligatorischen Fragebögen für sie auszufüllen. Auf mich entfallen fast 100 Leute, für die ich zweieinhalb Tage brauche, doch lerne ich auf diese Weise die Leidengefährten meines – ich benutze mal diesen offiziellen Terminus – «Kontingents» ziemlich gründlich kennen.

Auffallend an den Fragebögen ist, dass alle Fragen in der Vergangenheitsform abgefasst sind: «Waren Sie Mitglied der Kommunistischen Partei? Hatten Sie früher ...?» Zudem handelt es sich ganz offensichtlich um Fragebögen für Häftlinge. Auch dadurch verdichtete sich der Eindruck, dass wir uns in den Augen der Lageradministra-

tion in keinerlei Hinsicht von Strafgefangenen unterscheiden. Das bestätigt sich in der folgenden Zeit immer wieder. Wir unterstehen den für Sträflinge geschaffenen Organen, für uns gelten dieselben Unterbringungs-, Arbeits- und Verpflegungsnormen wie für Häftlinge, wir sind gleichermaßen den Kategorien TT, ST und LT zugeteilt, unterliegen demselben Regime, derselben Kleiderordnung und den gleichen Gesundheitsbestimmungen, unsere Post wird von der Lagerzensur kontrolliert usw.

Oben auf den Fragebögen befinden sich zwei Felder für Fotos (en face und Profil), die jedoch frei bleiben – in diesem gottverdammten Nest gibt es keinen Fotoapparat. Desto sorgfältiger wird die letzte (daktyloskopische) Seite der Bögen behandelt. Es werden Abdrücke von jedem Finger und vom Handballen genommen.

Die Leute aus den verschiedenen Gruppen reagieren sehr unterschiedlich auf die Fragen und die Abnahme der Fingerabdrücke. Auch zeigt sich, dass es zwischen den katholischen und evangelischen Wolgadeutschen Ex-Kulaken starke Antipathien gibt. Dafür verachten sie alle gemeinsam die Russen. In ihrer Sprache, die das aus dem 18. Jahrhundert stammende Schwäbisch ist, unterscheiden sie sich nicht voneinander. Ich beginne mich, was mir in der Folgezeit allerdings besser gelingt, mit ihrem (übrigens recht geringen) Wortschatz vertraut zu machen: «luren» für «warten», «schaffen» für «arbeiten» usw.

Die Fragen beantworten die ehemaligen Kulaken gleichgültig. Obwohl ich es ihnen auf Deutsch erkläre, verstehen sie bisweilen gar nicht, was gefragt wird. Aber es ist ihnen auch egal. Mehrmals höre ich, wie der eine zum anderen sagt: «Ach, Vetter, lass den doch schreiben, was er will.» Stumpf zählen sie auf, welche ihrer Familienmitglieder Repressalien ausgesetzt waren – als gehöre das Verfolgtwerden zu den allergewöhnlichsten Dingen im Leben. Bei man-

chen sind es fast alle Angehörigen – Eltern, Geschwister, Onkel, Tanten, Neffen, Nichten. Andere haben gar keine Verwandten mehr – alle sind tot, infolge von Enteignung, Aussiedlung und Verhaftung. Unbeeindruckt, fast gleichgültig überlassen die Wolgadeutschen ihre Hände der Frau, die ihre Finger für die Abdrücke mit Farbe bestreicht.

Meine übrigen «Klienten» reagieren unterschiedlich auf das «Klavierspiel» (wie man die Abnahme der Fingerabdrücke im Lager jargon nennt). Während die Mennoniten und die Kuibyschew-Deutschen eher verwundert sind, neigen die Leute aus Moskau und Baku, die schon mal etwas von Daktyloskopie gehört haben, zu Empörung und Protest: «Wir sind doch keine Verbrecher!» Noch unterschiedlicher verhalten sich die Leute bei der Beantwortung der teilweise umständlich formulierten Fragen. Einige bemühen sich, knapp und präzise Auskunft zu geben. Andere Moskauer und Bakuer versuchen, sich als staatstragende Elemente hervorzutun. Einer verlangt, ihn als «Bestarbeiter» einzutragen, ein anderer besteht darauf, den Vermerk über seine Dienststellung mit dem Zusatz «war mit politischer Verantwortung betraut» zu versehen. Pannekauk und ein anderer Kom-somolze beanstanden die Vergangenheitsform der Fragen: «Was heisst hier ‚Waren Sie.. .‘? Ich bin Mitglied des Kommunistischen Jugendverbandes!»

HINAUS IN DIE TAIGA

Als wir am sechsten Tag kompanieweise in den Wald geführt werden, ist es zum Glück wärmer geworden. Ich schätze zehn Grad unter null. Da tut es gut, mal wieder die Beine zu bewegen. Der Weg, ein Trampelpfad, auf dem wir im Gänsemarsch voranschreiten, führt durch hohen Tannenwald. Die Zweige sind mit einer frischen Schneeschicht bedeckt. Unsere Schritte sind gedämpft, es herrscht eine fast unheimliche Stille.

Da sich unsere zwei Bewacher vorschriftsmässig links und rechts der Kompanie durch den hohen Schnee quälen, können sie kaum Schritt mit uns halten. Schon bald trotten sie einfach an der Spitze und am Ende der Kolonne mit. Irgendwann lassen sie auch die Maschinenpistole zu Hause und begnügen sich mit dem *karandasch* (Bleistift), der Pistole.

Unterwegs, nach etwa 20 oder 30 Minuten, kommen wir an einer Lichtung vorbei, an der der Pfad im rechten Winkel nach links abbiegt, sodass rechter Hand eine strahlende Schneefläche von unseren Schritten unberührt bleibt. Lediglich ein paar Hasenspuren sind zu sehen. In der Mitte der Lichtung erhebt sich eine gigantische Tanne. In den folgenden Tagen und Wochen berührt mich, wenn wir bei unserem erbärmlichen Hin- und Rückmarsch hier vorbeikommen, immer wieder die Harmonie dieses abgeschiedenen Fleckchens. Der gravitatische Baum, der die Erhabenheit der Natur über die menschlichen Scheusslichkeiten versinnbildlicht, tröstet mich in gewisser Weise über die widerwärtige Wirklichkeit hinweg.

Nach etwa einer Dreiviertelstunde erreichen wir das Waldmassiv,

in dem uns zu arbeiten bevorsteht: hochstämmige Kiefern, dazwischen einige Tannen, gelegentlich auch Büsche, vornehmlich Linden, die in diesen Breiten nur kümmerlich gedeihen und nie die Grösse eines Baumes erreichen.

Wie ich nach und nach feststellen werde, ist das Lagergebiet, also die Region nordöstlich des Uralgebirges, grösstenteils versumpft. Auf weiten Strecken gibt es weder Baum noch Strauch. Dort wächst nur Sumpfgas in rundlichen Büscheln (*kotschki*). Wenn man an Stellen gerät, wo einen der schwarze Morast verschlingen kann, bieten jedoch diese Büschel keinen rettenden Halt. Jede Bewegung beschleunigt den Untergang.

Der Untergrund ist oftmals auch dort morastig, wo sich Bäume und Buschwerk breitmachen und die Oberfläche unverfänglich wirkt. Davon zeugen die aufragenden Wurzelgeflechte der vom Sturm gefällten Bäume. Der Sturm bricht sie nicht, sondern reisst sie mitsamt seinen Wurzeln heraus. Da in der Taiga viele vom Unwetter umgeworfene Bäume herumliegen, bilden die Wurzelballen mitunter regelrechte Barrikaden, die das Fortkommen schlimmer behindern als das dornige Unterholz. Diese Wurzelungetüme, die einen beim Durchqueren sibirischer Wälder ständig zwingen, die Richtung zu wechseln, machen es fast unmöglich, sich im Dickicht der Taiga zu orientieren.

Dort, wo die Flächen mässig versumpft sind, stehen Birkenhaine, die – besonders wenn sich die Blätter gelb färben – wunderschön aussehen. Fällen kann man diese Bäume nur im Winter, wenn auch die Flachmoore zugefroren sind. Birken werden unter anderem zu Gewehrschäften verarbeitet, allerdings nur bei entsprechender Qualität der Stämme. Der Holzfäller muss also auf den einwandfreien Wuchs, auf ein möglichst kleines Herzstück (von aussen nicht so leicht zu erkennen), auf das Fehlen von Ästen, Astansätzen, Verwachsungen,

Knorpeln und Baumpilzen achten. Fällt er einen minderwertigen Baum, wird ihm dieser nicht auf die Norm angerechnet. Die Krone und die Äste aller umgelegten Bäume werden an Ort und Stelle verbrannt.

In den Birkenhainen und in anderen mehr oder weniger geschlossenen Massiven kommen mitunter Tannen und Fichten vor. Reine Tannenwälder gibt es selten. Tannenholz geht vorrangig in die Bergwerke (als Grubenholz), zum kleineren Teil in die Papierfabriken. Wegen der vielen anfallenden Äste sind Tanne und Fichte bei den Holzfällern unbeliebt.

Neben der Birke ist die Kiefer, die sich an relativ trockenen Plätzen ansiedelt, die verbreitetste Baumart in der Taiga. Auch sie hat bei den Holzfällern einen schlechten Ruf – nicht wegen der Äste, sondern weil die Normen beim Kieferabbau am höchsten sind. Verwendet wird die Kiefer als Bauholz, als Material für Eisenbahnschwellen und als Grubenholz. Der obere Teil des Stamms und dickere Äste werden gestapelt und in der Regel als Brennholz auf die Normerfüllung angerechnet.

In Gruppen, manchmal auch in richtigen Kolonien treten wuchtige Espen auf, die im Herbst wegen der Rotfärbung ihres Laubes malarisch aussehen. Da sie immer unregelmässig gewachsen, voller Äste und im Stammkern meist morsch sind, gelten sie nicht als Nutzholz. Doch werden sie, namentlich wenn sie in der Nähe von Siedlungen wachsen, gern als Brennmaterial genutzt. Ihr Heizwert ist zwar gering, doch lässt sich ihr weiches Holz leicht sägen und spalten.

Vereinzelt trifft man in der Taiga auch auf Lärchen und sibirische Zedern. Die im Frühjahr in einen zauberhaften zartgrünen Schleier gehüllten Lärchen sind oft imposante Riesen – wie Könige überragen sie alle Baumwipfel ringsum. Ihr Holz ist jedoch ausserordentlich hart, schwer und mühselig zu bearbeiten. Beim Flößen müssen Lär-

chen, deren spezifisches Gewicht nahe 1,0 kg/l liegt, sogar mit anderen Bäumen zusammengebunden werden, um sie über Wasser zu halten. Als Nutzholz werden Lärchen wie Kiefern verwertet.

Hart ist auch das Holz der Zedern, die aber wegen ihres knorrigen Wuchses keine Rolle in der Forstwirtschaft spielen. Gefällt werden sie (sozusagen im Raubbau) nur von Einheimischen, die es vorziehen, die wegen ihrer Nüsse begehrten Zapfen vom liegenden Baum zu ernten. Die Waldarbeiter fluchen über die Zedernleichen, weil sie die ineinander verschachtelten Äste abhacken und – je nach Jahreszeit – aufschichten oder verbrennen müssen. Die Nüsse der Zedern reifen jedoch nur alle vier Jahre.

Beim ersten Ausmarsch in die Taiga werden wir vom *techruk* (Technischer Leiter) des Lagpunktes, einem lustigen Sträfling, der sich als Andrej Andrejewitsch vor stellt, in die Kunst des Baumfällens eingewiesen. Er gehört zu den wenigen *beskonwojnnye* (Freigängern) des Lagers. Um diesen Status zu bewahren, redet er Bujewitsch stets nach dem Mund und betätigt sich wahrscheinlich als Zuträger.

Zuerst demonstriert uns Andrej Andrejewitsch, wie man den Schnee um die Bäume herum möglichst tief niedertrampelt. Das ist wichtig, erklärt er: Wenn die Baumstümpfe (was dann nach der Schneeschmelze auffällt) zu hoch geraten, werden uns einige Prozente von der Normerfüllung abgezogen. Dann zeigt er, sich den einen oder anderen aus unserer Mitte als Partner greifend, in welcher Höhe die Säge anzusetzen ist, wie weit der erste Einschnitt (Fallkerb) geführt wird und wie man das Kippdreieck über dem Einschnitt aus dem Stamm schlägt, damit der Baum in eine bestimmte Richtung fällt. Er führt uns auch vor, wie man, wenn die Säge klemmt, einen Keil einschlägt, ihn wieder herausbekommt und wie man gegebenenfalls mit einer Stange nachhilft, usw.

Nachdem die erste mächtige Kiefer mit ohrenbetäubendem Getöse zu Boden gegangen ist (nie hätte ich gedacht, dass ein Baum solchen Krach verursacht), ermahnt uns der *techruk*, nie den fallenden Baum aus den Augen zu lassen. Von einem Baum, und sei es nur von seinen äussersten Ästen, erwischt zu werden ist lebensbedrohlich. Mit genau sitzenden Schlägen demonstriert er sodann, wie die Äste sauber abgehackt und feurgerecht zerkleinert werden. Zudem lehrt er uns, wie man Birkenrinde anzündet und nasses Holz zum Brennen bringt (das allerdings eher theoretisch, denn er bedient sich eines Streichholzes, das wir natürlich nicht besitzen, sodass wir künftig darauf angewiesen sind, die vom Vortag gehütete Glut anzufachen beziehungsweise – wenn man uns ein neues Revier zuweist – aus einem mitgebrachten glimmenden Strick Feuer zu machen). Dass die durch die Luft schwebenden glühenden Reste von Blättern und kleinen Zweigen unsere Kleider verbrennen, sich hartnäckig ins Wattfutter der Jacken und Mäntel hineinfressen werden, sagt er allerdings nicht. Aber wir müssen ja schliesslich auch eigene Erfahrungen sammeln.

Ganz zum Schluss macht uns Andrej Andrejewitsch mit den Normen bekannt. Da spricht er gleichsam zu Analphabeten, denn wir haben keine reale Vorstellung von einem Festmeter und wissen erst recht nicht, wie viele Bäume man an einem Tag fällen und zersägen kann. Immerhin erfahren wir, dass die Norm beim durchgängigen Abholzen (*sposchnoi powal*) 32 Festmeter pro Mann und Tag beträgt (für ein Team aus zwei Mann also 64 Festmeter).¹³ Erst später werden wir uns darüber klar, dass diese Norm, übrigens die allernünftigste Norm überhaupt, *absolut unerfüllbar* ist. In der Regel bewegen sich die Normen je nach Sortiment (Gewehrschäfte, Bauholz usw.) zwischen 3,5 und 16 Festmeter. Um zu überleben, muss man lernen, die Norm wenigstens teilweise zu überlisten, zum Beispiel durch das Zu-

sammenspannen eines TT- und eines ST-Arbeiters (das macht schon eine funfzehnprozentige Senkung der Vorgabe aus), durch Anwendung verschiedener Koeffizienten wegen ungünstiger Arbeitsbedingungen (sumpfiges Gelände, grosser Abstand der Bäume voneinander etc.) oder schlicht durch Betrug, etwa durch heimliches Absägen der schon gekerbten, also bereits abgerechneten Rundhölzer, usw.

Vorerst haben wir jedoch keine Ahnung von Koeffizienten und Betrugsmethoden und sind froh, dass wir in den nächsten drei Tagen, der Einarbeitungszeit, die Norm noch nicht erfüllen brauchen. Da erhalten wir weiterhin 600 Gramm Brot. Aber dann wird es ernst – eine solche Ration wird es vom vierten Tag an erst bei hundertprozentiger Normerfüllung geben. Schafft man bis 90 Prozent, bekommt man 500 Gramm, bei noch weniger fällt man auf 400 oder gar 300 Gramm ab und kann sich, weil einen die letzten Kräfte verlassen, kaum noch hochrappeln. Düstere Aussichten...

Im Lager sind die Gefahren grösser und die Kontraste krasser als in der übrigen Welt. Zweifellos gibt es überall Erfolg und Versagen. Im Lager aber heisst Erfolg haben – überleben, keinen Erfolg haben – zugrunde gehen. Während der Erfolg anderswo tausenderlei Formen hat, ist er im Lager auf einen einzigen Aspekt reduziert – auf die Bewahrung der physischen Existenz. Das bedeutet nichts anderes, als dass man sich vor schwerer körperlicher Arbeit drücken muss, denn kaum jemand kann viele Jahre schwerer körperlicher Arbeit unter Lagerbedingungen durchstehen.

So konzentrieren sich alle Bemühungen der Lagerinsassen darauf, von der Spitzhacke oder dem Spaten loszukommen und nicht mehr die wieder und wieder geflickten Fausthandschuhe anziehen zu müssen, die man zum Schieben von Loren oder zum Verladen von Baumstämmen benötigt. In einem Forstlager wie dem Sewurallag sind Säge und Beil der allgegenwärtige Albtraum. Jedermann ist darauf bedacht, eine Beschäftigung zu ergattern, bei der die alles entscheidende Brotzuteilung nicht von der Erfüllung irgendeiner Norm abhängt, sondern schon durch den Arbeitsplatz selbst gesichert ist. Solche Arbeitsplätze winken im Gesundheitswesen (Krankenhaus, Sauna), im bürokratischen Getriebe (Lageristendienst, Buchhaltung, Normenbewertung), in den sogenannten Dienstleistungen (zum Beispiel als Barackenältester), in diversen technischen Einrichtungen (Werkzeugbeschaffung und -ausgabe) usw. Dass dabei die Posten, die in irgendeiner Weise mit der Versorgung zu tun haben (Mühle, Back-

stube, Küche, Essenausgabe, Lebensmitteltransporte etc.), besonders begehrt sind, versteht sich von selbst.

Leute, die den angeführten Tätigkeiten nachgehen, heissen im Lagerjargon *pridurki*, was etwas zwischen Speichellecker und Bumme-lant meint. Bei uns, in der sogenannten Arbeitsarmee, unterscheidet sich ein *pridurok* allerdings von dem im Straflager. Dort hängen diese Kreaturen nämlich nicht nur von der Obrigkeit, sondern mehr noch von den ausgefuchsten und streng hierarchisch organisierten Kriminellen ab, die die übrigen Gefangenen, also die nach Artikel 58 des Strafgesetzbuches verurteilten «Politischen» und die als *mushiki* bezeichneten Gelegenheitsverbrecher, mit stillschweigender Duldung der Lageradministration für sich arbeiten lassen und terrorisieren. In «unseren» Lagpunkten gibt es so gut wie keine Kriminellen und vor allem keinen Ganovenclan.

Die Erfolglosen sind in der Regel ausserstande, sich anzupassen. Entweder wollen oder können sie nicht – sei es, weil sie Rückhalt in ihrer nationalistischen Überheblichkeit oder im religiösen Fanatismus finden, sei es, weil sie sich zu ungeschickt anstellen, unflexibel sind, die Kunst der Verstellung und Selbstverleugnung nicht beherrschen, oder weil sie es nicht verstehen, ihre Fähigkeiten ins Spiel zu bringen. Unnötig zu sagen, dass die weitaus grössere Hälfte der ins Lager Gepressten zum Typus des Erfolglosen gehört.

Der kleinere Teil des Lagers besteht aus Leuten, die es – entweder durch Selbstdisziplin oder durch Skrupellosigkeit – verstehen, stets auf die Füsse zu fallen. Diese Menschen wehren sich gegen das Verkommen, bemühen sich um eine gewisse Haltung, hören auch unter primitivsten Bedingungen nicht auf, sich zu waschen, achten, selbst wenn sie schon in Lumpen zerfällt, auf ihre Kleidung, bemühen sich, das Essen nicht zum Fressen entarten zu lassen, usw.

Ein typischer Repräsentant der Skrupellosen ist Artur Geinz. Trotz seines wenig gefragten Berufs (Kameramann oder Beleuchter) hat er im Lager immer verstanden, sich irgendwelche Kommandoposten zu beschaffen. Dort liess er sich auf dunkle Geschäfte ein, kam vor Gericht, wurde zu drei Jahren verurteilt, verstand aber, seine Überstellung in einen Holzfäller-Lagpunkt zu verhindern, präsentierte sich in Soswa plötzlich als Schwachstrommonteur, installierte die Elektroleitungen in den Neubauten der Lager Verwaltung und erlangte den Status des Freigängers.

Ich selbst lasse mich keiner der beiden Kategorien zuordnen. Ich bleibe der «Deutschländer», ein Fremdkörper, für die meisten undurchschaubar. Sie können nicht begreifen, warum ich aus Europa, das sie mit Wohlleben und Technik identifizieren, in ihr ärmliches Land gekommen bin.

Unter den Erfolgreichen gibt es auch Leute, die besondere berufliche Fähigkeiten aufweisen. Eine Kombination aus beidem – Charakterstärke und beruflichen Fähigkeiten – würde ich dem Arzt auf der Bolschaja Kossolmanka, Dr. Wagner, bescheinigen, mit Abstrichen auch Wladimir Ruppel und Fjodor Reppich.

Dr. Wagner ist der Einzige, der gelegentlich die Anordnungen der Obrigkeit unterlaufen kann. Er hält den Krankenstand konsequent an der oberen Grenze des Erlaubten und befreit auch mal Leute von der Arbeit, die gar nicht zu ihm kommen. Beispielsweise greift er besonders erbärmliche Figuren am Lagertor aus der Marschkolonne heraus: «Der da – auf die Krankenstation.» Er lässt sich von Erschöpften oder Verzweifelten, die sich Salz in die aufgescheuerte Ferse gestreut oder das Fieberthermometer am Jackenrevers heiss gerieben haben, bewusst hinters Licht führen. Am wichtigsten ist vielleicht, wie er auf dem letzten Loch pfeifende Gestalten spüren lässt, dass er in ihnen

Menschen sieht. Da kann er zu einem Wehklagenden sagen: «Heute geht's nicht, mein Lieber, das Limit für Krankschreibungen platzt schon aus allen Nähten, aber komm übermorgen, dann lege ich dich für ein paar Tage ins Spital – kriegst besseres Essen und richtige Bettwäsche, dann wird's schon wieder gehen.» Mit seinem Zuspruch, seinen Quarantäneverordnungen und der Entschärfung von Befehlen rettet er mehr Menschen das Leben als mit seinen oft unter haarsträubenden Bedingungen durchgeführten Operationen.

Wagner, der wohl aus einem deutschen Dorf stammt, kann einigermassen Deutsch und gilt deshalb bei den Wolgadeutschen als vertrauenswürdig. Ruppel und Reppich, über die ich oben schon kurz berichtet habe, sind jedoch – bis auf ihre Familiennamen und die Eintragung in der Nationalitätenspalte des Personalausweises – waschechte Russen. Sie haben deshalb auch mehr Kontakt zu den Leuten aus Moskau und Baku. Dabei wirkt Ruppel, der die NKWD-Methoden wahrscheinlich besser kennt als alle anderen und deshalb Distanz bewahrt, eher überheblich. Wer aber einmal mit ihm warm geworden ist, überzeugt sich von seiner Integrität und Zuverlässigkeit. Er ist ein hochqualifizierter Ingenieur, der – ein aussergewöhnliches Privileg – sogar zwei Jahre in amerikanischen Konstruktionsbüros gearbeitet hat. Ich lerne ihn erst während meiner Zeit in Soswa kennen, als er schon unersetzbarer und von den Offizieren mit Respekt behandelter Chef der Mechanisierungsabteilung ist. Sein Schicksal führt exemplarisch die Absurdität des Sowjetregimes vor Augen, das einen derart hochqualifizierten Mann in einer so angespannten Zeit wegen eines deutschen Urgrossvaters für vergleichsweise lächerliche Arbeiten einspannt – die Instandhaltung von ein paar klapprigen Lkws und Motorbooten im fernen Ural.

Einer derjenigen, die bald in die Riege der neuen Unterführer auf-

steigen, ist Trotno, ein wortkarger Mann, den ich ein paar Monate später auf der Bolschaja Kossolmanka als meinen Brigadier erlebe. Seine Lebenserfahrungen hat er als Kolchos-Vorsitzender im Melekesser Rayon gesammelt. Er sieht unscheinbar aus, leicht gebeugt, bis zum Hals zugeknöpfte Wattejacke, tief in die Stirn gezogene Pelzmütze, und taucht völlig unerwartet an den unmöglichsten Orten auf. Mal kontrolliert er, ob seine Leute sich auch waschen, ein anderes Mal zaubert er für einen Frierenden wie aus dem Nichts ein paar säuberlich geflickte Fausthandschuhe hervor, hier demonstriert er, wie man Fusslappen fachgerecht zuschneidet, umwickelt und trocknet, dort schlichtet er einen Streit, und abends tüfelt er im Schein einer Funzel aus, ob man diesen Koeffizienten nicht auf die Leistung zweier den Normen hinterherhinkender Arbeiter oder jenen zur Aufbesserung der Verpflegung der ganzen Brigade anwenden kann. Im Wald tritt er plötzlich aus dem Gebüsch hervor, nimmt einem die Säge oder das Beil aus der Hand, zeigt, wie man diesen oder jenen Handgriff schneller und mit geringerem Kraftaufwand erledigt, und setzt sich auch mal schweigend zu den Leuten ans Lagerfeuer. Mir sagt er einmal: «Weisst du, ich habe das alles schon bei der Kollektivierung durch ... und danach. Auf Erträge und all das Zeug, das abgeliefert werden muss, kommt es gar nicht an – mehr als die Hälfte davon verrottet sowieso. Man muss sich nur um die Menschen kümmern, damit sie nicht draufgehen. Aber zeigen darf man's ihnen nicht, sonst reissen sie sich nicht mehr zusammen und denken, der wird's schon richten. Wenn sie darauf vertrauen, von anderen durchgebracht zu werden, geht's mit ihnen bergab ... Es ist schon ein schwieriges Geschäft – den Aufpasser mimen und den Leuten dabei unter die Arme greifen.»

Zu den wenigen, denen das Schicksal der anderen nicht ganz gleichgültig ist, muss man auch die Sägeschleifer rechnen, die zwar

keine Unterführer sind, von denen es aber abhängt, ob die Leute die Norm erfüllen können oder nicht. Sie arbeiten in der *instrumentalka*, der Instrumentenbude, die natürlich (da werden ja gefährliche Waffen aufbewahrt!) ausserhalb des Zaunes steht, unmittelbar am Eingangstor. Das sind qualifizierte Burschen, alle schon seit Jahren, wenn nicht seit Jahrzehnten mit dem Waldeinschlag vertraut. Ihre Arbeitszeit beginnt abends, wenn die Heimkehrer ihr Werkzeug abgeben, und endet morgens, wenn sie die gerichteten Sägen, die geschliffenen oder auch reparierten Beile und Äxte, die Keile usw. an die Leute ausgeteilt haben. Einer dieser *instrumentaltschiki* ist mir besonders in Erinnerung geblieben. Er heisst (mit Nachnamen) Frank, ist ein äusserst schweigsamer Mann, gehört zu den 1930 ausgesiedelten Wolgadeutschen und hat nur ein Auge. Obwohl er immer in seiner Bude hockt, weiss er nicht nur, wie der Baumbestand bei den einzelnen Trupps aussieht (hartes oder weiches Holz, viel oder wenig Geäst, dicke oder dünne Stämme, Unterholz oder nicht), sondern hat zugleich ein fast unfehlbares Gespür für das Wetter. Von diesen Gegebenheiten hängt nämlich ab, welche Sägen auszuwählen sind, wie sie gerichtet und geschliffen sein müssen, usw. Wenn man sich auf Frank, der nie aufdringlich ist, verlässt, ist man gut beraten.

Die übrigen Unterführer sind gewöhnliche Schleimscheisser, die der Obrigkeit, auf Deutsch gesagt, in den Hintern kriechen. Dabei hätten es einige gar nicht nötig, ein gewisser Miller zum Beispiel, Ex-Dozent an einem Forstwirtschaftlichen Institut (also hier ein gefragter Fachmann), der am Schwarzen Flüsschen – als *prijomtschik* – die Arbeit der Holzfäller abnimmt. Ein asthmatischer Kerl mit piepsender Stimme, der zusammengekrümmt, hustend und spuckend durch die Taiga hetzt und den Schlichen und Tricks der Waldarbeiter nachspürt, um ihnen ja nicht mehr anschreiben zu müssen, als sie tatsäch-

lich geschafft haben. Wenn er mit uns, feindselig die Augen zusammenkniefend, spricht, spielt er nervös mit den drei Sachen, die er in zwei Händen halten muss, das Hämmerchen, mit dem er die abgenommenen Stämme markiert, das Holztäfelchen, auf dem diese Stämme «punktiert» werden, und der Kopierstift (hier ein unbezahlbarer Wertgegenstand!).

Holztäfelchen werden, weil es ja kein Papier gibt, überall verwendet – beim Zählen der Leute, bei der Essensausgabe, bei der Anlieferung von Produkten usw. Das Holztäfelchen des «Abnehmers» wird mit dem Stift in Quadrate aufgeteilt – oben stehen die Durchmesser der Stämme (immer am dünneren Ende gemessen – allerdings «misst» ein geübter Abnehmer mehr), links die Nummern oder Namen der betreffenden Leute. Bei der Abnahme setzt der *prijomtschik* für einen Baum einen Punkt in die Ecke des Quadrats, bei zwei Bäumen einen zweiten Punkt in die nächste Ecke usw. (daher das Wort «punktieren»). Da jedes volle Quadrat zehn Bäume enthält, ist zum Schluss mit einem Blick ablesbar, wie viel die einzelnen Trupps gefällt haben. Die Zahlen brauchen nur mit dem (aus Tabellen zu entnehmenden) Holzvolumen multipliziert und dann an den Normierer weitergegeben werden, der die Normerfüllung errechnet.

Diejenigen Unterführer, die noch nie etwas mit Waldarbeiten zu tun hatten, kriechen umso mehr vor der Obrigkeit. Man kann drei Typen unterscheiden: solche, die sich plötzlich als Forstspezialisten aufspielen, andere, die ihre politische Zuverlässigkeit zu beweisen suchen, und schliesslich solche, die ununterbrochen devot um den jeweiligen *natschalnik* herumscharwenzeln. Zum ersten Typ gehört der nicht direkt boshafte Zugführer Wirtz, der seinen Status mit Hilfe endloser Quasseleien über die Qualität des Holzes, über dessen Abtransport, Lagerung usw. zu behaupten versucht.

Gefährlicher sind Leute des zweiten Typs, die ständig auf ihre

(ehemalige) Parteimitgliedschaft pochen, die NKWD-Chefs von links zu überholen suchen und es auf diese Weise gelegentlich fertigbringen, in der «Kultur- und Erziehungsabteilung» (KWTsch*) unterzuschlüpfen. Diese Abteilungen sind Relikte der frühen zwanziger Jahre, als die «Umerziehung» der Straffälligen noch ernst genommen wurde. Damals war man im Knast um «Kultur» bemüht, brachte Wandzeitungen heraus und hielt die Häftlinge dazu an, in Laienspielgruppen aufzutreten. Davon kann bei uns keine Rede mehr sein. Die KWTsch-Leute sprechen nur noch von Arbeitselan und Planerfüllung, drechseln beim Morgenappell vaterländische Sprüche und gehen den Leuten abends – wenn mal wieder eine Zeitung aufgetaucht ist – auf die Nerven, indem sie sie zwingen, das Vorlesen von *Prawda*-Artikeln über sich ergehen zu lassen. Vor allem profilieren sie sich, indem sie hinter jeder Krankmeldung, hinter jeder Äusserung über zu hohe Normen, über ungenügende Arbeitskleidung oder schlechtes Essen «feindliche Umtriebe» wittern. Ein Mann dieses Typs war ein ehemaliger Betriebsparteisekretär aus Baku, der Baumgärtel hiess und Zickenbart genannt wurde. Er schwirrte von einem warmen Posten auf einen noch wärmeren, verhökerte die vorgelesenen Zeitungen stückweise als Zigarettenpapier und brachte es fertig, den Chef des Lagpunktes mit Wendungen wie «In meinem Betrieb haben wir in einer solchen Situation ...» zu belehren. Ein anderer Vertreter dieser Spezies war ein gewisser Pfeiffer, der sich hinter einer Dauerkrankheit verbarg, deshalb meistens von der Arbeit befreit war und ständig heikle Witze und verfängliche Schnurren erzählte, um den Leuten etwas Heikles zu entlocken. Er verpiffte zum Beispiel vier Brüder (Gebrüder Japs), die wegen «konterrevolutionärer Propaganda» (Artikel 58-10 des Strafgesetzbuches) im Schnellverfahren zu zehn Jahren Freiheitsentzug verurteilt wurden.

Den dritten Typ verkörpert in geradezu idealer Weise der schon erwähnte Gleckler. Nach oben dienend und nach unten tretend, erschleicht er sich in der Folgezeit (ebenfalls auf der Bolschaja Kossolmanka) einen Posten, den es offiziell gar nicht gibt: Er avanciert zum stellvertretenden Lagpunkt-Chef.

Nicht zu den Unterführern, aber zu den Privilegierten gehören Leute, von denen jedermann weiss, dass sie Zuträger der Opertschek-Abteilung sind: *stukatschi*. Einer davon, Gisé, ist Lagerfriseur und brilliert unablässig mit zweideutig-provokanten Tiraden. Ein anderer heisst Tal und ist Uhrmacher. Da es wenig Uhren gibt (in der Vorkriegs-Sowjetunion hatte eine Uhr Seltenheitswert, der Überfluss setzte erst nach 1945 ein, als viele Raketen- und Katjuschabetriebe auf die Uhrenproduktion umgestellt wurden), repariert er allerlei Gerät für die Obrigkeit und erreicht schliesslich, dass ihm eine Bude ausserhalb der Zone zugewiesen wird. Diese Bude verwandelt sich allabendlich in eine Art Diskutierstube für Freigänger. Das findet jedoch ein plötzliches Ende, als zwei von ihnen vom NKWD verhaftet werden – Tal hatte sie verraten.

Da ich einmal beim Thema «Unterführer» bin, will ich an dieser Stelle eine Episode berichten, die sich erst später, im Juni 1942, auf der Bolschaja Kossolmanka abspielt und deren Hintergründe ich erst 1944/45 erfahre. Die Geschichte sagt viel über die Schizophrenie der sowjetischen Wirklichkeit jener Jahre.

Der Betroffene ist ebenfalls deutschstämmig, heisst Theodor Darlinger, nennt sich aber Fjodor Fjodorowitsch. Niemand weiss, wie er es zum Chef des KWTsch-Punktes geschafft hat und warum die Obrigkeit ihn fast als einen der Ihrigen akzeptiert. Wie sich später herausstellt, ist Darlinger «Deputierter des Obersten Sowjets», ordnungsgemäss in der Autonomen Republik der Wolgadeutschen gewählt.

Einstweilen hält er es jedoch für klüger, sich ausschliesslich den NKWD-Leuten gegenüber zu erklären, weil sonst publik werden könnte, dass er in Engels, der Hauptstadt dieser Republik, Staatsanwalt war und so manchen seiner lieben Mitmenschen hinter Gitter gebracht hat.

Eines Tages wird getuschelt, Fjodor Fjodorowitsch sei nach Moskau bestellt worden, und tatsächlich landet im Postfach des Lagers Nr. 239 eine über Umwege eingetroffene Einladung zur 9. Tagung des höchsten Sowjetgremiums.

Der Zensor auf der Bolschaja Kossolmanka schickt die Einladung an den Chef der Politabteilung nach Soswa. Der *politnik* begreift sofort, dass die Angelegenheit kompliziert ist: Lässt man den Mann fahren, verstösst man gegen den von Kalinin unterschriebenen Ukas, der den Aufenthalt von Personen deutscher Nationalität westlich des Ural kategorisch verbietet; untersagte man die Reise, widersetzt man sich einer ausdrücklichen Aufforderung desselben Mannes. Er schickt das Papier weiter an den Lagerchef Wasin, der zunächst cholerisch reagiert: «Was? Einen Fritzen nach Moskau lassen?» Dann lässt er telefonisch beim Chef der Hauptverwaltung anfragen, doch der Genosse General antwortet vorsichtshalber nicht.

Da die Zeit drängt, beruft Wasin einen Krisenstab aus vier Obersten ein, der mehrere Tage beratschlagt. Schliesslich wartet der *Politnik* mit einer salomonischen Lösung auf: Man könne doch diesen Mann *in Begleitung zweier Wachsoldaten* nach Moskau schicken.

Nun kann man den Mann aber kaum in Sträflingskleidung nach Moskau schicken. Also wird der Abgeordnete mit einer lagereigenen U-2 (ein leinwandbezogener Doppeldecker, in den sich hinter den Piloten noch ein Passagier hineinklemmen kann) nach Soswa gebracht, wo er sich etwas Passendes in der Kleiderkammer aussucht. Dadurch verpasst er aber den Zug und kann erst am nächsten Tag fahren.

Als Darlinger zusammen mit seinen Bewachern in Swerdlowsk eintrifft, herrscht vor den Fahrkartenschaltern Gedränge. Manche warten schon vier oder fünf Tage auf ein Billett. Jedoch gibt es eine Vorzugskasse für Passagiere mit Sonderausweisen, Helden der Sowjetunion und Regierungsmitglieder. Da Darlinger, wenn er mit dem Zug fahren würde, zur Tagung des Obersten Sowjets zu spät käme, wird ihm ungefragt ein Flugticket für die Vier-Uhr-Maschine aus Nowosibirsk gebucht, wo noch einer der beiden «Kurierplätze» frei ist. Die Soldaten wissen nicht, was sie tun sollen. Einer sucht den NKWD-Bevollmächtigten auf dem Flughafen, kann ihn aber nicht finden. Schliesslich wird vereinbart, dass man sich nach Abschluss der Sitzung des Sowjets am Lenin-Mausoleum trifft.

In Moskau angekommen, eilt Darlinger zum Kreml. Am Troizki-Tor, durch das Fussgänger eingelassen werden, kommen ihm scharenweise Menschen entgegen. Aus ihren Gesprächen entnimmt er, dass es Abgeordnete des Obersten Sowjets sind, die ihre Pflicht erfüllt haben und schon auf dem Heimweg sind. Die Sitzung hat nämlich nur zwei Stunden gedauert. Auf der Tagesordnung hatte nur ein einziger Punkt gestanden: die Ratifizierung des britisch-sowjetischen Bündnisvertrages. Als seine beiden Bewacher nach vielen Schwierigkeiten in Moskau eintreffen, befindet Darlinger sich längst wieder auf dem Rückweg...

Das Ende der Geschichte: Drei Wochen später trifft auf der Bolschaja Kossolmanka eine Einladung des Vorsitzenden des Swerdlowsker Gebietsexekutivkomitees für den Genossen Abgeordneten ein. Endlich, glaubt er, hat man das ihm angetane Unrecht erkannt. Überzeugt davon, nie mehr ins Lager zurückkehren zu müssen, gibt er sogar seine Holzpantoffeln weg (genauer: er tauscht sie gegen eine Handvoll *machorká*). Dieses Mal darf Fjodor Fjodorowitsch ohne Bewachung fahren.

An einem strahlenden Julitag erscheint er im Vorzimmer des Gebietschefs. Die Sekretärin überfliegt seine Einladung und fragt: «Sie sind Mitglied des Obersten Sowjets?»

«Jawohl.»

«Besitzen Sie auch einen Abgeordnetenausweis?»

«Aber natürlich.»

«Dürfte ich ihn mal sehen?»

«Gewiss doch. Bitte sehr.»

Die Vorzimmerdame nimmt den Ausweis, schaut dem Mann, das Lichtbild auf dem Dokument vergleichend, ins Gesicht, öffnet das Schreibtischfach und wirft das Papier hinein. «Das war's, Sie können gehen.»

HUNGER

Doch zurück zum «Schwarzen Flüsschen». Die Erinnerungen an die folgenden zwei Monate, die ich dort verbringe, sind seltsamerweise ziemlich verblasst. Mein Gedächtnis hat nur unzusammenhängende, gleichsam aus einem Nebel heraustretende Bruchstücke aufbewahrt. Die Ursache dafür ist der Hunger.

Es ist unmöglich, meinen damaligen Zustand zu beschreiben – ich kann ihn auch heute keiner Kategorie der Wahrnehmung, der Empfindung, des Erlebens zuordnen. Ich bin einfach leer, bewege mich schemenhaft, habe das Gefühl, mich in einer unwirklichen Welt zu befinden. Das Bedürfnis, etwas Essbares zu sich zu nehmen, hat sich gewandelt. Es ist ein ganz anderes als im Viehwagen auf der Herfahrt. Dort und auch an den ersten Tagen nach der Ankunft schien es mir, als ob sich mein Magen krümme, ich ihn ausspucken müsse, wenn nichts hineinkäme. Ich wollte etwas im Mund spüren, etwas kauen, schlucken und träumte von irgendwelchen Speisen. Das ist jetzt vorbei.

Gewiss bin ich auch nach wie vor auf Brot fixiert – meine Zeitrechnung beschränkt sich auf das Zählen der Stunden bis zur nächsten morgendlichen Brotausgabe (mittags sage ich mir: noch 18 Stunden, abends: noch acht Stunden). Aber die Lust am Essen ist geschwunden. Ich träume nicht mehr davon, mich irgendwann einmal satt essen zu können, verschwende keine Gedanken mehr an solche Illusionen. Überhaupt spüre ich, dass meine Denkprozesse gestört sind. Vor meinem inneren Auge hat sich eine Wand aufgebaut, die die Dinge zurücktreten lässt und sie in Schatten verwandelt. Das gilt auch für Vorgänge, an denen ich selbst beteiligt bin. Das Gehirn

sträubt sich, Wahrgenommenes zu verarbeiten. Der Anreiz fehlt, das Interesse erlischt.

Im Grunde bin ich, wenn ich so zurückdenke, gespalten. Einerseits funktioniere ich noch, trotte in den Wald, ziehe die Säge hin und her, wickle abends meine Fusslappen ab. Andererseits gehe ich gewissermassen neben mir her und beobachte mich wie einen Fremden. Unbeteiligt sage ich von mir selbst: «Jetzt friert *er*, das tut *ihm* weh, nun muss *er*sich setzen.» Vielleicht ist es mein Glück, dass mein Alter Ego nicht nur solche Feststellungen trifft, sondern auch unklare Erinnerungen an die reale Welt bewahrt – an den Wellenschlag der Meere, an Veronika, an Studierträume. So undeutlich diese Bilder sind, sie richten mich auf. Als beträfe es einen Dritten, murmele ich vor mich hin: «Zusammenbrechen wird *er* nicht, da muss *er* durch, auch das wird ein Ende nehmen.»

Einen solchen Zustand habe ich nie wieder erfahren, auch nicht im Winter 1942/43, als der Hunger schlimmer wütet als in meiner Zeit am «Schwarzen Flüsschen». Woran das liegt, ist mir selbst ein Rätsel. Womöglich habe ich mich, so zynisch das klingt, an den Hunger gewöhnt und gelernt, mit ihm umzugehen. Das mich unsichtbar begleitende andere Ich hat den Überlebenswillen offenbar bis zum Letzten herausgefordert und in mir schlummernde Fähigkeiten mobilisiert, mit deren Hilfe ich jeden Schritt, jede kleinste Handlung auf das einzige Ziel ausrichtete: überleben. Und natürlich hat der Zufall immer eine entscheidende Rolle gespielt.

Wenn ich mich recht entsinne, bringen wir es, nachdem wir uns nun unser Brot mit der Erfüllung der Norm erarbeiten müssen, auf 500 Gramm Brot pro Tag. Das ist nur eine Handvoll, denn das Brot ist nass, glitschig und unansehnlich. Wenn ich es erhalte, beginne ich mit mir selbst zu kämpfen – eine Stimme befiehlt mir, die labbrige

Masse sorgfältig durchzukauen, eine andere treibt mich an, sie gierig hinunterzuschlingen.

Weitere Bruchstücke meiner Erinnerung sind die Kälte und die Dunkelheit auf dem Weg zur Arbeit, das Entfachen der schwelenden Glut an der Brandstätte des Vortages (eine Katastrophe, wenn sie verglimmt ist!), wie wir unsere erstarrten Hände über die endlich aufzüngelnden Flammen strecken. Wir werden bis 35 Grad minus zur Waldarbeit herausgeführt (bei Wind bis 30). Eine oder anderthalb Stunden vor Ende des Arbeitstages bin ich völlig ausgelaugt und schlepe mich zu einem Baumstamm an der Feuerstelle. Mir ist es egal, ob wir die Norm erfüllen oder nicht und ob wir wenigstens 90 Prozent (dies entspricht 500 Gramm Brot) geschafft haben. Ich *kann* die Arme nicht mehr bewegen und *muss* mich niederlassen. In das verschwitzte Hemd kriecht die Kälte, und mir graut vor dem Rückmarsch, wieder im Dunkeln, aber da lockt die Abendsuppe (wenngleich es nur Wasser ist) und die rettende Pritsche.

Jahre später lese ich in «Die Insel Sachalin» von Tschschow, dass die Häftlinge 1893 «das äusserste Mass der Erniedrigung erfahren, Brot aber in ihren Baracken herumlag»¹⁴.

Wir arbeiten in Gruppen zu sechs Mann – vier fällen Bäume, zwei hacken die Äste ab und verbrennen sie. Zum Ästeabhacken bin ich schlecht geeignet, weil ich einen Augenfehler habe und nicht mit einem präzisen Hieb auskomme (ich muss zwei- oder dreimal zuschlagen). Unterschwellig habe ich auch Angst, mich zu verletzen. Also werde ich als Holzfäller eingeteilt. Mein Partner, ein ziemlich undurchsichtiger Typ aus Baku, heisst König. Er malträtiert mich ständig, weil ich mich angeblich nicht umsichtig anstelle, die Säge nicht geradehalte oder auf sie drücke, usw. Sein bösesartiges «Intellektuellenfratze» klingt mir noch heute im Ohr. Nach einer Weile schlägt diese Antipathie in offene Feindschaft um. Als König zum zweiten Mal die unter seinem Bündel auf der Pritsche versteckte halbe Brotration ge-

klaut wird, verdächtigt er mich. Mit der Ganovenwelt vertraut, beschmiert er einmal die Kanten mit Kopierstift und verlangt von mir, als wir abends in die Baracke zurückkommen, kräftig auf ein Stück Papier zu beißen. Er will mich vor versammelter Mannschaft als Dieb entlarven (wird bei den Kriminellen ein Dieb auf diese Weise gestellt, wickelt man ihn in eine Decke und prügelt ihn halb- und manchmal auch ganz tot). Ich empfinde diese Prozedur als den Gipfel der Erniedrigung, muss mich ihr aber unterziehen. Das zerkaute Papier weist keine violetten Spuren auf, doch verzeihe ich König diese Entwürdigung nie. Und er grollt mir seltsamerweise, weil ich seinen Verdacht *nicht* bestätigt habe. Nach diesem Zwischenfall tauschen wir die Partner – sonst hätte unsere Brigade nicht einmal 90 Prozent der Norm erfüllt. Beim Essen aber hört die Gemütlichkeit auf.

Einer der Ästeverbrenner ist ein Student namens Geck, der wie ein Pony herumhüpft und dabei ununterbrochen flucht oder uns vorrechnet, wie man mit welchen Koeffizienten die Normerfüllung aufbessern kann. Brauchbar sind aber seine Anregungen nicht. An die übrigen drei Leute unseres Teams erinnere ich mich nicht.

Die Sechsergruppen der Ex-Kulaken bestehen zumeist aus Verwandten. Da sind vier Brüder Kirsch, die noch zwei Neffen oder Onkel zu sich genommen haben, vier Brüder Japs, drei oder vier Brüder Brauer. Ihnen geht die Arbeit leichter von der Hand als uns Städtern. Sie sind körperliche Anstrengung gewohnt. Wenn man sie, was manchmal möglich ist, zwischen den Bäumen hindurchsieht, kann man den Eindruck haben, sie seien «normale» Forstarbeiter. Bei ihnen wird gehänselt und gelacht, zuweilen sogar gekocht. Das unterscheidet ihre und unsere Welt. Noch immer verfügen sie über Provi-

ant Vorräte. Da sie die Norm erfüllen, erhalten sie zudem 600 Gramm Brot. Unter hiesigen Bedingungen sind 100 Gramm Brot mehr fast eine Lebensversicherung.

Die Bäume, die wir fällen, bleiben, wenn sie abgeästet sind, liegen – sofern es sich um Nutzholz handelt. Brennholz zersägen und stapeln wir selbst. Mit einem Abstand von zwei, drei Tagen folgt uns, den Fällern, die aus acht oder zehn Einspannern bestehende Brigade der *trelljowstschild* (das russische Wort *trellawat* geht wahrscheinlich auf das englische *to trail*, also schleppen, zurück). Die *trelljowstschiki* schleifen die Stämme mit ihren Pferden zu zentralen Punkten (Tabor oder Nest genannt), wo sie vorbearbeitet, das heisst zurechtgehauen, oder aber für den Abtransport bereitgestellt werden.

Mit den Leuten vom Abtransport kommen wir nicht in Berührung. Dafür hören wir fast täglich, wie die *trelljowstschiki* einige hundert Meter von uns entfernt ihr Soll erfüllen. Ihre Arbeit besteht zu 50 Prozent darin, die Pferde anzubrüllen, und zu 25 Prozent darin, die armen Viecher zu schlagen. Am Geschirr der Gäule sind Ketten angebracht, an denen, um die Stämme geschlungen, die sechs oder acht Meter langen Stämme durch das Gelände gezerrt werden. Der Taigaboden ist jedoch voller Kuhlen und Schneelöcher, überall liegen verfaulte oder vom Sturm zersplitterte Bäume herum, aus dem Sumpf gehebelte mannshohe Wurzelgeflechte und den Weg versperrende Büsche, Sträucher, Baumkronen. Kein Wunder, dass die Schlepptiere stehen bleiben, kaum dass sie zwei, drei Schritte gemacht haben, weil sich der von ihnen geschleifte Stamm irgendwo verhakt oder verankert. Doch wird dem geschundenen Tier (von dessen Leistung ja die Normerfüllung des Treibers abhängt) kein Verschnaufen gegönnt. Es wird, sobald es erstarrt, mit blutrünstig-obszönen Flüchen überhäuft (alle *trelljowstschiki* sind heiser) und erbarmungslos geprügelt. Die

Pferdeführer lassen ihre ganze Wut an den unschuldigen Geschöpfen aus, denen sie die Hälfte ihres schmal bemessenen Hafers wegfressen, sodass sie stark genug sind, um mit schweren Knüppeln auf die hilflosen Vierbeiner einzudreschen. Ich hasse die *trelljowstschiki* und könnte über die geprügelten Pferde heulen. Sie sind vielleicht die meistgeschundenen Kreaturen auf dieser Welt – viel schlimmer als die eingekerkerten Menschen, die ja sprechen, fluchen und vor allem hoffen können, irgendwann einmal aus der Taiga hinauszukommen. Ein paarmal sehe ich das Martyrium dieser Geschöpfe aus nächster Nähe. Mir scheint, dass sie – wie ich – keinen Schmerz mehr empfinden, sie ziehen ihre Last nicht, weil sie den Schlägen entgehen wollen, sondern einfach, weil es in dieser verteufelten Welt weitergehen muss. Nur in ihre Augen darf man nicht blicken.

Eines Abends, als ich wieder mal die Qual eines dieser gepeinigten Tiere mit angesehen habe, krame ich in meinem Bündel und finde die letzte noch aus Moskau stammende Postkarte, mit aufgedruckter Briefmarke sogar (unsere Briefe brauchen – als «Feldpost» – neuerdings keine Briefmarken mehr). Ich schreibe an Veronika: Liebe Grüsse, mir geht es den Umständen entsprechend gut – und füge einen Satz über die Schleppgäule an, denen es ganz anders ergehe als den munteren kasachischen Steppenpferden.

Nach vier oder fünf Wochen bekomme ich Antwort. Es ist für lange Zeit die letzte Nachricht von Veronika. Sie schreibt mir, dass sie wieder unter der Krankheit leidet, von der sie vor meiner Abreise befallen war. Das ist mir unverständlich. Ich versuche mich zu erinnern, woran sie litt, kann mich aber nicht entsinnen. Sie hatte höchstens mal einen kleinen Husten oder Schnupfen. Doch lohnt es sich, das in einem sehnsüchtig erwarteten Brief zu erwähnen? Erst vier-einhalb Jahre später werde ich erfahren, was mit der «Krankheit» gemeint war.

Zu den ungeschriebenen Gesetzen des Lagers gehört, dass die Inhaftierten oder eben wir, die Arbeitsarmisten, ständig von einem Lagpunkt auf einen anderen verfrachtet und auf diese Weise ständig durcheinandergemischt werden. Damit verhindert die Leitung, dass sich die Sträflinge näher kennenlernen, Freundschaften schliessen oder gar Fluchtpläne aushecken. Aus dem gleichen Grund wird auch der Austausch von Botschaften zwischen den Insassen verschiedener Lagpunkte unterbunden. Aus unserer Zone kann man zwar (zumindest theoretisch) einen Brief nach Wladiwostok senden, doch wäre es – selbst wenn wir Schreibpapier auftreiben könnten – nicht möglich, dem Bruder oder Vater, der vielleicht 20 Kilometer entfernt auf einem anderen Lagpunkt sitzt, eine Nachricht zukommen zu lassen. Die mobilisierten Deutschen erfahren – wenn überhaupt – nur aus Briefen ihrer Angehörigen in Kasachstan, wo sich ihre Verwandten befinden und wie die Bedingungen dort sind. Dabei gedeihen natürlich Gerüchte über Vorkommnisse in anderen Lagereinheiten.

Das *Durcheinandermischen* ist auch deshalb für die Lageradministration von Vorteil, weil sich so leichter Zuträger in die Brigaden beziehungsweise in die Baracken einschleusen lassen. Es fällt nicht auf, wenn hier ein denunzierter Häftling verschwindet oder dort ein neuer Denunziant auftaucht.

Im Grunde gilt das gleiche (allerdings etwas abgemilderte) Verfahren auch für die NKWD-Offiziere, die von einem Lagpunkt zum nächsten versetzt werden. Das hat übrigens verheerende Folgen für

die Bereitstellung des Nutzholzes und folglich für die Planerfüllung des gesamten Lagers. Beispielsweise gibt der erste Chef des neu eröffneten Lagpunktes Borowljanka die Order aus, nur die ertragreichsten Bäume zu fällen, sodass die Norm des Lagpunktes übererfüllt wird. Zur Ausbeutung eines Jagens werden jedes Mal Gleise für die Schmalspurbahn beziehungsweise für handgeschobene Loren verlegt und nach Beendigung der Arbeiten wieder abgerissen (um im nächsten Jagen verlegt zu werden). Es wäre also viel ökonomischer, die einmal gelegten Gleise dazu zu nutzen, einen Jagen vollständig abzuholzen. So aber muss der nächste Chef die Gleise zur weiteren Abholzung eines Jagens wieder neu verlegen lassen. Aber auch dieser Chef holt nur die besten der verbliebenen Bäume ab. Schliesslich wird der dritte Chef an die Borowljanka beordert. Der muss wiederum Nebestrecken und Abzweige an genau denselben Stellen errichten, wo sie schon einmal gelegen hatten, um die übrig gebliebenen dünnen, schiefen und verwachsenen Bäume abholzen zu lassen, die aber bei Weitem nicht das Plansoll erbringen.

In den Forstlagern erfolgt der Abzug und die Verlegung der Waldarbeiter an einen anderen Ort aber auch saisonbedingt, weil der sommerliche Holzeinschlag in den versumpften Gebieten nicht möglich ist. Davon wissen wir, die wir uns am «Schwarzen Flüsschen» irgendwie durchzuhungern versuchen, allerdings nichts. Wir sehnen nur das Ende des Winters herbei. Vage Hoffnungen wecken die ersten Frühlingsboten, die die Sonne in den letzten Februartagen auf den nach Süden gekehrten Barackendächern hinzaubert. Diese Boten sind klobige Eiszapfen, die desto unwirklicher anmuten, weil man, bei klirrendem Morgen- und Abendfrost auf dem Appellplatz stehend, nicht mitbekommt, wie es tagsüber taut und tröpfelt.

Der März bringt spürbar längere Tage, aber das Thermometer

bleibt hartnäckig im Minusbereich. Manchmal zeigt es beim Morgenappell noch immer 20 oder 25 Grad unter null. Anfang April kommt schon in den Mittagsstunden Tauwetter auf. Über Nacht bedecken sich die kahlen Weidenbüsche an unserem Weg mit flauschig schimmernden Kätzchen – ein Daseinshauch in der leblosen Ödnis. Das nun vom Schnee befreite Geäst der Bäume wirkt allerdings – schwarz knorplig – noch trostloser als im Winter. Mit der sich langsam ankündigenden Wärme bilden sich nun endlich Knospen an den strauchhohen Linden am Wege. Ich reisse mir ab und zu eine Knospe ab und stecke sie in den Mund, das stillt den Hunger, jedenfalls bilde ich mir das ein. Der Lindensaft, so erzählt man, soll sogar vitaminreich sein.

Mit der allmählich höher steigenden Sonne verbessern sich jedoch unsere Lebens- und Arbeitsbedingungen nicht. Während sich in der Zone die Freiflächen in graubraunen Schlamm verwandeln, liegt im Walde noch kniehoch Schnee. Darunter rieselt eiskalt das Schmelzwasser. Bald brechen wir bei jedem Schritt ein – nass und schwer hängt das Schuhwerk an den Füßen.

Unweit des Lagpunktes hat sich zu allem Unglück auch noch ein Bach gebildet, den wir auf unserem täglichen Marsch durchqueren müssen. Schon vor Arbeitsbeginn völlig durchnässt, zerfallen meine geflickten Filzstiefel nach wenigen Tagen. Für alles ist jedoch gesorgt – ich bekomme Trampler aus alten Autoreifen und kann froh sein, einigermaßen intakte Fusslappen zu haben. Oft werden auch Fusslappen in der Nacht geklaut, während sie trocknen sollen.

Zwei Wochen später ist der Schnee im Wald zerronnen, doch auf dem Trampelpfad, über den wir uns im Gänsemarsch durch die Taiga schieben, halten sich beharrlich festgetretene Reste der nur langsam schmelzenden Eisschicht. Rutscht man von den glitschigen Buckeln ab, bleibt man bis zum Knie im aufgeweichten Erdreich stecken. Im

Grunde ist es egal – die Füße sind ohnehin nass, und beim Sägen steht man den ganzen Tag im eiskalten Wasser.

Ende April wird uns ein neuer Jagen zugewiesen, weil sich das alte Waldstück in Sumpf verwandelt. Das Feuer schleppen wir aus der Zone an einem verrotteten Strick mit, dessen Ende glimmt und deshalb nicht in eine Pfütze fallen darf. An der neuen Stelle ist die Norm nicht zu schaffen, die Bäume dort sind dünn, schief und mickrig. Trotz Schummelei bringen wir es gerade mal auf 75 Prozent der Norm – nach drei Tagen drohen uns 400 Gramm Brot. Aber Gott – oder der Zufall? – ist uns gnädig. Plötzlich heisst es für unsere Kompanie: «Abmarsch! Die Leute werden verlegt.»

Auf der Bolschaja Kossolmanka, wohin wir dirigiert werden, lassen sich die Dinge zunächst hoffnungsvoll für mich an. Am wichtigsten empfand ich natürlich, dass ich der 400-Gramm-Keule entgangen bin. Ein bisschen kenne ich mich nun schon im Lageralltag aus. Zudem beflügelt mich, so seltsam das anmutet, das Datum – es ist, wie ich ausgerechnet habe, der 30. April, sodass ich gewissermassen in den 1. Mai hineinmarschiere. Ich erinnere mich an die Berliner Demonstrationen, die unvergessenen Kampflieder klingen mir in den Ohren. Obendrein wird uns an diesem 1. Mai erstmalig ein «Flicktag» gewährt. Nicht etwa wegen des revolutionären Feiertages, sondern weil ein verheerender Schneesturm wütet und der Chef der Wachmannschaft sich weigert, *seine* Leute hinauszuführen. Überdies gelingt es mir, über die Verpflegungsnorm hinaus etwas Essbares zu erhaschen. Und schliesslich werde ich – leider nur für zwei Tage – zur Büroarbeit eingeteilt und lande dann – leider auch nur vorübergehend – in einer Brigade, in der die Arbeit nicht ganz so schwer und das Plansoll einigermassen erfüllbar ist. Das bedeutet 600 Gramm Brot und somit Verbesserung der Überlebenschancen.

Chef auf der Bolschaja Kossolmanka ist Leutnant Bestushew, ein äusserst widerlicher Kerl. Seine hervorstechendste Eigenschaft ist, die «deutschen Drückeberger» noch mehr zu hassen als die Sträflinge. Symptomatisch ist, dass er vor unserer Ankunft dem Normierer des Punktes, einem Wolgadeutschen, drei Tage Karzer verpasst hat, weil dieser Unglücksrabe einen Barackenwart in der Arbeitsabrechnung als Heizer und Reinigungskraft bezeichnet hat. «Kann denn von euch Sauhunden keiner richtig schreiben?!», brüllt er beim Antrittsappell. Da ich eine Chance erblicke, melde ich mich. Er lässt mich vortreten, fixiert mich und fragt: «Kannst du auch rechnen?» Da ich das ebenfalls bejahe, werde ich sogleich zum neuen Normierer befördert.

Zur Berechnung der Normen komme ich jedoch nicht. Am Vormittag des 2. Mai studiere ich im Büro die Normative und Koeffizienten (dabei fühle ich mich wie im siebten Himmel) und kann abends auch noch die Arbeitsberichte der Brigaden entgegennehmen. Dann aber erfährt Bestushew, dass ich «Deutschländer» bin, stürmt fluchend in die Schreibstube und jagt mich wie einen rädigen Hund hinaus. In Schutz genommen werde ich seltsamerweise von dem Kulturobmann Darlinger, der wohl hofft, meine Schreib- und Lesekünste für seine Zwecke nutzen zu können. Ohne Bestushew zu informieren, beruft er mich zum «ehrenamtlichen Propagandisten» der Baracke, was indes nur besagt, dass ich alle zwei bis drei Wochen, wenn sich mal eine *Prawda* oder ein *Uralski rabotschi** zu uns verirrt, den Leuten die Leitartikel vorlesen muss. Interessierte Zuhörer gibt es allerdings nur drei oder vier, die übrigen kümmern sich um ihre Fusslappen oder um ihr Teewasser und lassen die vaterländisch-schwülstigen Texte an ihren Ohren vorbeirauschen.

Aber noch bevor ich Propagandist werde, habe ich ein ausserge-

wöhnliches Erlebnis. Als ich an diesem Flicktag gebückt auf meiner Pritsche sitze und unbeholfen an meinen schiefgetretenen Gummitrampeln herumstochere, gesellt sich ein ehemaliger Kulak (Spindler oder so ähnlich) zu mir, erteilt ein paar Ratschläge und nimmt mir dann die Reparatur grosszügig aus der Hand. Er hat sogar eine Ahle dabei, mit der er fachmännisch Löcher in die zähen Pneureste sticht. Die wissen, was man hier braucht, geht es mir durch den Kopf. Nach einer Weile setzt sich auch sein Bruder zu uns und sagt nach kurzem Schweigen: «Du bist doch aus Deutscherland. Was hat denn der Hitler für eine Fahne?» Ich antworte: «Rot mit einem weissen Kreis in der Mitte und darauf ein schwarzes Hakenkreuz.» Nach einem Moment des Überlegens bemerkt der Spindler-Bruder nüchtern: «Rote Fahnen haben wir ja genug, und wenn die kommen, können wir einen weissen Fleck draufnähen, aus einem Laken oder so, und schwarze Farbe wird sich auch finden.»

In meinem Kopf blitzt der Gedanke auf, dass die Verdächtigungen gegen die Wolgadeutschen vielleicht doch berechtigt waren? Dann aber sage ich mir, dass die Frage nach der Fahne keine profaschistische Äusserung ist, sondern nur Ausdruck der Anpassungsbereitschaft, die die Machthaber den Ehemaligen mit brutalen Methoden anerzogen haben.

Zugleich frage ich mich, ob die Bemerkung des Spindler-Bruders nicht eine Provokation ist. Sind die beiden etwa damit beauftragt, mich auszufragen? Allerdings würde man zwei unbedarften Alphabeten kaum einen solchen Auftrag geben. Trotzdem stecke ich in einer kniffligen Situation. Ich kann die beiden unmöglich denunzieren, andererseits muss ich zu der Äusserung Stellung nehmen. So sage ich möglichst ruhig: «*Die* kommen nicht bis hierher. Hitler verliert den Krieg.» Mein Helfer legt die Gummitrampier beiseite und meint nachdenklich: «Hm, das sagt die Obrigkeit auch. Aber vielleicht kommt's anders.»

Nach meinem Rausschmiss aus der Schreibstube werde ich einer Brigade auf dem Holzlagerplatz neben der Zone zugeteilt. So entfällt immerhin der beschwerliche Weg zur Arbeitsstelle. Ein weiterer Gewinn ist, dass wir bei miesem Wetter hin und wieder für ein paar Augenblicke in die zwischen den Stapeln versteckte Bretterbude schlüpfen können.

Wir entladen die kanadischen Schlitten, die die Traktoren (Qetz ohne Schnee) über den Sumpfboden aus dem Wald heranziehen, sortieren die Stämme und karren sie, um die schleunige Verladung vorzubereiten, auf lorenähnlichen Gestellen zum Bahndamm. Selbstredend sind wir die Ersten, die zum Beladen der Waggons verdonnert werden, wenn ein Zug ankommt. Diese gottverdammte Schinderei erwischt uns natürlich immer unter den ungünstigsten Bedingungen – bei Wolkenbruch oder wenn man völlig erschöpft ist und sich auf die Kantine freut.

Die Loren mit den Stämmen schieben wir dann zu viert an die Eisenbahngleise heran. Wenn nur einer nicht richtig mitzieht, bleibt die Lore stecken. Ich beisse die Zähne zusammen und bemühe mich, nicht hinter den anderen zurückzustehen.

Da wir die Gleise für die Loren selbst verlegen müssen, die Entfernungen aber oft nicht so genau messbar sind, klappt es in der Regel mit der Normerfüllung. Anteil daran hat der Brigadier, ein gewisser Artur Gordé, der sich als Pfiffikus erweist, mit allen erdenklichen Koeffizienten jongliert und beim Sortieren auch mal einen versteckten Ast im Stapel astloser Rundhölzer durchgehen lässt.

Manchmal, wenn der Traktor einen Motorschaden hat oder ein schlecht beladener kanadischer Schlitten auseinanderbricht, können wir eine Ruhepause einlegen. Bei schönem Wetter setzen sich die Leute dann an die Sonne und erzählen, was sie bei ihren Frauen und

Müttern zu essen bekommen haben. Ich beteilige mich nie an solchen Gesprächen, schalte stattdessen ab, lege mich oben auf einen von den Strahlen angewärmten Stapel und schaue den Wolken nach.

Einen richtigen Frühling gibt es in diesen Breiten nicht. Schlagartig folgt auf den Winter der Sommer. Wie auf ein Zauberwort hüllen sich die gestern noch kahlen Birken und Espen in Laub, und auf den rötlichen Zweigen der Lärchen spriesst plötzlich zartgrüner Flaum. Nur die Triebe an Tannen und Kiefern gönnen sich etwas mehr Zeit. Allerdings vermisst man das Gezwitscher der Vögel. Obwohl die Tage hier im Norden immer länger (bald schon unerträglich lang) werden, scheint es das gefiederte Volk hier nicht zu geben.

Unweit des Holzplatzes befindet sich ein kleines umzäuntes Geviert, die ehemalige Frauenzone. Jetzt sind dort ein paar rund um die Uhr beschäftigte Sträflinge untergebracht – Heizer und Monteure des Mini-Kraftwerks, Lageristen, Frachtbegleiter, die hier «Expeditoren» genannt wurden. Sie sind Freigänger und haben schon etliche Haftjahre hinter sich. Mitunter wechseln wir mit ihnen ein paar Sätze, von echter Gesprächsbereitschaft kann allerdings bei ihnen keine Rede sein. Sie sind zumeist «Politische» und entsprechend misstrauisch. Immerhin lernen wir dort einige Vokabeln des Lagerjargons. Eine Durchsuchung der Baracken oder auch der Häftlingstaschen heisst zum Beispiel *schmon*, Selbstverstümmelung *mastyrka*, jede Art obrigkeitsschädigender Betrug *tufta**. Die Kriminellen (*blatnyé*), die sich auf Gedeih und Verderb dem Gesetz (*sakon*) der Unterwelt verschrieben haben, sind *urkatschi* (oder *urki*), die aus dem Verbrechermilieu Ausgeschiedenen hingegen *suki* (Hündinnen). Vermuten die Ganoven, dass jemand sie beim Ausbrechen aus ihrem Kreise verraten hat, so stimmen sie demokratisch darüber ab, ob der Ausbrecher den Tod verdient hat oder nicht – andere Strafen gibt es in diesem

Milieu nicht. Vollzogen wird das unanfechtbare Urteil durch barbarisches «Setzen»: Der Verurteilte wird von seinen Ex-Kumpanen so lange hochgehoben und immer wieder mit dem Steiss auf den Fussboden gerammt, bis sein Rückgrat bricht und er elendiglich verendet.

Gelegenheits- und Kleinstverbrecher werden von den Kriminellen *mushild* (Bauern) genannt. Ausserdem erfahren wir von den alten Sträflingen noch mehr über den berüchtigten Artikel 58 des Strafgesetzbuches der RSFSR* (Artikel 56 der Ukrainischen SSR), nach dem alle «Politischen» verurteilt sind. Neben den 14 Unterpunkten (darunter der am häufigsten angewandte Punkt 58-10: «konterrevolutionäre Propaganda») gibt es nämlich noch Buchstabenkombinationen, nach denen angebliche politische Delikte oder Delinquenten unterschieden werden, beispielsweise SWE* (*sozialno-wrednyi element*, «sozial schädliches Element») oder, weit schlimmer, SOE* (*sozialno-opasnyi element*, «sozial gefährliches Element»), KRA* («konterrevolutionäre Agitation»), A SA* («antisowjetische Agitation») und KRTD* («konterrevolutionäre terroristische Tätigkeit»). Am schwersten haben es die, denen KRTTD* («konterrevolutionäre trotzkistisch-terroristische Tätigkeit») angelastet wird. Davon gibt es indes nur wenige, sie werden meist gleich nach dem Prozess (oder auch ohne Prozess) erschossen.

Besonders grotesk ist, dass manchen Verurteilten nicht einmal ein Verbrechen unterstellt wird, zum Beispiel denen, die das Kürzel PSch* («Spionageverdacht») trifft. Unter diese Rubrik fallen Leute, die im Ausland waren, denen aber keinerlei Vergehen nachgewiesen werden kann (könnte man das, hätte man ihnen eine schwerer wiegende Buchstabenkombination aufgebrummt). Geradezu lächerlich erscheint daneben die Kombination TschSIR* («Familienmitglied ei-

nes Vaterlandsverrätters»), die, genau genommen, schon in der Formulierung die Unschuld des Beschuldigten festschreibt. Wenn nämlich ein Familienmitglied Kenntnis vom vermeintlichen Verrat seines Verwandten bekäme, träfe auf ihn Artikel 58, Absatz 12 zu, der im Lagerjargon *snal i ne skasal* (wusste, aber schwieg) genannt wird.

Der Einzige, der sich aus unserem Loren-Quartett in diesen sozialistischen Sprachschöpfungen einigermaßen auskennt, ist ein ehemaliger Transportarbeiter aus Baku, der schon im Knast gesessen hat. Er heisst Schatron und kann allein eine mit Holz gepackte Lore vom Fleck bewegen. In seinen Augen zählt nur die Muskelkraft, sodass er uns allesamt als Schwächlinge verachtet. Doch auch sein Überlegenheitsgefühl wird allmählich ausgedünnt, denn Wassersuppe und 600 Gramm Brot lassen mit der Zeit seine Muskeln schrumpfen. Ich begegne ihm, nachdem ich aus der Brigade ausgeschieden bin, mehrmals bei nächtlichen Verladearbeiten und nehme seinen fortschreitenden Verfall wahr. Es dauert nicht lange, bis selbst von diesem Recken nur noch ein mit Haut überzogenes Skelett übrigbleibt.

UM EIN HAAR ZUM VOLKSFEIND GESTEMPELT

Es ist wohl mein Schicksal, nicht von Säge und Beil loszukommen. Kaum dass ich mich ein bisschen an die Arbeit auf dem Stapelplatz gewöhnt habe, werde ich wieder in den Wald geschickt.

Hier in einem Jagen, in dem vor allem Grubenholz geschlagen wird, arbeiten wir nicht mehr in Sechser-Gruppen, sondern zu zweit. Die Holzfäller müssen auch die Äste abschlagen, die nun – im Sommer – wegen der Waldbrandgefahr nicht verbrannt, sondern zu grossen Haufen zusammengetragen werden. Die Vorschrift bestimmt, dass die aufgeschichteten Stapel in der Frostperiode angezündet werden, doch wenn es so weit ist, kümmert sich natürlich keiner mehr darum.

Mein Zugführer ist Trotno, mit dem ich gut auskomme. Mein Partner ist ein etwa fünfundvierzigjähriger Moskauer Ingenieur, Robert Fjodorowitsch Schtrauchman. Sein jüngerer Bruder Viktor (auch Ingenieur), ein mit allen Wassern gewaschener Kerl, wird später mein Chef im Soswaer Projektierungsbüro. Die beiden sind aber so verschieden, dass man sie kaum für Brüder halten kann. Robert ist eine Seele von Mensch, einfühlsam und mit einem Gespür für Kunst und Natur. Wir verstehen uns gut. Auch als Zweiergespann sind wir bald aufeinander eingespielt. Wenn wir einen Baum ansägen, nehmen wir im gleichen Moment die Beile zur Hand und hauen mit sich rhythmisch abwechselnden Schlägen die Fallkerbe heraus. Sobald der Baum fällt, legt einer das Mass an, während der andere die Schnittstelle markiert. Beim Ästeabhacken wuchtet Robert mit dem

Beil, und ich schleife die Äste auf einen Haufen. Wir arbeiten bis zur Erschöpfung, und mit ein bisschen *tufta* schaffen wir die Norm.

Eine wahrhaft scheussliche Plage sind die Mücken. Man kann sich ihrer nicht erwehren, sie umschwärmen einen in dichten Wolken und lassen nichts unversucht. Sie bestürmen Hals, Gesicht und Hände, und wenn man sich hinsetzt, ist das ganze Hosenbein sogleich von einer schwarzen Schicht überdeckt. Zwar hatte man an die Holzfäller Mückenschutzhelme ausgegeben, doch benutzen wir sie nicht, denn man kann in ihnen nicht arbeiten. Beim intensiven Atmen bleibt einem die Luft weg.

Ganz schlimm wird es im August, wenn (Gott sei Dank nur für zwei Wochen) winzige Fliegen, *moschki* genannt, in der Taiga auftauchen. Sie sind kleiner als die Löcher in den Mückennetzen, setzen sich in Nase und Ohren fest, belagern die Lippen und peinigen die ununterbrochen triefenden Augen. Es wird erzählt, dass die Kriminellen einmal einen besonders verhassten Wachsoldaten entwaffnet und halb entkleidet an einen Baum gebunden hätten. Als man ihn nach Stunden auffand, sei er von diesen Biestern völlig zerstothen gewesen und – tot.

Wenn Robert und ich uns eine halbe Stunde vor Feierabend erschöpft ans Feuer setzen, legen wir nasse, also qualmende Scheite in die Flammen und stellen uns mitten in die dichten Rauchwolken hinein. Doch die Mücken geben sich erst geschlagen, wenn auch wir fast ersticken.

Als mein Partner ein Paket von seiner Frau erhält, bringt er ein Stück Speck mit in den Wald und teilt es mit mir. Alle Achtung! Da er auch etwas *maschok* (so heisst richtiger Tabak im Lagerjargon – im Gegensatz zu *machorka*) bekommen hat, rauchen wir zusammen. Geschwächt, wie ich bin, bin ich schon nach zwei, drei Lungenzügen benebelt, mich überkommt ein unbeschreiblich wohliges Gefühl. Ich entfleuche dieser Welt.



Am Tag der Ausreise aus Deutschland, August 1933.
Von links nach rechts: Walter Ruge, Vater Erwin Ruge, Wolfgang Ruge



Jung-Spartakusbund, Gruppe Steglitz, 1925. Sitzend, Vierter von rechts (mit Pioniertuch) Wolfgang Ruge; stehend, Dritter von rechts (mit Pioniertuch) Bruder Walter



Wolfgang (rechts) und Walter mit Mutter Charlotte und Stiefvater Hans,
Ende der zwanziger Jahre

FÜR
ARBEIT
FREIHEIT
BROT



KPD-Wahlplakat mit Walter Ruge



Kundgebung zum 1. Mai 1938, Moskau



Wolfgang Ruges erste Ehefrau, Vera Valentinowna Forsander, ca. 1937



Wolfgang Ruge mit seiner zweiten Ehefrau, Veronika Iwanowna Iwanowa, ca. 1940



Р.С.Ф.С.Р.

НАРОДНЫЙ КОМИССАРИАТ ПРОСВЕЩЕНИЯ

АТТЕСТАТ

НАСТОЯЩИЙ АТТЕСТАТ ВЫДАН Руге
Валериану Эрвину (Фамилия, имя и отчество) РОДЯЩЕМУСЯ В 1917 ГОДУ,
 В ТОМ, ЧТО ОН ПОДВЕРГАЛСЯ ИСПЫТАНИЯМ ЭКСТЕРНОМ
 В 1940 ГОДУ ПРИ *Вольской* СРЕДНЕЙ ШКОЛЕ
Варсицкого СРЕДНЕГО УЧЕБНОГО ЗАВЕДЕНИЯ
 ЗА ПОЛНУЮ АРСЕ ЭТОЙ ШКОЛЫ И ОБНАРУЖИЛ СЛЕДУЮЩИЕ
 ЗНАНИЯ

ПО РУССКОМУ ЯЗЫКУ	<i>отлично</i>
ПО ЛИТЕРАТУРЕ	<i>отлично</i>
ПО АРИФМЕТИКЕ	<i>отлично</i>
ПО АЛГЕБРЕ	<i>отлично</i>
ПО ГЕОМЕТРИИ	<i>отлично</i>
ПО ТРИГОНОМЕТРИИ	<i>отлично</i>
ПО ЕСТЕСТВОЗНАНИЮ	<i>отлично</i>
ПО ИСТОРИИ	<i>отлично</i>
ПО ГЕОГРАФИИ	<i>отлично</i>
ПО ФИЗИКЕ	<i>отлично</i>
ПО ХИМИИ	<i>отлично</i>
ПО ГЕОЛОГИИ И МИНЕРАЛОГИИ	<i>отлично</i>
ПО АСТРОНОМИИ	<i>отлично</i>
ПО ИНОСТРАННОМУ ЯЗЫКУ	<i>отлично</i>
ПО РИСОВАНИЮ	<i>отлично</i>
ПО ЧЕРЧЕНИЮ	<i>отлично</i>

10 июля 1940 года



ДИРЕКТОР ШКОЛЫ *С. Кошкин*
 УЧИТЕЛЯ: *Уваров - Шелков*
Уваров

Abiturzeugnis Wolfgang Ruge von 1940; alle Fächer sind mit *otlitschno* (ausgezeichnet) bestanden



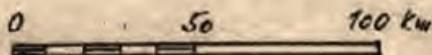
Die sowjetische Regierung verkündet die Nachricht vom Angriff der Deutschen. Linka-Strasse, Moskau, 22. Juni 1941

[Während meiner Arbeit im Expeditions- und Projektierungsbüro habe ich so oft Karten des Lagers gezeichnet, daß ich dies ~~am~~ jetzt noch aus dem Gedächtnis kann.]

Zeichenerklärung

- Gebietsgrenze
- Grenze der den Lagern zugewiesenen Waldmassive
- +++ Eisenbahn
- + + + Eisenbahn im Bau (in Betrieb genommen 1947)
- ++++ Schmalspurbahn (zum Holztransport)
- Autobahn aus Holzbohlen (zum Holztransport)
- ▲ Sträflingszonen (Lager-Punkte)

Die mit Nummern bezeichneten Lager-Punkte sind nach den Jagen benannt, in denen sie sich befinden. Der Buchstabe "N" kennzeichnet solche Punkte, deren Jagen-Nr. ich vergessen habe.



Ungefährer Maßstab

Die Flüsse dieser Region sind so reich an Miandern, daß sich auf den Wasserstraßen (also - von der Eisenbahn abgesehen - den einzig brauchbaren Verkehrswegen) Entfernungen ergeben, die die der Luftlinie weit übertreffen. Beispielsweise beträgt die Entfernung Sosswa - Tschischja (auf den Flüssen Sosswa und Tawda) 425 km.



Die Zeichnung des «Arbeitsarmisten» Ljonja Usaitis ist das einzige Bilddokument aus der Zeit der Internierung. Höchstwahrscheinlich zeigt es einen Appell um 1942/43. Links WOCHR-Soldaten und ein anscheinend angetrunkener Kommandeur (Bestushew?), rechts die «Arbeitsarmisten»



Lagerhauptstadt Soswa bei Hochwasser, Anfang der fünfziger Jahre



Krankensaal im Lagerlazarett, Workuta, 1945.

Ähnlich mag es in den Baracken des Lagers 239 in Soswa ausgesehen haben



«... für drei Wochen zum Flößen abkommandiert...», Frühjahr 1951. Wolfgang Ruge in der mittleren Reihe, Zweiter von rechts



Wolfgang Ruge und Shora Breitenbücher (Breitenbücher stehend links)



Taissja (Taja) Ruge vermutlich 1945 als Gefreite der Sowjetarmee



Taja Ruge, Wolfgang Ruge und Sohn Shenja 1954



Taja Ruge mit Shenja vor einem Laden in Soswa, ca. 1955. Losung oben Mitte: «Es lebe die unverbrüchliche Einheit der Kommunistischen Partei, der sowjetischen Regierung und des Volkes!»; rechts ein Bekenntnis zur Einheit der Arbeiter und Bauern, links Aufrufe an die Völker der Welt zur Freundschaft und Bewahrung des Friedens



Gemeinsames Zimmer von Wolfgang Ruge, Taja Ruge und Vera Iwanowna
(in der Mitte oben Fotos von Wolfgangs Mutter und Stiefvater)



Tauwetter in Soswa, im Hintergrund Markt, 1955



Bruder Walter in Soswa mit dem aus Swerdlowsk mitgebrachten Kinderwagen, 1954



Wolfgang Ruge Anfang der fünfziger Jahre, die deutschsprachige *Rundschau* und die *Iswestija* lesend



Mutter Charlotte und Stiefvater Hans Baumgarten bei ihrem Besuch in Swerdlowsk, 1955



Wolfgang Ruge 1954 in Soswa

Nur zu gern würde auch ich ein Paket von meiner Frau bekommen, aber von Veronika habe ich schon lange nichts mehr gehört. Und was könnte sie mir aus Kasachstan schicken?

Bisweilen denke ich auch an Vera, meine erste Frau, der ich, um etwas über unser Töchterchen zu erfahren, schon aus Kasachstan geschrieben habe. Nun beschliesse ich, ihr wieder zu schreiben, sobald ich ein Stück Papier ergattere. Da ich das jetzt aber nicht wegen des Töchterchens, sondern in heimlicher Hoffnung auf ein Paket tue, fühle ich mich wie ein Schweinehund. Jedoch – lieber als Schweinehund überleben als als ehrenwerter Mann krepieren. Ich gestehe mir ein, keinen Deut besser zu sein als die anderen.

Als ich endlich ein Schreibpapier von der Grösse einer Heftseite ergaunere (aus kleineren kann man keine Postdreiecke* kniffen), vertraue ich mich aber nicht, allzu deutlich zu werden. So schildere ich ihr nur, dass ich jetzt die Züge mit Stämmen belade, die so häufig auf der Station Perlowka an uns vorbeigerauscht sind. Seinerzeit hatten wir uns, wenn wir die Durchsage «Zurücktreten von der Bahnsteigkante – eine Durchfahrt» vernahmen, nie gefragt, woher diese Züge kamen und wer sie beladen hatte.

Nach drei Wochen antwortet Vera mit einem aufmunternden Brief. Meinen geheimen Wunsch hat sie nicht erraten. Vielleicht besser so.

Auf Schreibpapier bin ich auch noch aus anderen Gründen scharf. Ich verdiene mir nämlich ein Zubrot, indem ich mir von den Wolgadeutschen, die allenfalls die gotischen Buchstaben kennen, Briefe diktieren lasse, die ich – weil die Zensur nur solche durchlässt – ins Russische übersetze. Armselige Mitteilungen! Der Text war fast immer der gleiche: *«Liebe Frau (oder Vater, Mutter, Schwester, Bruder), einen guten Tag wünsche ich Euch sowieso. Hoffentlich seid Ihr ge-*

sund. Ich verneige mich auch vor dem Opa und der Oma, vor Onkel Gustav und Tante Else, Onkel Karl und Tante Lore sowie vor den Neffen und Nichten. Einen Gruss sende ich auch an die Gevattern. Von hier grüsst Euch der Vetter Sowieso und unser Nachbar Sowieso. Hier ist es kalt. Gestern hat es geregnet.» Dann folgt schon der Abspann wieder mit Grüßen an die nahe und ferne Verwandtschaft. Manchmal denken die Auftraggeber der Briefe lange nach, wie dieser oder jener Onkel beziehungsweise die eine oder andere Tante heisst. Mit der Zeit höre ich auf, mich über die Inhaltslosigkeit dieser Briefe zu wundern. Diese Briefe sind Lebenszeichen. Die Angehörigen sollen auf diese Weise an das sich in der Ferne abplagende Familienmitglied erinnert werden.

Für einen Brief kassiere ich 100 Gramm Brot – inklusive Papier. Wenn ich zwei Blatt Papier auftreibe, bringe ich es auf einen Nebenverdienst von 200 Gramm pro Woche. Öfter bieten mir die Briefschreiber auch als Entgelt *machorka* an, aber darauf gehe ich nie ein. Erstens habe ich beobachtet, dass diejenigen, die das Qualmen nicht aufgeben konnten, anfangen, allen möglichen Mist zu paffen (wie zum Beispiel *paklja*, das Moos, das zum Abdichten zwischen die Wandbalken gestopft ist). Zweitens – und das wiegt schwerer – habe ich festgestellt, dass alle, die Brot gegen Rauchzeug eintauschten, früher oder später ihr Leben aushauchten. So ergibt sich nebenbei, dass mein Lageraufenthalt – von der Kindheit abgesehen – zur längsten Nichtraucherperiode meines Lebens wird.

Auch lese ich (natürlich umsonst) den Ex-Kulaken die Briefe ihrer Frauen und Mütter vor, die in Kasachstan einem Schreibkundigen diktiert worden waren. Dabei erschüttert mich sowohl die Nachricht als auch die Reaktion auf die Mitteilungen. Als ich einem Kumpel den stocknüchternen Bescheid seiner Frau vortrage, dass ihr Baby ge-

storben sei, lässt er nur einen Mutterfluch los – der übrigens oft das einzige russische Idiom ist, das die Wolgadeutschen können.

Meine Zeit mit Robert Schtrauchman könnte trotz der Umstände einigermaßen erträglich sein, wenn nicht ständig das Damoklesschwert zusätzlicher Verladearbeiten über uns hinge. Oftmals, wenn wir ausgelaugt von der Arbeit kommen, hören wir bereits im Walde die Pfiffe der Lokomotive und wissen, was uns bevorsteht. Da meist schon kostbare Zeit verplempert ist (das Lager muss beim Überschreiten der Verladefrist Konventionalstrafe zahlen), werden wir nicht mehr in die Zone gelassen, sodass uns die dürftige *balanda* entgeht. Uns bleibt nichts anderes übrig, als Sägen und Beile in der *instrumentalka* abzugeben und uns mit knurrendem Magen die Waggon zuteilen zu lassen.

Gewöhnlich beladen je zehn Leute zwei Waggon. Zunächst werden die schweren rotbraunen Kästen zu den abzuräumenden Stapeln geschoben. Da kann man froh sein, wenn man mit Schatron, dem Muskelpaket, in eine Gruppe kommt. Er schiebt nicht nur für fünf Mann, sondern beherrscht auch den rhythmischen Singsang der Transportarbeiter (so ähnlich wie das *Jej, uchnem!* aus dem Lied der Wolgatreidler), der fast automatisch das gleichzeitige Anstemmen aller Arme und Beine bewirkt. Schwierig ist es, den ins Rollen gebrachten Wagen wieder zum Stehen zu bringen.

In der Regel sind sechs Leute die eigentlichen Schlepper – während zwei andere am Stapel stehen und den Trägern die Stämme auf die Schultern hieven; noch zwei weitere nehmen sie im Innern des Wagens ab und schichten sie auf. Ein vierachsiger Waggon hat ein Volumen von 64 Kubikmetern, sodass (wenn man ein Viertel des Umfangs für Hohlräume zwischen den Balken abzieht) 150 Rundhölzer mit einem Durchmesser von 28 Zentimeter und einer Länge von

1,60 Meter hineingehen. Für zwei Waggon macht das 300 Rundhölzer. Jeder der sechs Schlepper muss also während einer Verlade-schicht 50-mal die Strecke vom Stapel zum Waggon und zurück absolvieren – mit 1,60 Meter Stammholz auf der Schulter. Das Problem ist die Waggonschwelle, die man übersteigen muss. Sie befindet sich am Ende der nach oben führenden Stiege, auf die der Schlepper mit seiner Last hinaufklettern muss. Jeder Schritt ist quälend. Die Beine gehorchen dem Willen nicht mehr, die Füße finden keinen Halt. Unwillkürlich zählt man die auf das steile Doppelbrett genagelten Querleisten. Und jedes Mal, wenn man den Schritt über die Schwelle geschafft hat, atmet man erleichtert auf, doch dann geht es schon zum nächsten Aufstieg.

Fünzig Hin- und Rückwege reichen noch nicht einmal aus, weil die dicksten und schwersten Hölzer nur zu zweit geschleppt werden können. Das ist zu bewältigen, solange die Hölzer 1,60 Meter messen. Es gibt aber auch Birkensortimente, die nur 89 Zentimeter lang sind. Wenn man solche kurzen Klötzer zu zweit schleppt, tritt der Hintere dem Vordermann unweigerlich in die Hacken, sodass dieser Mühe hat, nicht zu straucheln.

Eines Abends haben wir besonderes Pech. Wir werden – wieder ohne die abendliche Wassersuppe – zum Verladen der 89 Zentimeter langen Birkenstämme eingesetzt. Der Stapel, den wir abräumen müssen, ist weit von den Gleisen entfernt und besteht auch aus schon aussortierten und wieder aufgeschichteten Restbeständen, die wir vorher beseitegelegt hatten, weil sie für einen Mann zu schwer und für zwei zu klobig waren. Jetzt sind aber keine anderen Bestände mehr da, und wir müssen uns mit den dicken Brocken abquälen. Erst haben wir versucht, sie zu zweit zu schleppen, dann aber mühen wir uns doch einzeln mit ihnen ab. Vor Erschöpfung können wir kaum noch sprechen. Ohne Worte vereinbaren wir, dass wir, um den

Trägern wenigstens kleine Verschnaufpausen zu gönnen, Träger und Heber nach fünf oder sechs Gängen wechseln. Als ich wieder mit Tragen dran bin, legen mir die Jungs ganz vorsichtig einen Klotz auf die Schulter. Trotzdem muss ich die Zähne zusammenbeißen – die Schulter schmerzt, ich glaube, im nächsten Moment zusammenzubrechen. Lamentieren nützt nichts – wir müssen diese verfluchte Nacht hinter uns bringen.

Mit grosser Mühe das Gleichgewicht wahrend, setze ich ein Bein vor das andere und bin schon völlig entkräftet, bevor ich die Stiege erreicht habe. Ich zähle die Stufen ... zehn, elf, *oben*. Dann schaffe ich es gerade noch, den Klotz über die Schwelle auf den Blechboden des Waggons so hinzuwerfen, dass ich selbst unversehrt bleibe. Die Abnehmer, die sich nun nach dem schweren Stamm bücken und ihn aufheben müssen, schimpfen. Auch beim nächsten Klotz gelingt es mir gerade noch, mich der Last zu entledigen, indem ich sie den Leuten im Waggon vor die Füsse schmeisse. Dann bin ich gänzlich am Ende. Beim nächsten Gang auf der Stiege spüre ich, wie die Last von meiner Schulter rutscht und ich in einen Abgrund stürze...

Erst im Krankenzimmer komme ich zu mir. Undeutlich höre ich Wagners Stimme: «Gebt ihm eine Schüssel Suppe.» Meine Lebensgeister erwachen, ich hebe den Kopf und schaue nach dem Blechnapf. Mir kommt es wie eine Ewigkeit vor, bis man mir die *balanda* bringt. Ich schlürfe sie gierig in mich hinein und fühle mich danach so gekräftigt, dass ich mich aufrichten kann. Aber Wagner behält mich über Nacht im Medpunkt.

Als ich am nächsten Morgen auf den Appellplatz komme, lässt mich der Chef der Wachmannschaften – völlig unerwartet für mich – in den Karzer abführen. Es stellt sich heraus, dass ich wegen «Arbeitsverweigerung» – als solche sieht man meinen Sturz von der Stiege an – zu drei Tagen Arrest bei 300 Gramm Brot verdonnert bin.

Natürlich protestiere ich, aber umsonst. Man schubst mich in das von einem Extrazaun umgebene Häuschen neben der Zone, das nach einem verballhornten deutschen *Wortgauptwachta* heisst.

Der Karzer wird von Alexej Jakowlewitsch Knopf betreut, einem Moskauer Architekten, mit dem ich später jahrelang im Projektierungsbüro zusammenarbeitete. Er ist ein tollpatschiger Mann, glatzköpfig, mit rundem Gesicht. Später, in Soswa, lernte ich ihn schätzen, er hat Humor und relativiert alles, was er sagt, durch eine merkwürdig fragende Betonung. Hier aber, bei unserer ersten Begegnung, ist von seinem Humor nichts zu spüren. Er ist durch den Hunger körperlich heruntergekommen und auch psychisch ausgeflippt, ein Wrack. Seine Rettung ist, dass ihm jemand den Schliesserposten verpasst hat.

Knopf nimmt mich kaum wahr, als ich eingeliefert werde. Er schliesst meine Zelle auf, in der gerade genug Platz für eine Pritsche und einen verrosteten Scheisseimer ist. Es gibt noch eine weitere Zelle, in der dritten haust Knopf selbst. Da die Wände dünn sind, kann ich mithören, was dort vor sich geht. Der dauernde Hunger hat den kräftigen Mann um den Verstand gebracht. Mein Wärter ist offenbar gerade aus der Kantine zurückgekommen und führt Selbstgespräche. «Na, Alexej Jakowlewitsch», sagt er zu sich selbst, «wollen Sie jetzt frühstücken, oder hat das noch Zeit?» Er überlegt eine Weile und gibt sich dann zur Antwort: «Nein, nein, ich habe noch keinen Hunger... Das Abendbrot gestern war ja sooo reichlich.» «Nun, wenn Sie keinen Appetit auf Suppe haben, vielleicht ein kleines Stück Brot?» «Ja, vielleicht.» Und nach einem weiteren nachdenklichen Augenblick: «Oder doch lieber nicht. Sonst liegt es zu schwer im Magen. Und man soll sich ja nicht überfressen.» «Aber ein Häppchen vielleicht, so zum Appetitanregen?» «Verflixt noch mall!» antwortet er mit zorniger Stimme. «Ich habe Ihnen doch gesagt, dass ich nichts

möchte. Die ganze Esserei ist mir zuwider.» Und nach einer Pause: «Am besten gehe ich erst mal ein bisschen an die Luft. Dann stellt sich auch der Appetit ein. Dabei kann ich ja nachschauen, ob ich ein paar Brennnesseln finde. Die sind gesund. Und schmecken vortrefflich. Mit ihnen kann man die Suppe veredeln.»

Knopf schlägt die Tür zu. Nach geraumer Zeit kommt er zurück und wendet sich an die Brennnesseln: «Jetzt werde ich euch, ihr Lieben, erst mal waschen. Auch ein bisschen zerkleinern schadet nicht... Vielleicht wäre eine Prise Salz nicht verkehrt – aber wo denken Sie hin, Alexej Jakowlewitsch, Salz ist doch schädlich. Man sollte Salz überhaupt verbieten...»

Ich versuche mich zu erinnern, wie sich früher Leute, die eingesperrt waren, gegen den Wahnsinn zur Wehr gesetzt haben, Dostojewski zum Beispiel, Vera Figner oder Max Hoelz. Aber bei allem Elend, das sie durchzustehen hatten, war deren Hauptproblem nicht der Hunger. Ich versuche, mir Gedichte, die ich einst in der Schule gelernt hatte, ins Gedächtnis zu rufen: «Festgemauert in der Erden ...» Verflucht, womöglich hat mein Erinnerungsvermögen schon unter dem Hungerdasein dieser fünf Monate gelitten. Vielleicht irreparabel? Ich versuche es mit englischen Vokabeln. Das geht schon besser. Dann wiederhole ich Daten aus der griechischen Geschichte: Was sich in diesem oder jenem Jahr in Kleinasien, in Athen, Sparta und Korinth zugetragen hat. Tatsächlich tauchen jetzt Namen auf, Schlachten, Ereignisse. Ganz verblödet bin ich noch nicht.

Das nervtötende Frage-Antwort-Spiel im Nebenraum geht weiter. Offenbar ist sich Knopf seiner Selbstgespräche nicht bewusst. Als er meine Zelle aufschliesst, wirkt er unbefangen. Allerdings richtet er auch kein Wort an mich. Schweigend stellt er die Schüssel Suppe auf den Fussboden. Seine eigene *balanda* holt er sich erst zwei Stunden später. Nun spricht er noch lauter, seine Stimme zittert vor Aufregung: «Aha, Alexej Jakowlewitsch, jetzt ist wohl die Zeit für das

Nachtmahl gekommen. Oh, wie köstlich das aussieht! Na dann, guten Appetit!» Mit diesen Worten beginnt er zu schmatzen. «Phantastisch ... Da sage mal einer...»

Unfreiwillig erlebe ich mit, wie mein Nachbar den Inhalt seines, wie ich mir ausmale, Riesentopfes verschlingt – die Suppe, das Brot, die Unmengen von Brennesseln. Ich höre ihn rülpsen und furzen und schliesslich schnarchen. Als der Soldat, der die Abendzählung durchführt, seine Tür öffnet, verhaspelt er sich zuerst und grölt dann mit trunkener Stimme: «Zwei Mann hier – ein Mann Karzerwache, ein Arrestant.»

Genauso vergehen die folgenden beiden Tage. Und während Knopf ständig vom Essen faselt, beginnt mich der Huger zu quälen. Es ist das erste Mal, dass ich 300 Gramm Brot erhalte – zum Leben zu wenig, zum Sterben zu viel. Um Kräfte zu sparen, bemühe ich mich, keine unnötigen Bewegungen zu vollführen, frage mich, ob da schon die Umnachtung anfängt.

In der letzten Nacht im Bunker erwischt es mich – ich rede wirr und wälze mich im Fieber hin und her. Am dritten Tag bringt mir Knopf morgens noch mein Brot und die Suppe, dann entlässt er mich. Ich wanke zum Appellplatz und wende mich an Dr. Wagner, der dort steht und die Leute beobachtet. «Ja», sagt er, «ich habe von deinem Pech gehört. Ich schreibe dich krank, aber erst einmal musst du drei oder vier Tage die Norm erfüllen, damit du eine ordentliche Brotration bekommst.» Leicht gesagt – mit 300 Gramm im Bauch die Norm erfüllen!

Aber vorerst kommt es nicht so schlimm, wie ich befürchtet habe. Robert erweist sich als echter Kumpel. Er hat sich keinen zweiten Mann gesucht, sondern ausprobiert, wie weit man auch im Alleingang – mit der Bogensäge – die Norm (dann natürlich nur für eine Person) erfüllen kann. Und da in unserem Jagen zahlreiche dünne Bäume wachsen, hat er es geschafft.

Nun machen wir uns an die starken Bäume und bringen drei Tage lang die Norm zustande. Am Morgen des vierten Tages melde ich mich im Medpunkt. Wagner schreibt mich krank, angeblich wegen Malaria.

Fünf Tage schlafe ich fast ununterbrochen, nur morgens hole ich mir vom Medpunkt irgendeine Medizin. Und natürlich gehe ich zweimal täglich in die Kantine. Am sechsten Morgen um drei Uhr früh werden wir geweckt: Waggons zum Beladen sind gekommen. Draussen heult der Sturm. Trotzno rüttelt mich: Ob ich noch krankgeschrieben sei. Ich bejahe. Gott sei Dank, dass ich bei diesem Sauwetter nicht rausmuss.

Drei Stunden später ist der Teufel los. Bestushew rast zwischen den Pritschen umher: «Wo sind die Saboteure? Ich werde ihnen beibringen, wie man im Lager zu parieren hat!»

Zuerst begreife ich gar nichts. Dann stellt sich heraus, dass von unserem Zug zehn Mann – fast die Hälfte – nicht zum Verladen angetreten sind. Drei liegen bei Wagner auf der Krankenstation, einer kuriert seinen gebrochenen Fuss, einer behauptet, kein Schuhwerk zu haben, drei hatten gehofft, am Morgen krankgeschrieben zu werden, und zweien geht es wie mir: Sie waren gestern krankgemeldet und hofften auch heute noch, als arbeitsunfähig zu gelten. Wegen dieser zehn Leute sind nur sechs von sieben Waggons beladen worden, was der Lagerverwaltung eine fünfstellige Strafe einbringen wird.

Deshalb tobt Bestushew. Um sechs Uhr ist er im Medpunkt gewesen und hat die Liste der Krankmeldungen beschlagnahmt. Da werden aber nur die drei Stationären und der mit dem gebrochenen Fuss aufgeführt. Die Übrigen – auch ich – fehlen. Er beschimpft uns als Deserteure, Schädlinge, Saboteure. An meiner Pritsche bleibt er stehen und brüllt: «Na, Germanez, wolltest den Faschisten helfen! Aber dir werden wir's zeigen! Und jetzt erst mal raus, den Waggon beladen!»

Auch die anderen jagt er hinaus. Nur der ohne Schuhwerk muss nicht mit, und ein Wolgadeutscher flennt: «Ich bin krank! Mir ist alles scheissegal, und wenn Sie mich erschiessen!»

So sind wir nur zu viert. Während Bestushew noch mal zum Medpunkt rennt, können wir uns aus der Kantine rasch unser Brot holen. Zum Löffeln der Suppe bleibt keine Zeit mehr: «Vier Mann zur Strafarbeit an den Waggon auf dem Abstellgleis.»

Da stehen wir also in Sturm und Regen, klitschnass schon nach zehn Minuten – vier schlotternde Gestalten auf der einen Seite, der Waggon auf der anderen. Geladen werden sollen Kiefernstämme, dicke Balken, die man nur zu zweit aufheben und tragen kann. Somit ergibt sich die Aufteilung von selbst – zwei kommen an den Stapel, zwei müssen schleppen.

Mir ist klar: In den nächsten Stunden kommt keine neue Lok. Wenn ich nicht wieder zusammenbrechen will, muss ich mit den Kräften haushalten. Zu den drei Leutchen, die auch eher wie Strichmännchen aussehen, sage ich: «Jungs, wir machen das *jawasch-jawasch*.» Dies ist ein aserbaidtschanischer Ausdruck, der etwa besagt: Wir schieben 'ne ruhige Kugel. Bloss rumstehen dürfen wir nicht, dann gibt es Ärger.

Tatsächlich schleicht Bestushew auf dem Holzplatz herum und beobachtet uns. Mittags – es hat inzwischen aufgehört zu regnen – erscheint sogar der Chef der Tscheka-Abteilung, Unterleutnant Pogodin, ein Mann mit ekelhaft scharf geschnittenem Profil und krächzender Stimme. Ohne uns eines Blickes zu würdigen, steigt er in den Wagen, guckt sich um und verschwindet.

Der Tag zieht sich dahin. Kein Wort wird gesprochen. Wie Schatten schleichen wir hin und zurück. In regelmässigen Abständen wechseln Heber und Träger. Langsam füllt sich der Wagen. Abends, als die Brigaden aus dem Walde kommen, haben wir schon etwas mehr als drei Viertel unseres Pensums geschafft. Nach weiteren zwei,

drei Stunden binden wir die Stiege los und schieben die Waggontür zu.

Die Köche sind noch in der Küche und schenken uns die Abendsuppe ein. Danach fällt es schwer, aufzustehen. Unsicher schwanke ich zur Baracke: hinlegen und schlafen. Doch der Barackenwart hat schon auf mich gewartet: «Sollst zum *oper* kommen!» Verflucht, dass die einen nicht in Ruhe lassen! Was will der von mir, ausgerechnet jetzt?! Ich schleppe mich ins Kontor, wo Pogodin in seinem kleinen Büro thront. Als ich bei ihm anklopfe, ertönte ein heiseres Gekläff. Vorsichtig öffne ich die Tür und trete ein. Der Unterleutnant sitzt hinter seinem Schreibtisch und fixiert mich böse. Er beugt sich leicht nach vorn und schiebt mir ein Blatt Papier über den Tisch: «Da, unterschreib!»

Ich lese:

«Akte

Der Operativen Tscheka-Abteilung des Lagpunktes Bolschaja Kossolmanka ist es gelungen, eine Verschwörung aufzudecken, mit der die Verladearbeiten an der Bahnlinie Swerdlowsk-Serow systematisch sabotiert werden sollten, um auf diese Weise die Verteidigungskraft des Vaterlandes zu schwächen. Geleitet wurde die volksfeindliche Gruppe von dem Propagandisten der Baracke Nr. 4 des Lagpunktes, dem mobilisierten Deutschen Ruge, Wolfgang Erwinowitsch, Jahrgang 1917, gebürtig aus Berlin...»

Die Buchstaben verschwimmen vor meinen Augen. Sabotage in Kriegszeiten! Darauf steht die Todesstrafe.

«Das stimmt nicht», stosse ich hervor. «Es gibt gar keine Verschwörung. Ich war krank. Und ein Anstifter bin ich auch nicht... *Das* Jüerunterschreibe ich nicht.»

Mein Gegenüber knurrt mich an: «So? Unterschreibst nicht? Na, dazu kriegen wir dich schon.» Damit zieht er das Papier wieder zu sich und sagt: «Kannst erst mal gehen.»

Ich taumele hinaus. In meinem Hirn überschlagen sich Entsetzen und Angst. Soll nun wirklich alles zu Ende sein? So sinnlos sterben? So schnell? ... Ich muss mit irgendjemandem sprechen, irgendjemandem sagen, was auf mich zukommt.

Robert schläft schon, aber ich wecke ihn. Im ersten Moment ist er unzufrieden, doch als er begreift, um was es geht, wiegt er nachdenklich den Kopf. «Diese Schurken», presst er zwischen den Zähnen hervor. «Auf jeden Fall ist es richtig, dass du nicht unterschrieben hast. – Aber ob das hilft?»

Diese Worte treffen mich. Auf meiner Pritsche suchen mich wirre Träume heim. Was steht mir bevor? Werde ich an die Wand gestellt? Oder per Genickschuss erledigt? Im Halbschlaf schrecke ich hoch, spüre den kalten Lauf des Revolvers im Nacken.

Am Morgen ist mir nicht nach Aufstehen zumute. Trotzdem erhebe ich mich. Von der Morgensuppe kriege ich keinen Schluck runter. Auf dem Appellplatz flüstert mir Robert im Vorübergehen zu: «Man munkelt, Pogodin sei nachts verhaftet worden.» Zittern überkommt mich: Ist das ein Lichtblick?

Im Walde rätseln wir lange herum. Wenn Pogodin tatsächlich verhaftet worden ist, hat man bestimmt auch seinen Schreibtisch ausgeräumt. Und da liegt das verfluchte Schriftstück. Sie werden die Geschichte aufbauschen – mit oder ohne Pogodin. Aber wenn es gelänge, die Sache so zu drehen, dass der Tschekist die Akte nur verfasst hat, um von eigenen Schweinereien abzulenken? Doch da müsste jemand zu meinen Gunsten aussagen. Wer würde das wagen? Womöglich Wagner?

Die Norm schaffen wir an diesem Tag nicht. Abends bestätigt sich die Nachricht von Pogodins Verhaftung. Er soll, so sagt man, mit dem ebenfalls verhafteten Versorgungschef Lebensmittel verschoben haben. Da sind auf jeden Fall, denke ich, seine Papiere schon gesichtet worden ... Bei jedem Schritt, den ich hinter mir höre, schrecke ich

zusammen: Jetzt nimmt man dich fest, denke ich. Aber nichts geschieht. Nachts bestürmen mich wieder Horrorbilder. Schnarrende Stimmen verlesen mein Todesurteil. Man führt mich in einen dunklen Korridor ... Schweissgedadet erwache ich.

Am nächsten Tag nehmen wir uns zusammen und schaffen die Norm. Abends passiert wieder nichts. Meine Nerven sind zum Zerreißen gespannt. Doch auch am dritten Abend behelligt mich niemand. Ich kann es nicht glauben: Bin ich wirklich noch einmal davongekommen?

Die nächsten Wochen auf den Bolschaja Kossolmanka sind ein Albtraum. Tagsüber fürchte ich, dass das «Verschwörungspapier» auftaucht, nachts überwältigen mich Horrorszene, ich erwache schweissgedadet. Als ich nach einigen Tagen wieder zur Opertschek-Abteilung bestellt werde, zittere ich am ganzen Leib.

Der Nachfolger Pogodins fordert mich mit einer beinahe freundlichen Geste auf, mich auf den festgeschraubten Schemel zu setzen (die Schemel in den Vernehmungszimmern sind alle festgeschraubt, damit die Vernehmenden sie nicht zum Zuschlagen benutzen können). Dann ordnet der Uniformierte gelangweilt seine Akten und fragt, Namen aus den Unterlagen verlesend, ob ich diese oder jene Person kenne. Ich bin entschlossen, über niemanden etwas auszusagen, schärfe mir also ein, bei keinem Namen zu stocken oder sonst wie den Eindruck zu erwecken, als zögere ich. Das könnte nur den Verdacht erwecken, dass ich mit dem einen oder anderen bekannt oder gar befreundet gewesen sei. So wiederhole ich nur gleichförmig: «Nein, nie gehört.» Der Unterleutnant nennt Leute aus dem Moskauer Ausländerklub, auch Hilde Tal und Alice Rund, von denen ich weiss, dass sie verhaftet worden sind. Dann wird Walter Ruge genannt. Als ich auch da, ohne zu überlegen, mein «Nein, nie gehört»

von mir gebe, brüllt mich der Unterleutnant an: «Mann, bist du so blöd?! Das ist dein Bruder!» Ich tue so, als könne ich mich nur mit Mühe erinnern, und stammle: «Ach ja, natürlich, mein Bruder. Entschuldigung, aber mein Gedächtnis lässt in der letzten Zeit nach. Das Essen...»

Der Kerl unterbricht mich: «Na also! Was weisst du über den?» Ich überlege kurz. Da das NKWD besser als ich weiss, dass er verhaftet ist, sage ich stockend: «Man hat ihn verhaftet.» Das genügt dem Tscheka-Mann nicht. Er sagt: «Du warst doch nach der Verhaftung noch mal in seiner Wohnung.» Aha, denke ich, das wissen sie also, lass dich jetzt nicht reinlegen. Um Zeit zu gewinnen, antworte ich gedehnt: «Ja, kann sein, aber daran kann ich mich nicht erinnern.» Doch er hakt nach: «Wie hast du's denn erfahren?» Ich versuche jedes Wort abzuwägen. «Könnte sein», sage ich, «dass seine Frau – hm, seine Freundin – bei mir war. Womöglich weiss ich's von ihr. Aber an Einzelheiten entsinne ich mich nicht.»

Mein Herz hüpft, während ich meine Antworten stammle, denn ich begreife: Dies ist also eine routinemässige Befragung, kein Verhör wegen der «Verschwörung». Unzufrieden klappt der Mann vor mir den Aktendeckel zu: «So kommen wir nicht weiter.» Richtig, möchte ich ihm beipflichten, also lass mich schon laufen. Doch hat er noch etwas in petto. Er greift zu einer anderen Mappe, sieht hinein und fragt: «Weisst du wenigstens, wer Seraphim ist?»

Ach du Scheisse! Das war der Deckname, den sie mir in der Siedlung Nr. 11 verpasst haben. Offenbar wollen sie mich wieder zum Zuträger machen. Ich lasse mir jedoch nichts anmerken und sage dann ungerührt: «Seraphim? Nein, nie gehört!»

«Bist du so dämlich, oder tust du nur so?», braust mein Vernehmen auf. Doch dann besinnt er sich, denn er will ja etwas von mir. «Das bist du selbst», belehrt er mich und versucht eine freundliche Miene

aufzusetzen. «Du hast doch in Ossokarowka eine Verpflichtung unterschrieben.» Ich lasse mich, Gedächtnislücken vorschützend, an den Besuch des *oper* im fernen Kasachstan erinnern und sage zum Schluss: «Ja, ja, wird wohl so gewesen sein.» Nun scheint er zufrieden zu sein und fordert mich auf, künftig regelmässig Berichte über die Stimmung unter den Arbeitsarmisten abzuliefern. Eine erneute Unterschrift verlangt er mir nicht ab. Auch werde ich in der Folgezeit nie mehr an die Zusage erinnert, anscheinend werde ich als taube Nuss eingestuft. Erleichtert verlasse ich das Tscheka-Büro.

Es ist nicht das erste Mal, dass mich der Zufall aus einer schier aussichtslosen Situation befreit hat. Allmählich beginne ich, ihm Bedeutung zuzumessen.

DIE SCHLIMMSTE ZEIT BEGINNT

Einige Tage später wird uns beim Morgenappell eine Leiche vor die Füße geworfen. Es ist der tote Klimowski, ein junger Mann aus dem Rayon Melekess, mit dem ich ab und zu ein paar Worte gewechselt habe. Er hatte mir erzählt, dass er in einem ausgebrannten Waldstück unweit seines Arbeitsplatzes ein Himbeerparadies entdeckt habe. Man könne sich dort an einer Stelle niedersetzen und sich, ohne aufzustehen, den Bauch vollschlagen.

Die grausige Überraschung hat sich bereits angekündigt. An zwei Abenden zuvor sind die Zählungen mehrmals wiederholt worden, und die Gerüchteküche meldete, dass ein Mann fehle. Dann ist durchgesickert, dass es Klimowski sei. Manche sprechen von Flucht, doch das ist unwahrscheinlich (während meines Lageraufenthalts habe ich nur einmal von der erfolgreichen Flucht eines Kriminellen gehört). Und nun liegt Klimowski vor uns, regungslos, das Gesicht nach unten gekehrt, seltsam verrenkt.

Bestushew tritt vor die Truppe und bellt: «Hier, ihr Mistkerle, schaut euch das gut an. Jeder, der abhaut, endet so wie der. Mit Deserteuren wird kurzer Prozess gemacht!» Also erschossen, denke ich. Doch mir scheint, dass der Leichnam, der 15 Schritt vor mir liegt, keine Schusswunde aufweist. Verbreitet man die Mär, dass man ihn abgeknallt habe, um uns einzuschüchtern? Aber die meisten hören Bestushew nicht einmal zu. Sie halten den Blick gesenkt – und denken vermutlich ans Essen, an die Norm, an die Mücken, die sie in der Taiga erwarten.

Die Tage werden wieder kürzer. Morgens und abends weht ein

kalter Wind. Mein zweiter Winter im Lager kündigt sich an. Ein Septembertag bleibt für mich unvergesslich, nicht zuletzt, weil er meiner Partnerschaft mit Robert Fjodorowitsch ein Ende setzt. Vormittags scheint noch die Sonne, dann verdunkelt sich der Himmel, Sturmböen jagen Wolken vor sich her. Nasse Flocken verkleben die Augen. Ringsum kracht und splittert es, halbe und ganze Baumkronen sausen zur Erde. Ganz in der Nähe geht ein morscher Stamm mit Getöse zu Boden. Es wird unheimlich.

Die Arbeit gerät ins Stocken. Immer häufiger sorgt der Wind dafür, dass die Säge klemmt. Eine Kiefer, die wir angesägt haben, bricht und stürzt, sich um die eigene Achse drehend, mit ins Unterholz. Robert kann gerade noch zurückspringen, um nicht zermalmt zu werden.

Obwohl die Tagesnorm nicht erfüllt ist, müssen wir die Arbeit abbrechen. Robert fühlt sich schlecht. Wir setzen uns ans Feuer, an dem sich schon zwei Kumpel niedergelassen haben. Es ist dunkel, fast wird der Tag zur Nacht. Man hört die eigene Stimme kaum. Gesprochen wird wenig. Wir rätseln, ob der *prijomtschik* (es ist der bucklige Miller) bei diesem Wetter noch bis zu uns durchkommt. Käme er wirklich durch, wäre dies fatal, denn er würde uns erbarmungslos nur 50 Prozent der Norm anschreiben.

Auch die Pferdekutscher haben Feierabend gemacht. Jascha und der rothaarige Stotterer aus der Nachbarbaracke kommen mit ihren schwer atmenden Gäulen zu uns. Der Sturm hat den beiden einen Schreck eingejagt. Das Tosen ringsum erweckt sogar in den Ex-Kulaken eine Art Solidaritätsgefühl. Die Pferdewärter lassen uns Holzfäller heute ausnahmsweise von ihrer *machorka* mitrauchen. Andächtig verfolgen wir, wie sie eine Zigarette drehen, sich bemühend, kein einziges Körnchen des wertvollen Krauts vom Winde fortwehen zu

lassen. Als ich den speichelfeuchten Stummel an Robert weiterreiche, winkt er ab – er fühlt sich elend.

Am nächsten Morgen hat er hohes Fieber. Ich werde mit einem anderen zusammengespannt, am nächsten Tag wieder mit einem anderen. Man reicht mich sozusagen herum – immer an miserable Leute, an solche, die nur 400 oder 500 Gramm Brot verdienen. Ich selbst bekomme ja nur 400 Gramm, weil es der bucklige Miller an jenem Sturmtag doch noch geschafft hat. Mehr als eine Woche arbeite ich mit einem ehemaligen Seemann zusammen. Er heisst Voigt und gehört glücklicherweise nicht zu denen, die ununterbrochen stöhnen. Manchmal erzählt er von seinen Fahrten.

Robert liegt noch immer auf der Krankenstation. Dr. Wagner sagt, sein Herz mache nicht mehr mit.

Auch mit mir geht es abwärts. An einem schneeverhangenen Morgen im November werde ich mit zehn Kumpels auf den Lagpunkt Malaja Kossolmanka abgeschoben. Er gilt als Punkt für Todeskandidaten. Bestushew will offenbar die Leute loswerden, die sich nicht mehr zur Norm hochrappeln können.

Auf der Malaja Kossolmanka geht es legerer zu. Die Leute werden zwar morgens und abends beim Passieren der Wachbude gezählt, doch das Ritual des Appells wird nicht mehr eingehalten. Auf den Ecktürmen sitzen keine Soldaten. Wohin sollen wir Kümmerlinge auch abhauen?

Auf der Malaja Kossolmanka wird kein Nutzholz geschlagen – hier ist alles schon abgeholzt. Die Holzfäller, zu denen ich noch immer gehöre, sägen nur Brennholz – für den Eigenbedarf und für den Lagpunkt Shdanka, wo es ein paar Treibhäuser gibt und Teer gekocht wird. Abgerechnet wird hier relativ grosszügig, sodass 95 Prozent auch mal für 100 durchgehen. Katastrophal ist dagegen, dass es auch bei voller Normerfüllung nur 500 Gramm Brot gibt.

Mein neuer Partner heisst Funk. Er kommt aus Moskau, hat 1940 ein Institut absolviert und ein Jahr in einem Grossbetrieb gearbeitet. Er ist nicht ganz so heruntergekommen wie ich, weil seine Freundin (er sagt: «meine Braut») ihm gelegentlich Pakete schickt. Manchmal gibt er mir eine Winzigkeit davon ab, eine kleine Plinse oder einen Zwieback. Das weiss ich zu schätzen, zumal Pakete für ihn immer seltener eintreffen. Bald bleiben sie ganz aus.

Als bald werde ich von einer neuen Plage heimgesucht, ich bekomme Furunkel. Besonders schmerzhaft ist eine Eiterbeule am rechten Fuss. Die Entzündung hat sich von der Sohle durch das Fleisch bis zum Spann gefressen. Die blonde Ärztin auf der Malaja Kossolmanka, Antonina Michailowna, diagnostiziert Phlegmone (womit ich aber nichts anfangen kann) und wäscht das Loch, das sich gebildet hat, mit einem in ätzende Flüssigkeit getauchten Stück Müll aus. Morgens und abends trotte ich zum Medpunkt, wo die Ärztin, eine Hand oberhalb des Fusses, eine unterhalb, den getränkten Lappen durch die Öffnung hin und her zieht, wie beim Reinigen eines Rohres. Dabei spricht sie mit mir: «Du musst aus dem Wald raus», sagt sie, «ich hatte, schon bevor du diese Phlegmone bekamst, versucht, dich in der Küche unterzubringen, doch das ging nicht.» Warum es nicht ging, sagt sie nicht, aber ich kenne das ewige Argument gegen mich – ich bin ein «Deutschländer».

Wahrscheinlich habe ich es Antonina Michailowna zu verdanken, dass ich, als mein Fuss einigermaßen ausgeheilt ist, in den Kartoffelkeller zum Aussortieren fauler Kartoffeln abkommandiert werde. Wie in Kasachstan kommen die angeschimmelten in den Gemeinschaftskessel, die guten werden zurückbehalten, bis auch sie verfaulen. Im Keller ist es zwar düster, aber angenehm warm (draussen klirren die Dezemberfröste), und man kann sich trotz des

wachsamen Auges des Brigadiers ab und zu mal eine am Hosenbein abgeriebene Kartoffel in den Mund stecken.

Indes werde ich übermütig. Ich beobachte den Aufseher, der von Zeit zu Zeit ins Büro geht, und überschlage, dass es doch glücken müsste, einen günstigen Moment abzupassen und einen kleinen Sack mit Kartoffeln draussen im Schnee zu verstecken. Beim Abmarsch im Dunkeln würde man das Säckchen unbemerkt in die Zone werfen und abends mit Funk einen dicken Kartoffelbrei kochen. Der erste Teil dieses Planes geht zwar auf, aber dann erwischt mich der Lagerverwalter des Punktes. Als ich mich schon über meinen gelungenen Coup freue, poltert er die Kellerstufen hinunter und fragt: «Wer war eben draussen?» Nichts ahnend zeigen die Jungs auf mich. «Also du, Bürschchen», zischt Wegner, «hast diesen Sack (er zieht ihn unter seiner Wattejacke hervor) in der Schneewehe versteckt! Das gibt ein Nachspiel! Und hier bist du zum letzten Mal gewesen!» Ich leugne natürlich, aber das hilft nicht.

Abends steckt man mich wieder für drei Tage in den Karzer, mit 300 Gramm Brot und dazu noch mit diesen nicht ausgeheilten Furunkeln. Es ist mein erster Karzeraufenthalt im Winter. Da es keine Decken gibt und mein schäbiger Mantel die Kälte nicht abhält, friere ich jämmerlich. Wenn ich mich bemühe, an diese 72 Stunden zurückzudenken, kann ich mich an keine Einzelheiten entsinnen. Vielleicht hatten meine Lebensgeister schon begonnen einzuschlafen. Jedenfalls bin ich völlig ausgelaugt und verfüge nicht mehr über die Kraft, mir mathematische Aufgaben zu stellen oder Geschichtsdaten aufzusagen. Ich dämmere einfach dahin, nehme meine Umgebung nur zum kleinen Teil wahr. Ich erinnere mich nicht einmal, wer der Bewacher des Bunkers war und wie er mir die lächerlichen 300 Gramm Brot und die Wassersuppe in meine Zelle brachte.

Gut entsinne ich mich jedoch an den Abend, als ich den Karzer

verlassen konnte. Da habe ich nämlich einen Ex-Kulak regelrecht verprügelt. Woher ich die Kraft zu meiner einzigen Schlägerei im Lager nahm, ist mir bis heute unerfindlich. Plötzlich war ich so sauer auf diese Welt, auf all ihre Ungerechtigkeiten und Gaunereien, dass ich über mich hinauswuchs. Das sah man mir vermutlich auch an, weshalb sich der Kulak, der viel stärker war als ich, kaum gewehrt hat. Der Grund für meine Wut: Als ich an jenem Abend auf meine Pritsche kletterte, sah ich, dass unter mir ein Ehemaliger ein Ziegenbeinchen mit gotisch bedrucktem Papier rauchte. Sofort begriff ich, dass der Mann einen Schnipsel aus meinem Goethe-Band mit Aphorismen in den Fingern hielt. Mich erfasste eine solche Wut, dass ich mich auf ihn stürzte und mit aller Kraft auf ihn eindrosch. Er wusste gar nicht, wie ihm geschah. Erst als ich ihn einen verfluchten Spitzbuben und Dieb schimpfte, begriff er, was mich so aufgebracht hatte, und versicherte hoch und heilig, dass er das Papier nicht geklaut, sondern eingetauscht habe.

Nach meinem Karzeraufenthalt (die Furunkel sind wieder schlimmer geworden) lanciert mich Antonina Michailowna in die Brigade der Bastschuhflechter. Zweifellos lässt sie sich dabei von den besten Absichten leiten, doch da hat sie mich falsch eingeschätzt. Die Norm beträgt fünf Paar am Tage, ich aber schaffe gerade anderthalb Paar. Selbst nachdem ich mich sieben oder acht Tage eingearbeitet habe, beherrsche ich den Beginn des Flechte Vorgangs nicht, den Ansatz des Hackens. Die Kalamität ist, dass man das Bastschuhflechten entweder schnell oder gar nicht zustande bringt, weil die rasch austrocknenden Spitzen der Riemen zerfransen und man sie, sobald sie brüchig sind, nicht mehr unter die quer laufenden Streifen hindurchschieben kann. Es ist, als wollte man das auseinandergewirbelte Ende eines Fadens durch ein Nadelöhr zwingen.

Die Wolgadeutschen, die das Bastschuhflechten von klein auf er-

lernt haben, machen sich lustig über mich. «Ha, der Moskauer», feixen sie, «aufs Papier zeichnen kann er's bestimmt, aber machen nicht.»

So bitte ich nach 14 Tagen Bastschuhflechten (bei 300 Gramm Brot!) Antonina Michailowna, bei der ich noch immer in Behandlung bin, dem Brigadier zu sagen, dass er mich zum Abholzen der für die Latschen benötigten Lindensträucher in den Wald schicken soll. Da könnte ich wenigstens die Norm schaffen. Aber sie weigert sich: «In deinem Zustand kann ich das nicht verantworten.»

So unrecht hat sie nicht. Der Junge, der die Lindenbüsche abschlägt und mit dem Pferdeschlitten in die Zone bringt (er ist Student, heisst Goldenau, und ich habe mich mit ihm – sofern ein solches Wort hier angewendet werden kann – etwas angefreundet), kommt eines Tages nicht aus der Taiga zurück. Man merkt es erst, als sein Pferdchen zitternd vor der Wachbude steht. Als man den Spuren im Schnee nachgeht, findet man ihn schon erstarrt neben einem Lindengestrüpp. Dort ist er tot umgefallen.

Zu allem Unglück erhalte ich kurz darauf noch einen Brief meiner ersten Frau, in dem sie mich bittet, alle Kontakte zu ihr abzubrechen, weil sie wegen ihres deutschen Namens grosse Schwierigkeiten habe und sich mit dem Gedanken trage, ihren Familiennamen zu ändern. Daraus schliesse ich, dass sie wieder heiraten möchte. Und Lottchen, geht es mir durch den Kopf, wird einen anderen Papa mitsamt einem anderen Namen bekommen, wird eine echte Russin werden und bald nichts mehr über ihren Vater und ihre Herkunft wissen.

Von Veronika habe ich schon fast ein Jahr kein Lebenszeichen erhalten. Nun kann ich auch nicht mehr auf Vera hoffen. Die Aus-senwelt hat mich abgeschrieben.

Oder nicht? Ein paar Monate später erhalte ich einen Brief.

Absender ist die Gesellschaft vom Roten Kreuz und Roten Halbmond. Der Brief enthält ein Formular mit über 30 Fragen, die kafkaesker nicht sein können: ob ich mich «wohl» fühle, ob ich mit meiner Arbeit zufrieden bin, Klagen über die ärztliche Versorgung habe, wie viel Fleisch und Gemüse ich pro Woche verzehre, ob ich allein ein Zimmer bewohne oder den Wohnraum mit anderen Personen teilen muss, ob ich regelmässig Zeitung lese, einen Klub besuche usw. Und doch schöpfe ich ein Fünkchen Hoffnung aus der Tatsache, dass da jemand in Moskau sitzt, der meinen Aufenthaltsort kennt, auch wenn er nichts gegen das NKWD ausrichten kann. Ich fülle den Fragebogen aus und schicke ihn zurück. Vom Roten Kreuz höre ich erst nach 13 Jahren wieder – im April 1956, bei meiner Ausreise aus der UdSSR.

WINTER 1943

Chef des Lagpunktes Malaja Kossolmanka ist, so unglaublich es klingt, ein Wolgadeutscher: Götz (russisch: Gez), der allerdings viele Jahre in Moskau gelebt hat.

Mit ihm hat es folgende Bewandnis: Götz hat an der Militärakademie der Luftwaffe in Moskau studiert. Er verliess diese Hochschule als Jagdflieger im Range eines Leutnants. Er wird an die Bürgerkriegsfront nach Spanien geschickt, schießt dort mehrere faschistische Flugzeuge ab. Da es für jeden Abschuss einen Orden gibt, kommt er hochdekoriert in die sowjetische Hauptstadt zurück. Beim deutschen Überfall auf die UdSSR ist Götz bereits Oberleutnant und wird sofort an die Front geschickt. Er bewährt sich auch dort, holt drei oder vier Flugzeuge vom Himmel und heftet sich die dazugehörigen Orden an seine Uniform. Dann wird er selbst abgeschossen, kann aber über sowjetischem Territorium mit dem Fallschirm abspringen. Wie in solchen Fällen üblich, wird er nach Moskau geschickt, um sich in einem der Flugzeugwerke eine neue Maschine abzuholen. Bei den Formalitäten während der Auslieferung des Aeroplans stösst ein Oberst auf die Rubrik «Nationalität» in seinem Militärpass und fragt: «Sie sind Deutscher?» Götz bejaht. «Dann», so der Oberst, «müssen wir Ihren Einsatz zurückstellen.» Befehl ist Befehl! Götz wird dem NKWD überstellt, wo man nicht viel Federlesens mit ihm macht. Trotz seiner wütenden Proteste nimmt man ihm die drei Sterne ab und beordert ihn in die «Arbeitsarmee»* des Lagers Nummer 239. Auf Staatskosten kauft man ihm sogar eine Fahrkarte, sodass er beinahe so komfortabel

nach Sibirien reist wie einst der Genosse Lenin, der die Fahrt in die Verbannung bekanntlich im Schlafwagen antrat.

Im Lager weiss man jedoch nicht, was man mit diesem «Arbeitsmobilisierten», auf dessen Lederjacke so viele Orden prangen, anfangen soll. Lagerchef Wassin, der nicht sicher ist, ob Götz nicht eines Tages wieder von Moskau angefordert wird, entscheidet, ihn auf einen entfernten und unproduktiven Lagpunkt abzuschieben, allerdings als Chef – man kann ihm ja wohl keine Säge in die Hand drücken. So landet Götz auf der Malaja Kossolmanka.

Kurz bevor ich dort eintreffe, wird er nach Kasachstan geschickt. Der Lagpunkt wird kommissarisch vom *techruk*, dem Technischen Leiter, geführt, einem farblosen Menschen, dem das Leben und Überleben der ihm anvertrauten Leute ziemlich gleichgültig ist.

Ich bin inzwischen vom Bastschuhflechten befreit und in die Brennholz-Brigade zurückversetzt. Zwar verdiene ich nun wieder 500 Gramm Brot, doch setzt mir die Kälte nach drei oder vier Wochen mörderischem Hunger ziemlich zu. Ich habe sogar vergessen, wer mein Partner in dieser Zeit war. Behalten habe ich nur, dass wir die Bäume, die wir umhauen und abästen, auch die paar hundert Meter bis zur Wachbude herankarren müssen. Da eiserne Gleise nicht vorhanden sind, werden die Loren auf hölzernen Schienen vorangestossen. Das ist eine zermürende Arbeit, der Boden ist uneben und die aus mittelgrossen Tannen gefertigten Holzgleise sind nicht sonderlich gerade. Die Loren entgleisen fortwährend und müssen, weil man sie sonst nicht auf die Gleise zurückkriegt, mindestens zur Hälfte entladen werden. Da bleibt es nicht aus, dass die Holzfäller, die die Loren schieben müssen, die Gleisbauer verfluchen.

Am 1. Februar 1943 werde ich völlig unerwartet zum Brigadier

der Gleisbauer bestimmt. Während jedoch ein Brigadier normalerweise seine Brotnorm unabhängig von der Leistung der Brigade erhält, muss ich meine Norm erfüllen. Der *techruk* behauptet, dass die Freistellung des Brigadiers nur gilt, wenn seine Brigade 16 Leute umfasst – mir aber unterstehen 14 Mann.

Gespentisch sieht mein Gleisbauer-Trupp aus, wenn wir morgens durchs Tor ziehen. Einige Leute sind in zerlöchernte Decken gewickelt, die sie mit Bändern und Stricken am Körper befestigt haben, andere tragen turbanähnliche Kopfbedeckungen aus Stoffetzen oder alten Schals. Manche sind regelrecht ver mummt – mit irgendwelchen Lappen versuchen sie, Mund, Wangen und Ohren vor der Kälte zu schützen. Fünf oder sechs Männer – darunter auch ich – haben zerschlossene Wattejacken bekommen, die wahrscheinlich kürzlich Verstorbenen gehörten. Ausserdem sind mir und einigen anderen neue *bachilly* (wattierte Stiefelstrümpfe) und mehr oder weniger solide Fausthandschuhe zugeteilt worden. Über der Jacke trage ich eine Art Regencape, das ich mir, da mein Mantel buchstäblich in Stücke zerfallen ist, von einem erkrankten Kumpel geliehen habe. Da der Mann vor einigen Tagen gestorben ist, gehört der Umhang jetzt mir. Aus der «früheren Welt» ist mir nur meine schon stark lädierte schwarze Pelzmütze verblieben.

Einige meiner Leute sind mir noch gut in Erinnerung. Ein junger Bursche heisst Viktor Stern. Bis zum Kriegsbeginn hat er auf einem U-Boot gedient. Noch in Ossokarowka hat er damit angegeben, dass er, wenn er morgens nackt durch das Boot zur Waschstelle ging, sein Handtuch am steifen Penis aufgehängt habe. Jetzt schaut er teilnahmslos, mit dem apathisch-verglasten Blick des Hungernden um sich. Am Ende des Monats ist er tot.

Ein anderer, ein Pianist aus Baku, hatte noch während der Herfahrt schmunzelnd davon erzählt, dass sich die Musiker, wenn sie auf

Begräbnissen spielen, um die Trauergäste nicht zu schockieren, einer Geheimsprache bedienen, in der der Verblichene *shmurik* (etwa Blindender) und der Leichenschmaus *flashok* (Fähnchen) geheissen habe. Jetzt sagt er bisweilen, sich um ein Lächeln bemügend, nun werde er bald selbst ein *shmurik* sein und ohne *flashok* auskommen müssen. Doch er irrt sich – er überlebt.

Dann ist da der Moskauer Geiger Kaulin. Er arbeitet langsam, aber stetig, flucht nicht und beklagt sich nie. Vor dem Tod hat ihn das nicht gerettet.

Auch an zwei Brüder Paisker entsinne ich mich (der ältere hiess Johannes), nicht zuletzt deshalb, weil sie auf der Doppelpritsche unter mir schlafen und sich ständig (was unter Wolgadeutschen Verwandten sonst nicht üblich ist) mit heiseren Stimmen anklaffen. Oft reden sie unverständliches Zeug, doch begreife ich, dass es um *machorka* geht, die Johannes noch besitzt und gelegentlich gegen Brot eintauscht. Wie Spekulanten sehen die beiden allerdings nicht aus, man könnte glauben, dass sie jeden Moment entkräftet Umfallen. Und tatsächlich: Eines Morgens regt sich der Ältere nicht mehr – er ist tot. Als der Jüngere den mit einem Hängeschloss versehenen Sperrholzkoffer des Bruders öffnet, entdeckt er, dass der voller schimmlicher Brotstücke ist. Trotz meiner Warnung verschlingt der Jüngere fast den ganzen Inhalt des Koffers, bekommt kurz darauf Magenkrämpfe, wird in den Medpunkt gebracht, den er nicht mehr lebend verlässt.

Meine Brigade schlägt schmale Schneisen in den Wald, räumt das Unterholz und die vom Wind umgeworfenen Bäume weg, füllt Löcher mit festgestampftem Schnee aus, schleppt die von den Holzfällern abgesägten Tannen zur Trasse, legt die hölzernen Schienen auf die eingekerbten Bohlen und fügt sie, da es keine Nägel gibt, mittels grob gehauener Verschlüsse aneinander.

Obwohl ich in meinen Abrechnungen nicht an Koeffizienten für verschiedene Schwierigkeitsgrade, Steigerungen, Entfernungen beim Heranbugsieren der Stämme usw. spare, erfüllen wir die Norm nicht immer. So zynisch es klingt, oft helfen uns die «Abgänge» bei der Normerfüllung, denn ich kann die Rationen der jeweils Verstorbenen auf die Übriggebliebenen anrechnen. Im Schnitt fällt jeden zweiten Tag jemand aus – tot oder halb tot. Am 28. Februar sind von der ganzen Brigade noch drei Mann einsatzfähig, die übrigen elf sind entweder eingegangen oder ringen in der Krankenstation um ihr Leben.

Am 1. März breche auch ich zusammen und werde zum Medpunkt gebracht. Ob noch Gleise angelegt werden und wer dies tut, ist mir egal. Im Dämmerzustand nehme ich nur wahr, dass sich Antonina Michailowna um mich bemüht. Seltsam, nicht um meiner selbst willen möchte ich mich wieder hochrappeln, sondern eher, um sie nicht zu enttäuschen. Am dritten oder vierten Tag bin ich wieder halbwegs bei Bewusstsein, und nach neun oder zehn Tagen werde ich erneut «aktiviert» – diesmal als Barackewart (der vorige ist gestorben).

In dieser Funktion habe ich alle «Abgänge» zu melden und mich um das Wegtragen der Leichen zu kümmern (um selbst anzupacken, bin ich zu schwach). Die Menschen sterben wie Fliegen. Bei den meisten geschieht es fast lautlos. Sie kriechen von der Arbeit nach Hause, legen sich auf die Pritsche, strecken alle Glieder von sich und verenden. Andere bäumen sich auf, jammern in der letzten Lebensminute oder schimpfen erbärmlich. Ein Kraftfahrer (ein kleiner Mann, den wir «Käfer auf Rädern» nennen) kommt bei einem Arbeitsunfall um. Der alte Schulz nimmt sich das Leben.

An sich kommen in dieser schlimmen Phase keine Selbstmorde vor – die häufen sich erst 1945, als die Leute begreifen, dass sie auch nach Kriegsende nicht in ihr altes Leben zurückkehren dürfen.

Schulz ist eine Ausnahme. Er ist schon 55, hätte eigentlich gar nicht mobilisiert werden dürfen. Wegen seines Alters und seiner ruhigen Art wurde Schulz von allen gut gelitten und landete schliesslich als Nachtwächter auf dem Lebensmittelspeicher. Als dort in gewissen Abständen kleine Mengen Mehl verschwinden, streut der für die Lagerung verantwortliche Buchhalter, ein abgefemter Schurke, der selbst mit Mehl handelt, eine hauchdünne Mehlschicht auf den Boden des Lagerraums und identifiziert wenige Tage später die Fussspuren von Schulz, der – wie wir später erfahren – das Schloss mit einem simplen (hier allerdings Seltenheitswert besitzenden) Fünf-Kopeken-Stück aufgeschlossen hat. Schulz, ein strenggläubiger Mann, wird in den Karzer gesteckt und erhängt sich dort.

Ausser mich um die Toten zu kümmern, spalte ich Brennholz, heize Öfen, schrubbe Fussböden, schleppe Wasser, achte nachts darauf, dass die zum Trocknen aufgehängten Sachen nicht gestohlen werden. Da ich als Barackenwart immer in der Zone zu tun habe, kann ich mir bald ein Bild von den zahlreichen Kommissionen machen, die tagsüber im Lager auftauchen. Erstaunt registriere ich, welches Gewese um diese Kommissionen gemacht wird und mit welcher Servilität die lokalen Bosse den Abgesandten aus der Hauptstadt Soswa begegnen. Alle paar Tage werden die Barackenwarte ins Kontor getrieben und instruiert, wie sie sich bei Begehung der Schlafräume durch die Kontrolleure zu verhalten haben und was sie auf mögliche Fragen zur Belüftung und Hygiene, zum Trocknen der Fusslappen und zum Essen antworten sollen. Natürlich wird ihnen immer wieder gedroht, dass sie bei Nichtbefolgung der Anweisungen in den Wald geschickt werden.

Es gibt Brandschutzkommissionen, die die Öfen und Abzüge inspizieren und Strafen verhängen, wenn das zum Trocknen aufge-

schichtete Holz zu nah an den Feuerstätten liegt. Andere Kontrolleure überprüfen, ob die Fussböden blank gescheuert und die Pritschen aufgeräumt sind. Besonders gefürchtet sind Besichtigungen des Barackeneingangs, bei denen es darum geht, Spuren der Nachtpinkler auszumachen. Haben doch alle hier, was unter diesen Bedingungen nicht verwunderlich ist, eine schwache Blase und müssen nachts mehrmals hinaus, laufen aber in der Kälte nicht bis zum Plumpsklo, sondern erleichtern sich gleich vom Treppenabsatz aus in den Schnee. So ist der Barackenwart morgens damit beschäftigt, den vom Urin gefärbten Schnee wegzuschaufeln, und wehe ihm, wenn eine Spürnase noch ein paar gelbe Schneekörner entdeckt.

Dann gibt es Abordnungen, die den Zustand der Klos begutachten, sich für die Zubereitung und Austeilung der Wassersuppe oder die Aufbewahrung des Brotes interessieren. Bei den Kücheninspektionen wird unter anderem auch kontrolliert, ob die Köche darauf achten, dass alle Lagerinsassen – wie vorgeschrieben – vor dem Erhalt der Suppe einen Schluck Kiefernadelextrakt zu sich nehmen, der gegen Skorbut helfen soll, aber, wie ich an mir selbst festgestellt habe, keine Wirkung zeigt: Obwohl ich ihn fleissig trinke, beginnen meine Zähne zu bröckeln. Manchmal tauchen die Kontrolleure auch während der relativ häufigen Impfkampagnen auf, um die sich die Wolgadeutschen drücken, weil sie glauben, man flösse ihnen Gift ein. Die Aufpasser stellen sich dann neben den Ausschank und überwachen, dass die *balanda* nur an Geimpfte ausgegeben wird.

Die weitaus gründlichsten Besichtigungen werden von Hygienekontrolleuren durchgeführt. Es ist grotesk, dass das alltägliche Sterben der Menschen die Kontrolleure völlig kaltlässt, sie aber einen Skandal inszenieren, wenn sie einen nicht ganz kahl geschorenen Mann entdecken: die Läuse. Während man gegen Wanzen, die angeblich keinen Typhus übertragen, nichts unternimmt, wird gegen

Läuse ein gnadenloser Kampf geführt. Nicht nur nach der Entlausung in der Sauna, sondern auch oft beim Zählappell oder an der Kantinentür heisst es plötzlich: Oberkörper frei, Läusekontrolle!

Allmählich jedoch beginnt die hohe Zahl der «Abgänge» – besonders unter den «Arbeitsarmisten», die zu dieser Zeit die Mehrheit im Lager bilden – die Lagerleitung zu beunruhigen, da die Planerfüllung dadurch gefährdet ist. Die Obrigkeit verordnet deshalb die Einrichtung eines OPP, *osdorowitelny profilaktitscheskipunkt* (Prophylaktischer Gesundungspunkt). Diese Nachricht löst Hoffnungen in uns aus, zumal wir erfahren, dass gerade unser Lagpunkt, die Malaja Kossolmanka, zum OPP umfunktioniert werden soll. Über die Einweisung in den OPP entscheidet jedoch eine Ärztekommision. Ich gehöre zu den Auserwählten. Die vermeintlich nicht Erholungsbedürftigen werden in andere Lagpunkte abtransportiert.

Wir anderen werden in eine mit einfachen (nicht doppelstöckigen) Pritschen ausgerüstete Baracke umgesiedelt, erhalten jeder eine Decke und einen kleinen Sack, den wir mit trockenem Gras vollstopfen und als Kopfkissen benutzen können. Es gibt dreimal am Tag, nicht nur morgens und abends, Wassersuppe, die etwas dicker als gewöhnlich ist, aber nur 500 Gramm Brot täglich.

Im OPP zieht sich die Zeit endlos hin. Die meisten Leute dösen den ganzen Tag auf der Pritsche vor sich hin. Die einzige Unterbrechung des Tagesablaufs sind die Mahlzeiten und die Rundgänge der Ärztin, die Tag und Nacht auf den Beinen ist. Sie redet den apathisch Daliegenden gut zu und verabreicht gelegentlich mal eine Tablette. Zu den Pflichten der Ärztin gehört, zu bestimmen, wer das einzige Glas Milch bekommt, das dem Lagpunkt zugeteilt wird (oder das von der Zuteilung ankommt). Da natürlich immer die am meisten Ge-

schwächten diese Morgengabe erhalten, geschieht es häufig, dass diese am nächsten Tag nicht mehr am Leben sind. Ich erinnere mich an zwei Leute mit russischem Familiennamen: Ljaguschkin und Saizew. Ljaguschkin ist ein schlaksiger Bursche aus Baku, der, selbst als er kaum noch atmen kann, mit angeberischen Sprüchen um sich wirft. Saizew hingegen ist ein kleiner blasser Intellektueller mit geflickter Nickelbrille, mit dem ich mich einige Male über die Perspektiven des Krieges nach Stalingrad unterhalten habe. Er spricht stockend und meint, der Krieg werde noch Jahre dauern, er werde sein Ende nicht erleben. Damit soll er recht behalten – einen Tag nachdem er das Glas Milch getrunken hat, haucht er sein Leben aus.

Am Morgen nach Saizews Tod teilt Antonina Michailowna mir das Glas Milch zu. Obwohl es wunderbar schmeckt, bin ich erschrocken. Bedeutet dies, dass ich als Nächster an der Reihe bin? Von diesem Tag an zähle ich allmorgendlich: «Erster Tag nach der Milch, zweiter Tag nach der Milch ... fünfter Tag nach der Milch ...» Offenbar bin ich dem Tod doch ein weiteres Mal von der Schippe gesprungen.

Als ich mich besser fühle, gehe ich hin und wieder ein paar Schritte draussen auf und ab und sitze lange, in die kostbare Decke gehüllt, auf dem die Baracke umgebenden Erdwall. Jetzt, da der Schnee dahinschmilzt, kann ich mich am Glitzern der Eiszapfen erfreuen. In den Formen der Eiszapfen entdecke ich Märchenfiguren und erzähle mir phantastische Geschichten über zwei bunte Fische, die irgendwo in der Südsee Zwiesprache miteinander halten.

Auf die Sonnenseite der Baracke kann ich mich allerdings nicht setzen. Da würde ich auf die Wachbude sehen, durch die, wie ich weiss, in der Nacht die Toten herausgetragen werden. Für alle Toten gibt es nur einen einzigen Sarg aus ungehobelten Brettern, der, nachdem die Leiche ausserhalb der Zone in die Grube gekippt wurde, wie-

der zurückgebracht wird. Wenn der Sarg am Wachsoldaten vorbeigetragen wird, lässt er den Deckel öffnen und schlägt mit einem Hammer auf den Kopf des Toten. Angeblich gibt es eine Verordnung, die dies vorschreibt, um die Flucht eines sich totstellenden Sträflings zu verhindern.

Nach zehn oder zwölf Tagen OPP ereignet sich auf unserem Lagerpunkt und im ganzen Lager etwas Besonderes. Aufgrund des schlechten Versorgungszustandes ist die Lagerleitung auf die Idee gekommen, einen Mann nach Kasachstan zu den Familien der «Arbeitsmobilisierten» zu schicken, um Pakete einzusammeln und in einem Sonderwaggon nach Soswa zu bringen. Da dieser Mann nicht nur politisch einwandfrei sein muss, sondern auch das Vertrauen der Wolgadeutschen geniessen und über Organisationstalent verfügen muss, hat man Götz ausgewählt. Mütter und Ehefrauen schnüren eifrig Pakete, die unter den Adressaten verteilt werden, nachdem Götz mit seinem Waggon wieder im Lager eintrifft.

Ich frage Götz, ob er meine Frau gesehen habe. Er macht ein harmloses Gesicht und verneint (erst viel später erfahre ich, dass dies nicht der Wahrheit entspricht). Er habe lediglich gehört, behauptet Götz, dass sie nach Temir-Tau übergesiedelt sei, eine neue Stadt 15 oder 20 Kilometer von Karaganda entfernt, wo ein riesiges Hüttenkombinat errichtet wird. Sie soll dort einen Posten in der Buchhaltung bekommen haben. Wenigstens ist sie gesund und arbeitet in ihrem Beruf. Aber mich wurmt, dass sie mir nicht einmal eine Nachricht übermittelt hat. Doch Götz entschuldigt sie – wahrscheinlich habe sie mir einen Brief geschrieben, doch sei es ihm in der Hektik der Abreise nicht mehr möglich gewesen, Temir-Tau zu besuchen.

Von nun an ist der Lagerpunkt in zwei Parteien geteilt: Auf der einen Seite die Paketempfänger (fast ausschliesslich Ex-Kulaken), auf der anderen Seite die leer Ausgegangenen. Erstere kochen und brut-

zeln ununterbrochen, tauschen Lebensmittel aus und richten, da sich an den Öfen Schlangen bilden, sogar Feuerstellen im Freien ein. Wir anderen schleichen verstört um sie herum. Hin und wieder fragt ein Habenichtes einen Satten, ob er ihm nicht wenigstens die mittägliche Wassersuppe überlassen könne, doch da gibt es zumeist abschlägige Antworten.

Einmal gelingt es auch mir, mich satt zu essen. Das ist eine lange Geschichte, die damit beginnt, dass einige Lagerpferde plötzlich «rotzverdächtig» sind und wegen der grossen Ansteckungsgefahr nicht mit anderen Tieren in Berührung kommen dürfen. Auf der Malaja Kossolmanka stellt eine Veterinärkommission bei zwei Pferden Symptome der Erkrankung fest. Die Gäule werden in die Taiga hinausgeführt, dort erschossen und, nachdem man sie vergeblich zu verbrennen sucht, im Sumpf vergraben. Da Götz, nun wieder Lagpunkt-Chef, befürchtet, dass sich ein Paketloser unter einem Vorwand Ausgang verschaffen und über einen Kadaver hermachen könnte, lässt er die Stelle von zwei Pferdeknechten Tag und Nacht bewachen. Doch da hat Götz sich verschätzt. Nach zwei Tagen buddeln die Pferdeknechte den verkohlten Pferdeleichnam aus, schneiden ein paar mehr oder weniger passable Fleischstücke heraus und bieten es unter der Hand den Hungrigen an. Ich besitze noch einen in meiner Pelzmütze eingenähten 20-Rubel-Schein und kann einen der Knechte dazu überreden, mir eine Portion Pferdefleisch für das faktisch wertlose Geld zu verkaufen.

Meinen Vorsatz, das Fleisch recht lange zu kochen, kann ich jedoch nicht ausführen. Der Handel mit den Aasstücken ist ruchbar geworden, und Götz, der *burunduk* und Antonina Michailowna rennen wie besessen durch die Zone und kontrollieren den Inhalt eines jeden auf dem Feuer stehenden Kochtopfes. Was soll ich tun? Ich kann das Fleisch ja nicht einfach wegwerfen! Also beschliesse ich, es so zu verzehren, wie es ist. Ich bleibe einen Tag von morgens bis

abends auf meiner Pritsche liegen und beisse, den Kopf unter der Decke verbergend, ein Stück nach dem anderen ab. Ich muss zwar lange kauen, doch das Zeug schmeckt sogar. Nach dieser Mahlzeit fühle ich mich – kaum zu glauben – besser als nach dem Glas Milch.

REITEN UND ANDERE ERLEBNISSE

Am Ende der dreiwöchigen OPP-Zeit weist man uns doch noch eine Arbeit zu, eigentlich keine richtige Arbeit, sondern eine Aufgabe, die von den meisten als angenehme Abwechslung empfunden wird: Die Pferde von der Malaja Kossolmanka sollen auf den Landwirtschaftspunkt Shdanka überführt werden (wir vermuten, dass die Malaja Kossolmanka dauerhaft zum OPP werden soll, was sich aber als falsch erweist). Der ist nur 20 Kilometer von hier entfernt. Der Weg dorthin führt über Korelino, das aber an der Eisenbahn liegt und deshalb für die rotzverdächtigen Pferde gemäss der Quarantänebestimmungen tabu ist. Folglich bleibt nur die Möglichkeit, die etwa 25 Gäule durch die weglose Taiga zu führen. Zwei Pferdeknechte erklären, sie wüsten einen Weg durch die Sümpfe. Voraussetzung sei natürlich, dass jedem Pferd ein Reiter beigegeben werde, weil sonst die Gefahr bestünde, dass die Tiere auseinanderstreuen.

So werden 25 Leute zur Überführung der Tiere abkommandiert, darunter auch ich. Ich wehre mich und sage, dass ich noch nie auf einem Pferd, geschweige denn auf einem ungezäumten, gesessen habe, aber das wird nicht ernst genommen. «Sind doch zahme Viecher», wird mir entgegnet, «die sind froh, wenn sie nicht geschlagen werden. Mit ihnen kommt jedes Kind zurecht.»

Für Leute, die auf dem Land aufgewachsen sind, ist es sicher ein Kinderspiel, für mich nicht. Obwohl meine klapprige Mähre wirklich sanftmütig ist, schaffe ich es nicht einmal, auf sie raufzukommen. Ich

muss mir, als sich der Reiterzug schon in Bewegung setzt, einen hohen Baumstumpf suchen, um überhaupt aufsitzen zu können. Zum Glück bewegen wir uns auf einem Weg, so kann ich einigermassen mit den anderen Schritt halten. Dann aber biegt die Spitze des Zuges in den Wald ein. Ich bin schon der Letzte in der Kolonne. Verdammter Mist, denke ich, wenn ich den Anschluss verliere, mich möglicherweise verirre, bin ich geliefert. Obendrein ist das Pferdchen Staatseigentum, das auf keinen Fall veruntreut werden darf.

Im unwegsamen Gelände schaukelt meine Mähre bedrohlich. Mal bricht sie in ein Wasserloch ein, mal tritt sie unter tiefhängenden Ästen hindurch, die mich fast von ihrem Rücken gefegt hätten. Zudem sitze ich wie auf Feuer. An meinem Allerwertesten ist schon kaum ein Polster vorhanden, und das Rückgrat des halbverhungerten Viehs kann man gut und gerne mit einer Säge vergleichen. Ich verschaffe mir Linderung, indem ich meine Pelzmütze absetze und sie unter mich stopfe. So geht's besser. Doch nicht lange. Als mein Gaul wieder mal eine unverhoffte Bewegung macht, rutscht das Pelzkissen unter mir weg. Im ersten Moment merke ich es gar nicht (ich muss mich ja festhalten), im zweiten, als es mir auffällt und ich mich umdrehe, sehe ich nur noch einen zehn oder zwölf Meter entfernten schwarzen Fleck im Gras. Ich getraue mich nicht, das Pferd zu wenden. Wie sollte ich die Mütze auch aufheben?

Verzweifelt treibe ich mein Pferdchen also an und schaffe es, etwas näher an den Vordermann heranzukommen. Einer der Pferdeknechte wartet am Rande des hin und wieder durch einen abgebrochenen Ast markierten Weges. Ich muss eine so jämmerliche Figur machen, dass sich sogar in seinem rauen Herzen Mitleid regt. «Ich geb dir ein bisschen *machorka*», sagt er, während er neben mir herreitet. Da ich die Hände nicht frei machen kann, dreht er mir ein Ziegenbeinchen, raucht es mir sogar an. Wieder dieses angenehme Be-

nebeltsein nach langer Rauchpause! Für ein paar Augenblicke vergesse ich alles andere. Dann, als ich den Stummel schon fortgeworfen habe, entdecke ich entsetzt, dass der Ärmel meiner Wattejacke qualmt. Ein brennender Tabakkrümel ist hineingefallen und schwelt nun im Futter! Ich versuche, die rauchende Watte zu ersticken, indem ich die Hand auf die unsichtbar brennende Stelle drücke – vergebens. Es raucht und raucht. Dann ziehe ich, mit Mühe die Balance haltend, die Jacke aus und lasse den schmauchenden Ärmel in eine Pfütze hinabbaumeln. Aber auch das hilft nichts. Zwar wird das Ende des Ärmels pitschenass, aber irgendwo qualmt es weiter. Nun beginnt es zu regnen. Der Regen hilft gegen den Schwelbrand, aber ich kriege die Jacke nicht mehr an. Ohne Mütze, ohne Jacke, mit rasch durchnässten Schultern, zittere ich bald. Dem Pferdchen scheint's nichts auszumachen. Es setzt, ab und zu unter mir wegsackend, ein Bein vor das andere. Den Vordermann sehe ich nicht mehr.

Doch dann sammelt sich die Reiterkolonne auf einer kleinen Lichtung. Die Leute sind zumeist abgestiegen und suchen unter Büschen und Bäumen Unterschlupf vor den hinabstürzenden Fluten. Mühsam lasse ich mich vom Pferderücken gleiten und recke meine erstarrten Glieder. Alsbald erfahre ich, dass es zwei Gründe für den unvorhergesehenen Halt gibt. Erstens sind zwei Pferde etwas weiter rechts im Morast stecken geblieben. Zweitens wissen unsere Führer nicht weiter. Ein Pferdeknecht meint, wir müssten uns rechts halten, der zweite schwört, dass da ein grosser Sumpf beginne und wir nach links abschwanken sollten.

Die eingebrochenen Gäule stampfen in Todesangst, sinken immer tiefer im Moor ein und machen mit dünnem Wiehern auf sich aufmerksam. Sie spüren augenscheinlich, dass ihre letzte Stunde geschlagen hat. Zwei beherzte Männer haben es zwar zuwege gebracht, den armen Viechern einen Strick um den Bauch zu binden, doch den

durchgefrorenen und völlig durchnässten Menschen mangelt es an Kraft, um sie herauszuzerren. Die Pferde versacken weiter und weiter. Schliesslich wird die Rettungsaktion auf morgen verschoben. Doch da gucken nur noch – hinter den Grasbüscheln kaum wahrnehmbar – die Köpfe der beiden Unglückstiere aus dem Morast. Laute geben sie keine mehr von sich.

Im anhaltenden Regen wird Feuer gemacht – das wenigstens haben die Leute in der Taiga gelernt. Sobald die Flammen aufzüngeln, drängen sich alle um die Brandstätte und strecken die klammen Hände in die Wärme. Die Pferdeknechte rufen: «He, Saubande, Holz sammeln! Aufstehen! Trockene Äste herbringen!» Doch niemand erhebt sich. Wütend über die Missachtung ihrer Autorität, gehen sie um die Feuerstelle herum und treten den Hockenden in den Hintern. Die fallen vornüber, verbrennen sich die Hände, stehen aber nicht auf. Auch ich denke nicht daran, mich zu erheben. Sollen doch die Satten das Feuer unterhalten.

Gegen Morgen hört der Regen auf, die Kälte dringt trotzdem unter die Haut. Der Hunger wird quälend. Um die im Morast steckenden Pferde kümmert sich niemand mehr. Jetzt geht es um die Menschen. Die beiden Führer sind auf Erkundungstour, kommen jedoch mehrmals unverrichteter Dinge zurück. Ich merke kaum, wie der Tag vergeht. Es wird wieder dunkel – die zweite Nacht in der Taiga. Im Hocken, die Wärme des Feuers spürend, verbringe ich 24 Stunden wie im Halbschlaf. Mehrmals schrecke ich auf und dämmere wieder ein. Als es hell geworden ist, weckt mich ein allgemeines Aufbruchstöse. Es stellt sich heraus, dass wir uns nur wenige hundert Meter entfernt vom Trakt Korelino-Shdanka befinden. Bis zur Shdanka sind es nur zwei Kilometer.

Die beiden erbärmlichsten Figuren (darunter ich) dürfen nun, da

zwei Pferde ertrunken sind, zu Fuss gehen. Erleichtert stapfe ich hinter dem Tross her. Auf der Shdanka bekommen wir Suppe und Brot, sogar 600 Gramm, doch die gestrige Ration ist verfallen. Dann werden wir durch die Sauna geschleust, erhalten aus der Entlausungskammer unsere trockenen Sachen zurück und schlafen auf dem Fussboden des Ankleideraums. Am nächsten Tag (wieder 600 Gramm Brot!) schickt man uns die 20 Kilometer nach der Malaja Kossolmanka zurück. Da bin ich, weil mir das Laufen nichts ausmacht, nicht mehr der Letzte. Auf der Wache des OPP sind die Soldaten empört, weil die Leute in grossen Abständen und einzeln eintrudeln: Die hätten ja abhauen können! Doch abgehauen ist keiner.

Kurz darauf geht meine Zeit auf der Malaja Kossolmanka zu Ende. Die Leute, die sie hinter sich haben, gelten als voll einsatzfähig und werden auf unterschiedliche Lagpunkte verteilt. Für mich beginnt eine Zeit mit vielen Veränderungen, Höhen und Tiefen.

Wenige Tage nachdem wir auf der Shdanka waren, schickt man mich und ein Dutzend wackliger Figuren – nun bewacht! – wieder nach der Shdanka zurück. In unserer kleinen Marschkolonnie sind der Pianist, der sich nostalgisch seiner *shmuriks* erinnert, und ein Mennonit namens Isaak. Er ist ein schlitzäugiger Bursche, äusserlich robust, mit einem breiten Gesicht. Richtig aufmerksam auf ihn werde ich erst, als wir in dieselbe Baracke kommen und er jeden Morgen, lange vor dem Wecken, im Schlaf Choräle singt. Es klingt erhebend. Wenn seine Nachbarn, die der Gesang stört, ihn wachrütteln, weiss er angeblich nichts von seinen Gesängen. Auch kann er sich nicht erinnern, etwas geträumt zu haben.

Anfangs werde ich auf der Shdanka dem *expeditor* zugeteilt, also dem Begleiter der Versorgungstransporte, einem Mann aus Baku, der Ehlert heisst. Wir bringen – zumeist nachts – ein paar Waggonladun-

gen mit dem Traktor von Korelino nach der Shdanka. Der Traktorist ist ein Sträfling auf Freigang. Unterwegs machen wir im Wald halt und kochen. Da stopfe ich dicken Mehlbrei, von dem ich vor ein paar Tagen nicht einmal zu träumen wagte, in mich hinein. Am unwirklichsten ist, dass Ehlert, wenn ich die Schüssel ausgelöffelt habe, nüchtern fragt: «Willst du noch was?» Eine Frage, der ein Hauch von Friedenszeiten anhaftet.

Bei seinem Job, so erklärt mir Ehlert, komme es lediglich darauf an, abzuschätzen, wie viel geklaut werde, und das entstandene Manko auszugleichen. «In Korelino sind fast nur Sträflinge. Wenn die einen Waggon mit Getreide ausladen, binden sie sich unten die Hosen zu, lassen mal einen Sack platzen und schütten sich dann einen Schwall in die Buxen. Das sind jedes Mal an die fünf Kilo. Ich muss also überschlagen, wie viele Leute am Ausladen beteiligt sind, und das mit fünf multiplizieren. Und selber esse ich ja auch was, da kommt schon einiges zusammen. Damit das Gewicht stimmt, kippe ich ab und zu ein paar Säcke in eine Pfütze oder schmeisse einen Sack zweimal auf die Waage. Wenn sich ein kleiner Fehlbetrag bei mir einschmuggelt, ein paar Zehntel Prozent vielleicht, geht das durch – Feuchtigkeitsschwund und so. Nur zu viel darf es nicht sein, sonst kommen gleich die von der Tscheka und beweisen einem, dass man schon beim Anfangsgewicht gemauschelt hat.»

Die nächtlichen Schlemmereien haben jedoch bald ein Ende. Nach drei oder vier Fahrten werde ich beim Morgenappell ohne jede Erklärung in die Ziegelei geschickt. «Ziegelei» ist etwas hochgestochen, denn vorerst werden nur Rohziegel gefertigt, der Brennofen ist noch im Bau. Die Anlage liegt an einem Bach. Es gibt drei Werkbänke, an denen die Leute, die sogenannten Former, die Ziegel fertigen – immer vier Stück mit einem Handgriff. Am Bach befindet sich ein grosser, mit Lehmklumpen und Wasser gefüllter Bottich. Um den

Bottich tritt ein erblindetes Pferd und bewegt die kreisenden Mischarme, die Lehm und Wasser zu einer homogenen Masse vermengen. Diese Masse wird von jeweils drei Leuten nach oben gekarrt. Hinter den Formtischen befinden sich die Gestelle, auf denen die Rohziegel zum Trocknen an der Luft aufgestellt werden.

Ich bin einer der Schubkarrenmänner. Mir obliegt es, meine Karre am Bottich vollzuschuppen, sie zum Former zu bugsieren und sie dort auszuschütten. Oft schaffe ich es beim ersten Mal nicht, die steil ansteigende, zehn oder zwölf Meter lange Strecke zu bewältigen. Oben angelangt, kriege ich keine Luft mehr und kann die Griffe der Karre nur noch mit grosser Mühe hochreissen. Auch dazu muss ich bisweilen zwei- oder dreimal ansetzen.

Der Former, dem ich das Lehmgemisch vor die Füsse schüttele – er heisst Bock –, muss auch seine Norm erfüllen und beschimpft mich, sobald er ein paar Sekunden Leerlauf hat, als Tölpel, Versager und Schlappschwanz. Trotzdem tut er mir leid, als er bald nach meiner Schubkarrenzeit ein schlimmes Ende nimmt. Er versucht nämlich in die Kammer des Brotschneiders einzubrechen, wird dabei ertappt und zunächst als in Korelino stationierter Untersuchungshäftling in den Wald geschickt. Dort bringt er sich selbst eine Verletzung bei, kommt verspätet mit einem völlig vereiterten Bein ins Krankenhaus, wird amputiert und vom Tod ereilt.

Nachdem sich Bock beim Brigadier über mich beschwert, komme ich als Heizer auf die Elektrostation. Das «Kraftwerk» besteht aus einem Lokomobil, um das ein wetterfester Schuppen herumgebaut ist. Darin sind einige Festmeter Brennholz, ein paar Wasserfässer und ein kleiner Instrumentenschrank untergebracht. Beschäftigt sind dort jeweils zwei Mann – Maschinist und Heizer, die in zwei Schichten je zwölf Stunden arbeiten. Maschinist der Tagesschicht ist Ruppel, der

bald zum Chef der Mechanisierungsabteilung des Lagers in Soswa wird. Die Nachtschicht fährt mein alter Bekannter Pannekauk. Sein kommunistischer Elan ist etwas verblasst, doch sieht man ihm an, dass er sich noch nicht mit Säge und Beil für die Normerfüllung abquälen musste. Bevorzugt bleibt er auch in der Folgezeit: Von der Elektrostation kommt er als Brotschneider in die Kantine. Doch dann beginnt sein Abstieg. Die Versuchung auf der neuen Stelle erweist sich als zu gross. Von dem auf Kosten der Hungerleider «erwirtschafteten» Brot kauft er ein paar Uhren, wird wegen Betrugs gefasst und zu fünf Jahren Straflager verurteilt (eine unter diesen Umständen ungewohnt milde Strafe). Die Kriminellen seines Lapppunkts beschuldigen ihn – ob zu Recht oder Unrecht – des Diebstahls und ertränken ihn kurzerhand im Frühjahr 1945 beim Flössen.

Ich bin als Heizer Pannekauk zugeordnet und arbeite nachts. Auf dem Vorplatz der Elektrostation zersäge und spalte ich Holz, immer im Dunkeln, sodass ich, weil ich nur mit einem Auge sehe, höllisch auf meine Finger aufpassen muss. Da ich ausserdem Kühlwasser aus dem nahen Bach heranschleppe, bin ich im Grunde ausgelastet. Zu meinen Pflichten gehört jedoch darüber hinaus, die «Zusatzverpflegung» für die Tag- und Nachtschicht zu sichern. Deshalb zottele ich, sobald es dunkel wird, mit meinen beiden Wassereimern zu den in nächster Nähe gelegenen Feldern, buddele Kartoffeln und Mohrrüben aus und nehme hier einen Kohlkopf und dort ein paar Kohlrabi mit. Da die Kartoffeln noch recht klein sind, halte ich mich mehr ans Gemüse. Für die mondhellen Nächte, in denen man von den Wachtürmen gesehen werden kann, lege ich einen kleinen Vorrat an. Wenn ich beim Klauen erwischt werde, drohen mir ein paar Tage Karzer. Das wird sich allerdings im nächsten Jahr ändern. 1944 wird ein bewaffneter Flurschutz eingerichtet, der sogar einen Mann erschiesst.

Aus welchem Grunde ich von der Elektrostation abgezogen werde, ist mir nicht erinnerlich. Man teilt mich der neugegründeten bestehenden Pilzbrigade zu, die aus acht oder neun schwächlichen Leuten besteht. Der Chef der Shdanka, ein dicker Ukrainer ohne militärischen Rang, meint es gut mit uns. Wahrscheinlich denkt er, man könne die kurze Pilzzeit nutzen, um Gemüse für den Winter aufzusparen. Wegen der Arbeitsabrechnung der Pilzsammler braucht er sich nicht den Kopf zu zerbrechen – auf einem Landwirtschaftspunkt können sie als Feldarbeiter geführt werden. Trotzdem erweist sich der Pilz-Feldzug als Flop.

Unsere Norm wird auf 20 Kilo festgesetzt – ein Gewicht, das übrigens keiner der Schwächlinge unserer Brigade auf einmal forttragen kann. Ich sage mir, dass ich 300 Gramm Brot (das bekommen die Pilzsucher bei nicht erfülltem Soll) auch bei einer Ausbeute von zwei oder drei Kilo verdiene, und halte mich deshalb an die Himbeeren, die in den abgebrannten Waldstücken überreichlich wuchern. Manche tun es mir gleich. Die übrigen Pilzsucher versorgen sich erst einmal selbst. Sie legen die Hüte grosser Reizker und Täublinge auf ein rasch entfachtetes Feuer, streifen die massenhaft herauskriechenden Maden mit der Hand ab und verschlingen die tellergrossen Kappen. Den Rest der «Schwämme» (so heissen die Pilze bei den Wolgadeutschen) liefern sie, indem sie drei- oder viermal in die Zone pilgern, mitsamt dem Gewürm in der Kantine ab. Das Ergebnis ist, dass auf der nun gemüselosen Suppe eine dicke Schicht weisser Würmer schwimmt. Ich kriege diese *balanda* nicht runter, lebe also von dem winzigen Stück Brot und den Himbeeren. Pilze – auch ohne Maden – sind mir bis heute (nach mehr als 55 Jahren!) noch immer zuwider.

Meine Pilzsuche dauert nur eine Woche. Dann treffe ich eines Abends in der Zone Götz, der sich wegen irgendeines Anliegens kurz

auf der Shdanka aufhält. Niedergeschlagen berichte ich ihm von den 300 Gramm Brot und der Maden-Suppe (von den Himbeeren sage ich nichts). Er verspricht, sich beim Chef für mich einzusetzen. Und er hält Wort.

Tatsächlich werde ich wieder auf die Malaja Kossolmanka überführt und von Götz als Nachtwächter der Tag und Nacht beheizten Teeröfen beordert – mit garantiert 500 Gramm Brot. Das ist wahrhaftig eine himmlische Beschäftigung. Zu tun habe ich so gut wie nichts. Das benötigte Holz wird tagsüber neben den beiden zwei Meter langen Öfen von einer Invalidenbrigade herangebracht und aufgeschichtet, sodass ich nur auf die gleichmässige Hitzeentwicklung achten und etwa alle zwei Stunden einen Stoss Rundhölzer nachlegen muss. Als Traumjob erweist sich dieser Posten aber vor allem, weil keine zehn Meter entfernt ein Kartoffelfeld mit jetzt schon recht grossen Knollen beginnt. Obendrein fliesst ganz in der Nähe der Ziegelei-Bach vorbei. Ich besorge mir ein Eimerchen, grabe abends, wenn ich zur Arbeit erscheine, in aller Ruhe Kartoffeln aus, wasche sie säuberlich im Bach und schiebe sie mit einem langen Ast unter die Glut ins heisse Aschenbett. Vor dem nächsten Holznachschub fische ich die köstlich gebräunten Kugeln aus der Asche, puste und beisse hinein. Die Schale ist knusprig, das Innere zergeht auf der Zunge – ein unvergleichlicher Geschmack! Diszipliniert ermahne ich mich, mich nicht zu überfressen. Das ist gar nicht so leicht, doch wäre es unverzeihlich dumm, wegen Magenverstimmung ins Krankenhaus zu kommen und meinen märchenhaften Posten einem anderen zu überlassen.

Doch meine Tage an den Teeröfen sind gezählt. Nach dem Besuch einer Ärztekommision werde ich wieder als «waldgeeignet» eingestuft und erneut auf die Bolschaja Kossolmanka überstellt.

WIEDER IM WALD

Auf der Bolschaja Kossolmanka will zunächst keiner mit mir zusammenarbeiten. Nicht etwa, weil ich «Deutschländer» bin, sondern einfach, weil ich den Makel des TT-Mannes (Schwerstarbeiter) mit mir herumtrage. So muss mein jeweiliger Partner auch immer die höchste Norm erfüllen.

Schliesslich wird mir der im Schlaf singende Isaak zugewiesen. Er ist ein ST-Mann (mittelschwere Arbeit). Da wir beide schon im Wald gewesen sind, kennen wir uns mit den verschiedenen Koeffizienten aus und wissen, wie man fachgerecht betrügt. Zugute kommt uns, dass man uns jetzt, anders als im ersten Jahr, die uns zustehenden, aber fehlenden Lebensmittel tatsächlich – nach bestimmten Koeffizienten in Mehl umgerechnet – «vergütet». Für jede Übererfüllung der Norm, und sei es nur um zwei, drei Prozent, erhält man eine kleine Pirogge. Bei hundertzwanzigprozentiger Normerfüllung erhält man 800 Gramm Brot.

Isaak und ich tun alles, um die Norm überzuerfüllen, und versuchen 120 Prozent zu schaffen. Wir feilschen mit dem Polier über den Begriff «Mischwald», der eine Minderung der Norm impliziert, weil für unterschiedliche Holzarten verschiedene Sägen benötigt werden. Wir rechnen nicht durchgeführte Arbeiten ab (Wegebau, Säuberung der Parzellen, Aushacken des Unterholzes) und geben einen überhöhten Prozentsatz von Zedern oder Lärchen in den Brennholzstapeln an. Verräterische Äste und Schadstellen sorgsam verbergend, lagern wir die gefällten Stammabschnitte so, dass wir minderwertiges,

also nur zum Verheizen geeignetes Holz als hochwertiges Bauholz ausgeben, und stufen Hölzer, die gerade noch als Baumaterial durchgehen würden, als Eisenbahnschwellen ein. Oder wir lassen die Rundhölzer vorsorglich einen Zentimeter länger und sägen den überflüssigen Zentimeter am nächsten Tag ab – samt dem Stempel des *prijomtschik*, des Abnehmers. Die Holzscheiben müssen wir schleunigst verschwinden lassen. Verbrennen können wir sie nicht, weil im Sommer und im Herbst kein Feuer im Wald gemacht werden darf.

Trotz all dieser grossen und kleinen Betrügereien müssen wir hart ranklotzen, um die Norm zu erbringen. Eine Pirogge verdienen wir fast jeden Tag, aber 800 Gramm Brot bekommen wir selten. Wir gehören beide nicht zu den Kräftigsten. Nicht nur ich mache manchmal schlapp, auch dem rundgesichtigen Isaak geht bisweilen die Puste aus.

Insgesamt verstehen wir uns recht gut. Manchmal wechseln wir ein paar Sätze, die man, wenn sie aneinandergereiht wären, als Gespräch bezeichnen könnte. Ich erfahre einiges über die Mennoniten, mit denen ich später noch näher in Berührung komme. Obwohl mir viele Wertmasstäbe dieser in der Welt verstreuten gläubigen Friesen völlig fremd sind, begreife ich, dass sie sich kaum bereit erklären werden, als Zuträger für die Tscheka-Abteilung tätig zu werden – und dies ist unter den hiesigen Bedingungen sehr wichtig.

Isaak schwärmt von den Mennonitendörfern im ehemaligen Taurischen Gouvernement, die sich – nach seinen Schilderungen – mit schmucken Häuschen, gepflasterten Strassen und gepflegten Gärten wie schillernde Blumen von ihrer russischukrainischen Umgebung abheben. Auch er geht – wie alle anderen hier – davon aus, dass sich nach dem Kriege wieder alles so einpendelt, wie es vorher gewesen ist. Er zweifelt nicht daran, dass er in sein Heimatdorf zurückkehrt,

und plant schon den Umbau seines Hauses und die Erweiterung seines Treibhauses. Bedrängte Menschen weigern sich eben instinktiv, sich künftige Widernisse auszumalen. Ehrlich gesagt, auch ich hoffe, dass ich nach Moskau zurückkehren kann, sobald der Krieg vorbei ist; dass ich mein Studium wiederaufnehmen und mit Veronika neu anfangen kann.

Die letzten Augusttage vergehen, dann der September. Es fällt Schnee, der Oktober beginnt. Unser Alltag mit den häufigen Zusatzpiroggen wäre erträglich, wenn es nicht die abendlichen Arbeitseinsätze gäbe. Wie eh und je werden ein- oder zweimal wöchentlich ein Dutzend (manchmal auch mehr) Waggons auf das Rangiergleis der Bolschaja Kossolmanka geschoben. Binnen sechs Stunden sollen sie beladen werden. Noch gut, wenn sie um 14 oder 15 Uhr bereitgestellt werden. Dann wird mit Schlägen auf das neben der Wache hängende Stück Schiene ein vorzeitiges Feierabendsignal gegeben. Schlechter sieht es aus, wenn die Waggons erst gegen Ende des Arbeitstages eintreffen. Zieht sich das Verladen bis nach Mitternacht hin, bekommen wir kalte Abendsuppe und werden am nächsten Tag mit zwei Stunden Verspätung in die Taiga gejagt. Die Norm müssen wir trotzdem erbringen.

An den Abenden ohne Waggons sitze ich manchmal auf der Pritsche und schreibe Liebesgedichte im Auftrag des zum stellvertretenden Lagpunkt-Chefs aufgestiegenen Gleckler. Er hat sie zum Preis von 100 Gramm Brot pro Vierzeiler bei mir bestellt, um eine Ärztin (eine nicht mehr junge ehemalige Strafgefangene, deren Namen ich vergessen habe) zu becircen. Als er nicht zahlt, beschimpfe ich ihn als Schwein, und er steckt mich für drei Tage in den Karzer, angeblich, weil ich vor der Baracke in den Schnee gepinkelt hätte. Doch wendet sich dieser Zwischenfall zu meinen Gunsten.

Unerwartet setzt sich ein Mann für mich ein, der Gleckler ab-

grundtief hasst. Er heisst (obwohl er kein Wort Deutsch spricht) Hagen und kommt, wie Gleckler, aus Baku. Dort war er ein hoher Planungsboss und hatte offenbar schon vor dem Krieg Streit mit Gleckler. Jetzt leitet er, immer peinlich korrekt auftretend, die Planungsstelle der Bolschaja Kossolmanka. An ihm ist das Lager vergleichsweise spurlos vorübergegangen. Er sitzt, allerdings kahlgeschoren, in seiner warmen Joppe am Schreibtisch und stellt die von der Zentrale geforderten Tabellen zusammen – Zahlen, die zum grössten Teil unnütz sind. Er errechnet beispielsweise, zu wie viel Prozent die Fläche des Holzlagerplatzes ausgelastet ist, wie viel Festmeter gefälltter Bäume auf eine Säge oder ein Beil entfallen, in welchem Verhältnis die Menge der Viereinhalb-Meter-Hölzer zur Menge der Sechseinhalb-Meter-Hölzer steht, und Ähnliches.

Als Hagen erfährt, dass Gleckler, der jetzt unverdienterweise *über* ihm steht, mich übers Ohr gehauen und in die Arrestzelle verfrachtet hat, fordert er mich beim Lagpunktchef als zusätzliche Kraft in seine Planungsstelle an. Der aktuelle Chef, ein blasser Unterleutnant namens Taran, der tschuwaschisch oder udmurtisch aussieht, stimmt nur deshalb zu, weil Gleckler Hagens Ansinnen ablehnt. Es wurmt den Unterleutnant, dass sein Stellvertreter alle Entscheidungen an sich reisst, und sieht eine Gelegenheit, ihm zu zeigen, wer hier das Sagen hat. So werde ich wegen der gekränkten Eitelkeit des *natschalniks* Gehilfe des Planungschefs.

Leider bleibe ich nur knappe drei Wochen bei Hagen. In dieser Zeit, in der ich auch nicht zu Verladearbeiten verdonnert werde, verbringe ich die Abende meist im Büro, wo es sehr viel angenehmer ist als in der überfüllten und stinkenden Baracke. Von «Planung» kann allerdings keine Rede sein – die wird von oben vorgegeben. Immerhin mache ich mich im Büro mit vielen *termini tecnici* der Forstwirt-

schaft vertraut und erlange aufschlussreiche Einblicke in die Funktionsweise des Lagers. Gelegentlich kommt es zu Gesprächen mit meinem Vorgesetzten. Einmal, als sich Viktor Schtrauchman – der Bruder meines Ex-Partners Robert Schtrauchman – zu uns gesellt, erzählt Hagen von seiner Schulzeit. Er hat noch unter dem Zaren das Gymnasium besucht und ist der festen Überzeugung, dass sich Strenge und Disziplin günstig auf die Ausformung standhafter Charaktere auswirken. Als Kontrast dazu gebe nun auch ich einige meiner Erinnerungen an die verschiedenen antiautoritären Schulen, die ich in Berlin besucht habe, zum Besten. Ich erzähle, dass die Schüler dort über alle möglichen Dinge abstimmten, dass es weder Lehrpläne noch Benotungen gab und dass man die Lehrer mit «Du» anredete, usw. Die ungläubigen Gesichter meiner Zuhörer spornen mich an, noch mehr von den zum Teil kuriosen Einzelheiten zu berichten, so zum Beispiel von dem Abfragen mit Stoppuhr in der Berthold-Otto-Schule oder vom dort üblichen, alle Klassenstufen übergreifenden «Gesamtunterricht». Beiläufig erwähne ich einen russischen Mitschüler Alexej, den Sohn eines weissen Emigranten – eine Unvorsichtigkeit, die mich fast den Kopf kosten wird.

HEIZER IN DER SAUNA

Eines Tages Anfang Dezember bleibt die Sauna des Lagpunktes unbeheizt – eine grobe Verletzung des Hygienekodexes, ein unerhörtes Ereignis, denn die Brigade, deren Badetag heute ist, bleibt ungewaschen und unentlaust.

Gemunkelt wird, dass der bisherige Heizer, ein Mann aus Baku, Ratten gefangen und sie verhökert hat. Ob das stimmt, weiss ich nicht. (Hat er ihr Fleisch verkauft, hat er Brühe daraus gekocht?) Fest steht, dass der Chef des Lagpunktes völlig aus dem Häuschen ist und dem Heizer 14 Tage Karzer verpasst – eine harte Strafe. Mittags stürmt Taran in die Planungsabteilung und befiehlt Hagen: «Dein Germanez wird Heizer in der Sauna. Er fängt sofort an.» Also wieder ein neuer Job – schade.

Die Saunabesatzung besteht aus drei Leuten: dem Haarschneider Gisé, dem Desinfektor, das heisst Läusejäger, Grigori Iwanowitsch Epp und dem Heizer. Gisé stammt aus Baku und spricht kein Wort Deutsch. Epp ist ein atheistischer Mennonit (solche gibt es auch), hat in Moskau als Deutschlehrer gearbeitet und ist sogar bei einem Wettbewerb als einer der drei besten Lehrer der RSFSR (!) ausgezeichnet worden. Sein Deutsch ist exzellent, fast spitzfindig.

Gisé und Epp kommen nicht miteinander aus. Der Friseur ist ein zappliger Quatschkopf, der obendrein, wie jedermann weiss, zu den Zuträgern der Tscheka-Abteilung gehört. Dagegen verkörpert Epp Ruhe, Vernunft und Zurückhaltung. Er ist sieben oder acht Jahre älter als ich, trägt eine Brille und geht leicht gebeugt. Ihm obliegt es, den Ofen im Vorzimmer und in der Läusekammer zu heizen, wofür

er das Holz allerdings vom Heizer, also von mir, bezieht. Gewissenhaft hängt er die zerschlissenen Sachen der Leute, als seien es wertvolle Stücke, an die Haken unter der Decke seiner Kammer. Peinlichst achtet er auf die Temperatur und darauf, dass die Klamotten lange genug schmoren. Diese Prozedur ist übrigens die einzige Behandlung, der unsere Kleider unterworfen werden. Eine Wäscherei gibt es auf dem Lagpunkt nicht. Und die meisten Leute waschen ihre Hemden und Unterhosen (wenn sie überhaupt welche haben) schon deshalb nicht, weil sie sonst halb nackt in der Baracke sitzen müssten, bis ihre Sachen trocknen. Seife gibt es ohnehin nicht.

Fast väterlich weist mich Epp in meine neue Arbeit ein. Er rät mir, niemals – wie es mein Vorgänger getan hat – in der feuchtwarmen Sauna zu übernachten, und macht mich mit einigen praktischen Tricks vertraut. So lehrt er mich, die Trockenheit des abgelagerten Holzes zu erkennen, zeigt mir, wie man Bastbesen bindet und wie man den Wasserstand in der Tonne prüft.

Mein Arbeitspensum in der Sauna ist umfangreich. Ich schrubbe die Bänke und den Fussboden im Waschraum, reinige das Ankleidezimmer, spalte das Holz, das in meterlangen Scheiten vor dem Fenster meines Arbeitsraumes abgeladen wird, beheize den Hauptofen und befülle die Kaltwassertonne.

Auf der Bolschaja Kossolmanka sind ungefähr 600 Leute, die alle zehn Tage durch die Sauna geschleust werden, also 60 Mann pro Tag. Da aber öfter Verladearbeiten anstehen, habe ich an manchen Tagen 100 oder 120 Leute mit Wasser zu versorgen. Im Schnitt verbraucht jeder zwei (sieben bis acht Liter fassende) Eimer warmes Wasser und einen Eimer kaltes, sodass ich mitunter auf 360 Eimer pro Tag komme. Der Brunnen, aus dem ich das Wasser ziehe, ist etwa zehn Meter tief. Eine kleine Stiege führt zum Brunnenrand hinauf. Von

dort aus entleert man – immer gebückt stehend – die Eimer in eine hölzerne Zulauftrinne, durch die das Wasser zur Tonne geleitet wird.

Obwohl die Brigaden immer erst nach der Arbeit in die Sauna geführt werden, muss ich für «Einzelgänger» (Köche, medizinisches Personal, hohe Bürohengste, auch ein paar Freigänger), die am Vormittag zum Baden kommen, schon am frühen Morgen Feuer machen. Viele dieser Leute zeigen sich dafür erkenntlich, sodass ich mich nun zu den Privilegierten rechnen kann: Die Köche schöpfen, wenn sie Suppen einfüllen, von unten, und ein paarmal steckt mir der Kantinenchef, Vetter Peter, sogar eine Pirogge zu.

Zu denen, die die Sauna am Samstagvormittag in Ruhe genießen wollen, gehört natürlich der Chef des Punktes. Selbstverständlich bringt er seine Frau und seine beiden Kinder (vier und sechs Jahre) mit. Das Gewese, das Taran um seinen Saunabesuch veranstaltet, ist erheblich. Obwohl er keineswegs ein böser Kerl ist, unterliegt auch er dem Drang, seine Macht zu manifestieren. Nicht zuletzt durch die ausgedehnte Badezeremonie macht er deutlich, dass er der Chef ist.

Das Gewese um den samstäglichen Saunagang beginnt schon am Freitagabend damit, dass die 600 Männer auf dem Lagerpunkt kein (abgekochtes) Trinkwasser haben. Tarans Frau, eine pummlige Bäuerin, die man sich primitiver nicht vorstellen kann, erklärt nämlich, sie könne ihre zarte Haut nicht mit Brunnenwasser waschen, davon bekäme sie Pickel. Deshalb benutzt sie das Wasser aus den «Teekesseln» der *kipjatilka*. Der Wasserfahrer, der das Trinkwasser aus einem sechs Kilometer entfernten Flüsschen herankarrt, ist einen ganzen Nachmittag nur für sie tätig. Die Kessel in der *kipjatilka* werden nur für sie geheizt. Da man jederzeit auf das Erscheinen der erlauchten Familie gefasst sein muss, wird den ganzen Vormittag über das Feuer im Kessel unterhalten. An dem Weg, der von Tarans-Wohnhaus zum Lager

führt, werden Melder aufgestellt. Tritt nun der Chef aus dem Hause, so hebt der dort postierte Melder den Arm und meldet damit den Beginn der grossen Stunde an den nächsten Melder weiter. Dieser winkt dem dritten, der dritte tut ein Gleiches, bis schliesslich auch ich, als letzter, mittels dieses optischen Telegraphen vom Herannahen der Herrschaften erfahre. Flugs ergreife ich, in Holzpantinen über den vereisten Boden schlitternd, zwei Eimer und renne zur *kipjatilka*, um heisses Wasser von dort in die Sauna zu schleppen ... Da ist der Chef aber nur mal zum Schuppen gegangen, und der in seiner Nähe postierte Mann rudert, den Fehlalarm signalisierend, mit beiden Armen in der Luft herum. Dann muss ich das heisse Wasser wieder zurückschleppen. Das alles kann sich wiederholen, wenn Taran vielleicht in den Stall geht, um die Kuh zu füttern.

Sobald die hohe Familie dann tatsächlich anrückt, begibt sich der Chef erst einmal zum Friseur, mit dem er leutselig plaudert, während er sich rasieren lässt. Seine Frau seift inzwischen die quietschenden Kinder ein. Dann werden die Sprösslinge nach Hause geschickt, und das Ehepaar überlässt sich den Saunafreuden. Zuerst geht es still zu, dann erkenne ich am Gekichere und Gestöhne, dass sich der Chef an seiner Gemahlin ergötzt. Ich könnte die beiden durch ein Loch in der Wand beobachten, doch mein Interesse für Derartiges ist vollkommen geschwunden.

Dennoch hat meine Stellung Vorzüge. Beispielsweise bitten mich die Leute öfter, bei mir etwas kochen zu dürfen – in der Baracke, wo die Sachen zum Trocknen hängen, ist es schwer, einen Platz am Ofen zu ergattern. Manche geben mir von der auf meinem Ofen geköchelten Suppe etwas ab, andere verdrücken sich eiligst. Letztere ermuntere ich nicht zum Wiederkommen. Eine Ausnahme bildet ein Mann namens Kramer, der häufig mit seinen winzigen Töpfchen bei mir an-

klopft, aber kein einziges Mal das Gekochte mit mir teilt. Ihn dulde ich, weil man sich anregend mit ihm unterhalten kann. Er war Restaurantchef im Moskauer Hotel *Metropol*, kennt alle Interna des Hauses und hat allen möglichen Berühmtheiten, über die er kuriose Geschichten weiss, Mahlzeiten auf dem Zimmer serviert. Zu mir sagt er: «Wenn du nach dem Krieg nach Moskau kommst, geh ins *Metropol* und frag nach Kramer – dann bin ich dort wieder Gastronomieleiter.» Hier hat er von Anfang an mit grossem Geschick Taubheit simuliert. Zunächst wurde er von einer Ärztekommision zur andern geschleppt, doch keiner gelang es, ihn zu entlarven. Jetzt ist er invalidisiert, läuft mit verbundenen Ohren herum, spricht nur flüsternd und tauscht in aller Verschwiegenheit Brot gegen Wertsachen.

Trotz der neuerdings mit Mehl verdickten Suppe und der paar Happen, die mir gelegentlich zufallen, kreist mein Denken weiterhin ums Essen, denn meine Brotration beträgt nur 500 Gramm, obwohl ich 14 bis 15 Stunden täglich arbeite. Auch Epp überlegt, wie man unseren Verpflegungssatz aufbessern könnte. Da kommt uns, als wir schon vertrauter miteinander sind, der Gedanke, die im verschlossenen Schrank des Auskleideraums aufbewahrte Schmierseife gegen Essbares zu tauschen. Seife ist sowohl hier als auch in der Siedlung jenseits des Zauns Mangelware. Verwaltet wird sie von Gleckler, der an jedem Saunaabend das grosse Vorhängeschloss an der Schranktür umständlich aufschliesst und persönlich jedem Badbesucher einen winzigen Klecks der schwarzgrünen Pampe auf die Hand schmiert.

Eines Nachts rücken Epp und ich den massiven Schrank im Auskleideraum ein Stück von der Wand ab, nehmen hinten ein Brett heraus und bemächtigen uns einer Handvoll des schmierigen Zeugs. Das Weiterverhökern ist unproblematisch.

Der Kutscher, ein dunkler Wolgadeutscher namens Johannes, der mich mit Holz beliefert, hat Kontakt zu den Frauen im Dorf und übernimmt bereitwillig die Abwicklung des Geschäfts. Dass er sich dabei eine Provision einbehält, versteht sich von selbst. Auf diese Weise bekommen wir Kartoffeln, Rüben und manchmal sogar ein Stück Fleisch. Die Soldatenwitwen schlachten nämlich ab und zu mal ein Zicklein. Diese genügsamen Tiere werden von allen Dorfbewohnern gehalten. Im Winter streunen sie im Schnee auf dem Holzlagerplatz herum und ernähren sich von der frischen Rinde der angelieferten Kiefern. Mit der Zeit kriegen wir spitz, dass Johannes auch selbst mal ein zwischen den Stapeln herumirrendes Zicklein absticht. Als ich ihm das auf den Kopf zusage, gesteht er es ein und bittet mich, das eine oder andere Stück Fleisch über Nacht in den Brunnen hinabzulassen und es dort – sozusagen im Kühlschrank – aufzubewahren. Dafür steht mir nun wieder eine kleine Provision zu.

Der Seifenklau, den wir in regelmässigen Abständen wiederholen, ermuntert Epp und mich zu einem noch waghalsigeren Unternehmen. «Man müsste doch herausbekommen», meint Grigori Iwanowitsch eines Tages, «wer von den Leuten, die bei uns ein und aus gehen, ein Spitzel ist.» «Ja, schon», antworte ich, «aber wie?» «Wenn man an den Schrank herankäme, der in Tarans Büro steht... da könnte man ja mal hineinschauen.» Das Büro selbst, in dem auch der *techrak* manchmal residiert, ist meistens nicht abgeschlossen.

Diese Idee lässt uns tagelang keine Ruhe. In einer stürmischen Nacht wird sie schliesslich verwirklicht. Wir bleiben bis lange nach Mitternacht in der Sauna, schleichen uns dann mit klopfenden Herzen durch heulenden Wind und peitschenden Regen ins Kontor, finden die Tür von Tarans Büro tatsächlich unverschlossen, rücken den Schrank mit grösster Mühe von der Wand und lösen ein Brett. Drin-

nen ist ein Wust von Papieren, doch finden wir uns schneller als erwartet zurecht. In fieberhafter Eile durchstöbern wir die Akten der Tscheka-Abteilung und entschlüsseln einige Decknamen. «Dieses Schwein», knurrt Epp, einen Bericht von Gisé überfliegend, und nimmt ein paar Blätter aus dem Aktenordner heraus. Auch ich werde fündig. Erst entdecke ich von orthographischen Fehlern strotzende Berichte mit belanglosem Getratsche («Ruge hat sich lange in der Kantine herumgetrieben» usw.), dann aber stosse ich auf ein Schriftstück, das keine Rechtschreibfehler aufweist. Von Epp zur Eile getrieben, nehme ich es an mich. Dann schichten wir die Ordner wieder auf, befestigen das entfernte Brett, rücken den Schrank an die Wand und stehlen uns davon.

In der Sauna angekommen, lauschen wir lange, ob kein Schritt oder Ruf zu vernehmen ist. Aber kein Laut dringt zu uns, kein Licht blitzt auf. Beruhigt setzen wir uns vor meinem grossen Ofen auf den Fussboden und studieren bei flackerndem Feuerschein die mitgebrachten Papiere.

Ich lese: «Der Gehilfe des Planungschefs, Ruge W.E., hat in einem vertraulichen Gespräch am ... berichtet, dass er in Berlin eine Schule für antisowjetische Spione und Diversanten besucht hat.» Das kann sich doch nur auf meine Erzählung über die Berthold-Otto-Schule beziehen! Da ich Hagens Handschrift kenne, ausser ihm und Viktor Fjodorowitsch aber niemand an jenem Abend zugegen war, muss der Denunziant Schtrauchman sein. Dieser Schuft! Nach dem bewährten NKWD-Rezept hat er aus ein paar Körnchen Wahrheit eine Lüge zusammengebraut, die für mich den Tod bedeuten kann. Ich lese weiter: «Er wurde dort schon seit frühester Kindheit zusammen mit Söhnen weisser Emigranten in allen erdenklichen Geheimdiensttechniken ausgebildet. Der Lehrbetrieb war nicht auf den Erwerb von

Kenntnissen, sondern darauf ausgerichtet, die Zöglinge auf schnelle Entscheidungsfindungen in aussergewöhnlichen Situationen vorzubereiten...»

Ich schnappe nach Luft. Wenn der Tscheka-Mann diesen Bericht schon gelesen hat, dann gnade mir Gott! Ich ermahne mich, jetzt ruhig Blut zu bewahren, und überlege. Da der Bericht noch hier liegt, hat er ihn jedenfalls nicht in die Opertschek-Abteilung nach Soswa weitergereicht. Sollte mich das Schicksal noch einmal verschont haben?

Ich reiche das Papier zu Epp hinüber. Er liest und fragt: «Was hast du denn da, um Gottes willen, erzählt?» «Eigentlich nichts, nur ein paar Kuriositäten aus der Reform-Schule.» Epp schüttelt den Kopf: «Über Deutschland darfst du gar nichts erzählen. Alles wird verdreht. Die wenden sogar deine kommunistische Vergangenheit gegen dich, weil du im Dienste irgendeines KP-Führers standst, den sie in den Orkus geschickt haben ... Und das hier», er wedelt mit dem Papier, «wirf mal gleich ins Feuer.»

Das tue ich. Die Flamme reckt sich einen Augenblick an dem Boden empor, er verfärbt sich, lodert auf und zerfällt.

Die Sauna ist zwar nicht das Kommunikationszentrum des Lagpunktes (diese Ehre gebührt eher der Kantine), dafür aber der Nachrichtenumschlagplatz des Gesamtlagers. Hier werden nämlich alle Neuankömmlinge entlaust, bevor sie den Lagpunkt betreten dürfen. Da ich der Erste bin, dem die Neuankömmlinge hier begegnen, werde ich mit Fragen über die hiesigen Zustände, die Arbeitsperspektiven und bestimmte Leute überhäuft («Ist nicht Vetter Konrad hier? Hat man nicht den lahmen Alex hergebracht?»), erhalte aber andererseits frische Informationen über Regime, die Verpflegungsnormen, den Arbeitsverlauf auf anderen Lagpunkten. Da erfahre ich zum Beispiel, dass es im OLP Likino drei Monate lang nur Gerste gegeben hat (Brot

aus Gerste, *balanda* mit Gerstenkörnern, dafür aber kein Gramm Salz und keinen Tropfen Öl), dass in Tschischja die meisten, die auf Ausenarbeit sind, neue Wattejacken bekommen haben und dass der Chef der Puksinka sein Büro mit Strom versorgt, indem er vier Männer die halbe Nacht um einen Dynamo herumtrotten lässt. Auch kommt mir zu Ohren, dass der junge Kessler (mein Pritschennachbar in Ossokarowka) wegen «konterrevolutionärer Propaganda» zu zehn Jahren Knast verurteilt ist und die ersten *dochodjagi** (wie die Todeskandidaten im Lager bezeichnet werden) nach Hause, nach Kasachstan, abgeschoben worden sind.

Eines Nachts wird ein Transport aus Merkuschino eingeliefert. Unter den Neuankömmlingen ist ein redegewandter Mann, der sich Breiting nennt und mit leicht österreichischer Färbung Deutsch spricht. «Du», sagt er, mich überschwänglich begrüßend, «bist also der Berliner, der in Moskau Geschichte studiert hat. Von dir habe ich schon viel gehört.» Wir kommen ins Gespräch, er fragt etwas über meinen Vater, überlegt kurz und fragt weiter: «Hat der nicht auch etwas veröffentlicht? Etwas Historisches?» Nun hat mein Vater (allerdings unter dem Namen meines Grossvaters Berthold Ruge) zwei kleine Bändchen über Kant und Hegel publiziert, doch scheint mir Breitings Interesse für meine Familie verdächtig, sodass ich antworte: «Ja, über die Nibelungen.» Breiting schlägt sich mit der Hand an die Stirn: «Gewiss doch! Wie konnte ich das nur vergessen?! Der Titel war... ach, er liegt mir auf der Zunge.» «Die Frauengestalten der Nibelungen», sage ich ihm vor, und er entlarvt sich sogleich selbst: «Aber natürlich! Die Frauengestalten! Ein klassisches Werk – sehr beeindruckend! ... Und wie hiess doch dein Vater mit Vornamen?» «Hermann», sage ich, und abermals wiederholt er: «Gewiss doch – Hermann Ruge. Ein grosser Gelehrter!»

Im Grunde weiss ich bis heute nicht, was ihn veranlasst hat, sich so euphorisch über ausgedachte Publikationen meines Vaters zu äussern. Ist er, wie ich anfangs vermute, nur ein gewöhnlicher Zuträger? Oder will er sich, um mein Vertrauen zu gewinnen, wichtig tun?

Eigentlich ist Breiting Jude und heisst Braitin. Er hat sich, nach Paragraph 58 eingelocht, als Deutscher ausgegeben, um sich vor antisemitischen Ausschreitungen der Kriminellen zu schützen. Das hat aber zur Folge, dass er nach Verbüßung seiner Haftstrafe als Deutscher «mobilisiert» wird.

Von dem, was er über sich selbst erzählt, glaube ich ihm kein Wort. Insbesondere bezweifle ich, dass er in Wien studiert oder promoviert hat. Als ich ihn jedoch 1948 zufällig in der Bibliothek der Swerdlowsker Universität treffe, erklärt er, er unterrichte nunmehr dort, und zeigt mir seine Wiener Promotionsurkunde. «Du hast doch», sagt er lachend, «nie geglaubt, dass ich meinen Doktor in Wien gemacht habe.»

Breiting versetzt mich immer wieder in Erstaunen. Kaum dass er sich in der neuen Umgebung umgetan hat, kommt er zu mir in die Sauna und fragt, welches der lukrativste Posten auf dem Lagpunkt sei. Ich überlege eine Weile und antworte: «Administrativer Leiter der Krankenstation ausserhalb der Zone.» «Gut», sagt er, «morgen bin ich Administrator.» Ich lache ihn aus, doch am nächsten Tag meldet er: «Den Posten habe ich!» Zunächst vermute ich natürlich, dass er dies durch eine Fürsprache der Tscheka-Abteilung erreicht hat. Erst später erzählt er mir, dass er den wieder zu uns überführten Darlinger getroffen und in ihm den Staatsanwalt wiedererkannt habe, der ihn seinerzeit nach Paragraph 58 verknackt hat. Daraufhin habe er Darlinger gedroht, diese Tatsache unter den Insassen des Lagpunkts herumzuerzählen, und diese würden ihn totschiessen. Das war indes eine leere Drohung. Anders als im zünftigen Knast würde sich bei uns nie-

mand zu einem solchen Mord bereitfinden. Immerhin hat das Dar-
linger so verschreckt, dass er Taran flehentlich bittet, dem Neuen das
Wirtschaftsressort im Krankenhaus anzuvertrauen.

Nach einigen Tagen erscheint Breiting wieder bei mir und sagt:
«Morgen wollen wir uns mal was Richtiges kochen. Worauf hast du
denn Appetit?» Ich frage, ob er sich über mich lustig machen wolle –
kochen könne man nur, was man auftreibe. «Also gut», erwidert er
gut gelaunt, «dann werde ich Schweinebraten auftreiben.» Und tat-
sächlich bringt er am nächsten Tag ein respektables Stück Schweine-
braten, Öl und Kartoffeln. Ich bin sprachlos, zumal ich weiss, dass
auch die Kranken ausserhalb der Zone nur selten ein winziges Stück
Fleisch erhalten. «Du kannst doch», halte ich ihm vor, «die Kranken
nicht so beklauen.» Auf mein Drängen erklärt er mir schliesslich, wo-
her er die Leckerbissen hat.

Wie auf der Bolschaja Kossolmanka üblich, war Breiting auf einer
nahen Steigung mit einer 20-Liter-Flasche auf einen Güterzug aufge-
sprungen, um in Werchoturje das seiner Station zustehende Petro-
leum im Depot abzuholen. Dann habe er den Markt aufgesucht und
das Petroleum für 75 Rubel pro Liter verscherbelt. Für 300 oder 400
Rubel habe er Lebensmittel für uns gekauft und sei anschliessend
zum Bahnhofsvorsteher gegangen und für 600 Rubel eine schriftliche
Bestätigung erkaufte, dass die Flasche beim Rangieren zerbrochen sei.
Obwohl mir bei dem Gedanken, dass die Krankenstation jetzt ein
paar Tage ohne Beleuchtung auskommen muss, nicht wohl ist,
schmeckt der Braten vortrefflich.

Breiting ersinnt fortwährend neue Streiche und führt sie mit frap-
pierender Dreistigkeit aus. Irgendwann treibt er es jedoch zu weit.
Eines Tages beschafft er sich in Werchoturje eine Geige und fidelt
dann, während die Leute essen, in der Kantine. Zum Gaudi der Leute

improvisiert er dazu freche Texte. Wenn Taran in die Kantine kommt, singt er beispielsweise:

Wer kommt denn da zu uns herein
Dumm und verfressen müsst' man sein
Und braucht' nicht in den Wald hinein
Trullala, Trullala...

Taran, der kein Deutsch versteht, findet das grossartig und sagt zu Breiting: «Gut machst du das. *Kulturell* Kommt wenigstens Stimmung bei uns auf.» Doch Zuträger gibt es genug. Nach wenigen Abenden erfährt der Chef, worüber die Leute feixen, verdonnert Breiting zu fünf Tagen Karzer und enthebt ihn seines Postens auf der Krankenstation. Er wird als Holzfäller in den Wald geschickt, wo er eine klägliche Figur abgibt. Da er mehr redet als arbeitet und die Normerfüllung gefährdet, will niemand mit ihm zusammengespannt werden. Niedergeschmettert taucht er noch ein paarmal bei mir in der Sauna auf, aber auch ich kann ihm nicht helfen.

HEUMAHD

Es wird wieder Frühling, dann Sommer, und ich arbeite noch immer in der Sauna. Seit meiner Ankunft im Sewurallag bin ich noch nie so lange an einem Arbeitsplatz gewesen. Doch auch meine Zeit hier läuft ab.

Ende Juli lässt mich Taran ins Büro kommen und eröffnet mir, dass ich Brigadier bei der Heumahd werde. «Du bist doch», sagt er, *gramotnyj* (des Lesens und Schreibens kundig, gemeint ist hier aber: ausgebufft), kennst dich mit den Normen und dem ganzen Zeug aus und kannst dabei mal für mich einen Schober hinstellen, der nicht in den Berichten auftaucht. Muss ja meine Kuh auch im Winter füttern.»

Obwohl ich mir keine Illusionen mache, dass er sich, falls ich mich erwischen liesse, dumm stellen würde, antworte ich: «Ja, verstehe. Geht in Ordnung.» Dann wird er, was gar nicht zu ihm passt, unsicher und räuspert sich. «Hm», sagt er, «da ist noch was. Der Telefonistin, Anna Arkadjewna, müsste man gelegentlich einen Schober ...» Sieh mal einer an, denke ich, eine Geliebte hat er auch noch.

In der Taiga gibt es keine grösseren Wiesenflächen. Das Heu wird auf oft weit auseinanderliegenden Waldlichtungen gemäht. Der neue *techrak* weist mich zu Pferde in mein Revier ein, das zwölf oder 15 solcher Lichtungen umfasst. Während wir langsam durch die versumpften Taiga zotteln, erläutert er mir die Qualitätsanforderungen, die Normen und Koeffizienten. Mähen gilt als schwere Arbeit, sodass den Leuten mit der Sense bei einer Normerfüllung von 120 Prozent

800 Gramm Brot und eine Pirogge als Prämienration (*prembljudo*) zustehen. Die, die das Heu zusammenharken, es wenden, den Schober errichten usw. (auch keine leichte Arbeit), bekommen nicht mehr als 600 Gramm und kein *prembljudo*.

Auf einer Lichtung unweit des Lagpunktes hält der *Technik* sein Pferd an und sagt: «Du wirst das schon hinkriegen mit der Normerfüllung. Man kann ja ein zweimaliges Wenden anschreiben und hat Spielraum bei den Entfernungen. Zum Schluss hast du bestimmt einen Überschuss. Davon stellst du mir einen Schober auf, am besten hier, auf dieser Wiese.» Er wartet nicht einmal meine Antwort ab.

Zu meiner Brigade gehören 35 Mann, mehrheitlich Ex-Kulaken, die sich in der Landwirtschaft auskennen. Bei wunderschönem Wetter lasse ich jeweils sechs bis sieben Leute auf einer Lichtung arbeiten, dann bringe ich sie auf einen anderen Platz. Die Mäher beginnen sofort mit der Arbeit, die Übrigen müssen die Grasflächen säubern, einen mehr oder minder trockenen Platz für die Heumieten vorbereiten, Äste und verfaulte Bäume wegräumen und auch mal hinderliches Gestrüpp weghacken. Schon da kann ich einiges für meine doppelte Buchführung herauschinden.

Da die meisten Lichtungen versumpft sind, stehen meine Leute bei der Arbeit oft knöcheltief im Wasser. Die Schnitter haben es besonders schwer, weil das Moorgras in Büscheln (*kotschki*) wächst. Aber auch die anderen leiden unter der feuchten Wärme und noch mehr unter den Mücken. Da aber alle den Verpflegungshöchstsatz erhalten, sind sie motiviert und legen sich ins Zeug. Auch kleine Zuschläge zur Norm wissen sie sich zu beschaffen. Da die Leute unbewacht sind (für zehn oder zwölf Mähorte wären zu viele Wachsoldaten nötig), delegieren sie mal den einen oder anderen zum Kartoffelklauen oder zum Melken einer vereinsamten Ziege. Mit der Watterjacke unterm Hintern reite ich von Trupp zu Trupp. Wenn ich auf-

tauche, steht manchmal schon ein Kessel mit Kartoffeln auf dem Feuer. Ich setze mich in den die Mücken verscheuchenden Rauch und lasse mir von den erfahrenen Bauernsöhnen erklären, was man so über die Heumahd wissen muss. Die Jungs sehen, dass ich mich für sie einsetze, und unterstützen mich gern. Besonders tut sich ein ausgezeichnete Schnitter und kräftiger Kerl namens Schänder hervor. Er sagt mir, warum man das Gras in einer bestimmten Höhe mäht, weshalb man mit der Sense, die hier *litowka* genannt wird, nicht zu weit und nicht zu kurz ausholen darf, welche Schleifsteine gut und welche schlecht sind, wie man die Sense beim Schärfen halten muss, und dergleichen mehr.

Nach dem Grundkurs hole ich dann mein Holztäfelchen raus und überschlage, welche Koeffizienten man für abgehackte Büsche und für die Feuchtigkeit des Heus, für sumpfige Böden und Unwegsamkeit, für Geringfügigkeit der Flächen und übergrosse Abstände anwenden kann. Da alles glaubhaft klingen muss, besteht meine Arbeit im Grunde im Ausbalancieren verschiedener Koeffizienten, also aus der Kunst des Rechnens. Ich weiss von jedem Einzelnen, wie er arbeitsmässig eingestuft ist, und schreibe allen, da sie ja sowieso keinen Lohn bekommen, unabhängig von ihrer Leistung ein oder zwei Prozent mehr an. Dabei mische ich Zahlen über Einstufungen, unterschiedliche Schwierigkeitsgrade und Arbeitsprozesse so durcheinander, dass sich ausser mir keiner mehr zurechtfindet. Allmählich kommt auch das Futter für meine «illegalen Kühe» zusammen sowie eine gewisse Reserve für jene Tage, an denen es regnet, eine neue Lichtung erschlossen wird oder gar ein umgefallener Heuschaber neu geschichtet wird. Oft sitze ich noch bis spät in die Nacht in der Zone und schiebe die meldepflichtigen Angaben im Kopf hin und her.

Auch lege ich mir ein zweites Holzbrettchen zu, auf dem ich – verschlüsselt – die tatsächlichen Mengen vermerke.

Ausser meinen 35 Leuten arbeiten bei mir noch sechs Soldatenwitwen, die in der Siedlung neben der Zone wohnen. Sie haben sich wegen der Brotkarten gemeldet, auf die werktätige Frauen ein Anrecht haben. Die Lagpunktleitung geht natürlich davon aus, dass die Weiber, wie der *techruk* sie nennt, die allgemeinen Normen erfüllen. Das tun sie aber keineswegs. Sie kommen stets mit Verspätung zur Arbeit und strengen sich auch sonst nicht sonderlich an. Es geht ihnen, nicht zuletzt wegen der Brotkarten, merklich besser als 1942/43.

Wenn ich nicht will, dass den Soldatenwitwen die Brotkarten entzogen werden, muss ich ihnen mehr anschreiben, als sie leisten. Erst habe ich versucht, ihnen ein bisschen auf die Sprünge zu helfen, indem ich zwei, drei gute Arbeiter zu ihrer Unterstützung abkommandierte. Das hat aber nichts gebracht, denn die Witwen, die nach zwei oder drei Hungerjahren wieder zu Kräften kommen, sehen in den Helfern vor allem Männer, die sie zu becirren versuchen. Damit haben sie allerdings, soweit ich sehe, keinen Erfolg. Die Libido bei den «Arbeitsarmisten» hat sich nach der Hungerzeit nicht wieder gemeldet. Trotzdem frisst das Herumschäkern kostbare Zeit, so muss ich die Männer wieder abziehen. Das hat allerdings den Effekt, dass die Frauen sich jetzt, sobald ich bei ihnen erscheine, auf mich stürzen. Gemeinsam versuchen sie sogar, mich etwas aufzupäppeln. Sie wissen ganz genau, dass ich ihnen mehr anschreibe, als sie verdient haben.

Wenn ich bei den Frauen erscheine, schreit die auf dem angefangenen Schober Stehende: «Da kommt der Brigadier – Mittagspause!» Sie steckt ihre Heugabel ins Gras und jammert, wenn die Miete schon hoch genug ist, dass sie nicht hinabspringen könne und ich sie auffangen solle. Tue ich das, halte ich eine dürftig bekleidete und sich

an mich drängende junge Frau im Arm. Aber das rührt mich nicht, mein Lustempfinden ist abgetötet. Viel mehr interessiert mich, was die Frauen aus den Tüchern, in denen sie ihren Mundvorrat mitbringen, auswickeln, und ich lasse mich zu einer oder zwei Kartoffeln, zu einem Schluck Ziegenmilch einladen, manchmal gibt es sogar ein gekochtes Ei.

Drei oder vier Wochen geht das so. Ich sichere den Frauen ihre Brotkarten, füttere meine Leute bestens durch, zweige der Obrigkeit ihre Schober ab. Allmählich kehre ich zu einem menschenähnlichen Leben zurück. Zum ersten Mal bin ich etwas besser ernährt und schöpfe Hoffnung aus dem herannahenden Kriegsende. Schwer zu sagen, wie ich den schweren Schlag, der mich mitten in der Heuernte trifft, sonst verkraftet hätte.

Dieser Schlag ist ein Brief Veronikas vom 8. August 1944, wenn ich nicht irre. Er lautet:

«Mein Freund, ich liebe Dich und werde nie einen anderen lieben. Diese Worte sollen Dich trösten, auch wenn das nur ein schwacher Trost ist. Denn wir werden nie wieder zueinanderfinden. Ich bin, wie sich herausstellt, nicht aus dem Holz geschnitzt, aus dem Heldinnen gemacht werden. Hinter mir liegt eine schreckliche Zeit. Jetzt habe ich ein Kind, ein Töchterchen, ein Jahr alt... Ich werde schon ihretwegen versuchen zurechtzukommen und wünsche Dir im künftigen Leben viel Glück.»

Ich lese den Brief unzählige Male und verstehe dennoch nichts. Was soll ich mit einer Liebeserklärung, die zugleich eine Abkehr von mir ist? Was ist mit ihr passiert? Und was soll das Gerede von einer Heldin? Ich brauche keine Heldin, bin selbst alles andere als ein Held. Ich brauche sie! Ein Kind – was macht das schon? Wir werden es zusammen grossziehen, und es wird unser Kind sein...

Nachdem ich diesen Brief erhalten habe, gehe ich zu Fedja Rep-

pich und beschwöre ihn, mir alles zu sagen, was er von seiner Ex-Frau Kira über Veronika weiss. Das Schlimmste wüsste ich ohnehin schon. Viel weiss er nicht. Kira habe ihm nur von dem Kind geschrieben und ihn ermahnt, mir nichts davon zu erzählen.

Am Tag hopple ich, mit meinen Abrechnungen beschäftigt, auf meinem Gaul durch die Landschaft. Abends, wenn ich todmüde auf die Pritsche sinke, führe ich Selbstgespräche. Nachts bedrängen mich grausige Träume. Schliesslich schreibe ich Veronika einen beschwichtigenden, beruhigenden Brief – ohne eine Antwort zu erhalten.

Im September meldet die Flüsterpropaganda, dass tief in der Taiga ein neuer Lagpunkt entstehen soll. Die auf Inseln im Moor angesiedelten Birkenbestände seien einmalig, vorzüglich geeignet für die dringend benötigten Maschinenpistolen-Schäfte.

Tatsächlich erscheint Götz, der zum Chef des entlegenen Punktes ernannt (oder abgeschoben) wird, einige Tage später auf der Bolshaja Kossolmanka und stellt Voraustrupps aus 20 Leuten zusammen. Zu meiner Freude wählt er auch mich aus. Nach meiner Zeit als Brigadier bei der Heuernte gebe ich keine so jämmerliche Figur mehr ab.

Wir fahren mit der Bahn zur verfallenen Station Platina, wo einst – was ich allerdings bezweifle – die grösste Platingrube des Landes gewesen sein soll. Von dort marschieren wir in die Taiga hinein. Ein uns begleitender Forstfachmann aus Soswa hat eine grobe Skizze und einen Kompass bei sich, danach orientieren wir uns. Der Weg führt über umgestürzte Baumstämme, aufragende Wurzeln, Büsche und Sümpfe. Letztere machen uns besonders zu schaffen. Oft werden Trupps ausgeschickt, die nach Möglichkeiten suchen, wie wir die Moore umgehen können. Meist kehren sie erst nach Stunden zurück. Einmal finden wir keine Umgehung und müssen ein Moorgebiet überqueren, indem wir Bäume fällen und sie paarweise zu einem auf Gesträuch gebetteten Übergang zusammenlegen. Das dauert zwei Tage.

Die Nächte sind merklich kühler und länger geworden. Das hat den Vorteil, dass der Arbeitstag, der im Wesentlichen aus der Freile-

gung und Markierung des zurückgelegten Weges, dem Fällen von Bäumen, dem Weghacken von Sträuchern und dem Einebnen von Bodenwellen besteht, relativ kurz ausfällt. Dafür frieren wir in den Nächten umso erbärmlicher. Wir übernachteten mitten in der Taiga. Dazu suchen wir uns eine einigermaßen trockene Stelle aus, an der sich jeder einen Haufen Äste als Unterbett zusammenklaubt. Wir legen uns rund um das Lagerfeuer, die Füße der Glut zugewandt. Ein alle zwei bis drei Stunden abzulösender Wächter sorgt für das Feuer. Die Wächter sind die ganze Zeit beschäftigt, legen Scheite nach und achten darauf, dass sich das Feuer nicht im Unterholz ausbreitet. Manchmal wird der eine oder andere mit den Worten geweckt: «He, Kumpel, deine Bachillen brennen.»

Trotz allem ist die Stimmung einigermaßen gut. Das liegt natürlich an der Verpflegung. Wir bekommen 600 Gramm Brot pro Tag, abends gibt es eine dicke Suppe. Zwei oder drei Mal während unseres fünftägigen Vorstosses bringen die Träger von der Shdanka sogar einen Sack mit geklauten Kartoffeln – Götz drückt ein Auge zu.

Oft sitzen die Leute in der Dunkelheit noch lange am Feuer und schwadronieren über dieses und jenes. Es ist lange her, dass ich solchen Gesprächen zugehört habe. Ich beobachte, wie sich das Denken der Menschen, kaum dass sie ein wenig satt sind, von der unmittelbaren Umgebung löst und auf entferntere Dinge richtet. Dabei scheint das, was ein Mensch an Freude oder Genugtuung fassen kann, ziemlich konstant zu sein. Solange es um die Schüssel Wassersuppe geht, denkt der Hungrige nur bis zur abendlichen Essensausgabe. Geht es ihm ein bisschen besser, denkt er an die zusätzliche Suppe oder an das erschwindelte Stückchen Brot. Sobald er einigermaßen satt ist, stellt er Überlegungen über das Ende seines Lageraufenthaltes an, über seine Familie, die Rückkehr ins Heimatdorf. Zu weiterrei-

chenden Überlegungen ist er unter den Bedingungen der Lagerhaft kaum imstande. Der Überlebenskampf hält ihn – und das gilt auch für den Grossteil der politischen Häftlinge – von einer grundsätzlichen Auseinandersetzung mit dem Regime ab und schützt die Lagerverwaltung vor unliebsamen Protestaktionen. Bemerkenswert ist, dass die Tscheka-Abteilungen die Häftlinge und «Arbeitsmobilisierten» immer wieder durch Zuführungen und heimtückische Verhöre usw. zu einer solchen Auseinandersetzung herausfordern, dass dies von den Insassen des Lagers zumeist lediglich als eine Störung des Überlebenskampfes und als unnötige Einmischung in den Tagesablauf der reibungslos funktionierenden Arbeitssklaven empfunden wird.

Bei den allabendlichen Gesprächsrunden am Feuer dreht es sich immer um dieselben Themen. Vetter Loor, der älteste von drei gläubigen Brüdern, spricht davon, dass er nach seiner Rückkehr einen neuen Stall für die Gänse bauen wird. Vetter Heinrich berichtet, dass sein Vater eine Badestube gebaut hat. Auch die anderen lassen sich aus über Haus und Hof, Vieh und Gemüse und den Kolchos. Zwischendurch gibt es natürlich immer wieder Bemerkungen über die Faulheit der Russen oder die Dummheit der Tschuwaschen.

Seit die ehemaligen Kulaken ihre Lebensmittelvorräte verbraucht haben, gibt es zwischen ihnen und den anderen Wolgadeutschen keine Unterschiede mehr. Am seltsamsten, ja geradezu putzig ist jedoch, dass selbst der einzige Wachsoldat, der uns begleitet, allmählich in den Chor jener einstimmt, die von ihrem Haus, ihrem Garten, seltener von ihrer Frau und ihren Kindern berichten. Er hat schnell die Distanz abgelegt, mit der die WOCHR-Soldaten uns gewöhnlich begegnen. Am ersten Abend hat er zwar noch versucht, einen Zählappell durchzuführen, doch inzwischen bemüht er sich, nicht aufzufallen, beteiligt sich am Holz sammeln und hat am zweiten Tag

schon stillschweigend eine Portion der geklauten Kartoffeln angenommen.

Am fünften Tag unseres Marsches ziehen wir aus, um den Standort des neuen Lagpunktes zu bestimmen. Götz entscheidet sich für ein Plateau mit lehmigem Boden, an dem ein kleiner Bach vorbeifliesst. Wasser braucht man zum Kochen, Trinken und Waschen und um die Ziegel für die Öfen zu brennen. So wird der neue Lagpunkt nach dem Bächlein benannt: Schaitanka, was auf Türkisch-Tatarisch so viel wie Teufelsbach bedeutet.

Auf dem Plateau wachsen Birken und Kiefern. Aus Letzteren sollen die Wände der Baracken gefertigt und die Bretter für die Pritschen gesägt werden. Da es hier keinen Strom gibt (und es auch keinen geben wird, denn der Lagpunkt soll nur für einen Winter bestehen), müssen die Bretter mit der Hand gesägt werden. Dazu werden die Stämme auf ein Gerüst gehievt und von zwei Männern, einer steht oben, einer unten, längs durchschnitten – eine schwierige Arbeit. Alle anderen Konstruktionen werden aus dünnstämmigen Kiefern gezimmert. Das Holz ist naturfeucht, was diese Elemente im Winter entweder vereisen oder, wenn viel geheizt wird, vor Nässe triefen lässt.

Die Leute arbeiten wie besessen. Sie wollen wenigstens eine Baracke vor Schneeeinbruch fertigstellen. Ihre Arbeitswut wird doppelt und dreifach beflügelt. Erstens bekommen sie bei Planerfüllung täglich 800 Gramm Brot. Zweitens wird bekanntgegeben, dass wir ab Oktober Löhne erhalten: Geld! Zwar weiss niemand, wie viel wir bekommen, und erst recht nicht, wie und wo wir es ausgeben könnten, aber dennoch deutet dies darauf hin, dass wir uns langsam wieder in gewöhnliche Sowjetbürger verwandeln. Und drittens ermutigt es die Leute, dass der Bau eines Zaunes oder einer Wache nicht einmal in Erwägung gezogen wird: Ein unbewachter Lagpunkt, so ist die allgemeine Meinung, sei ja kein richtiger Lagpunkt.

Die erste Baracke steht tatsächlich, ehe es Anfang Oktober zu schneien beginnt. In der Mitte erhebt sich ein Ofen, an dessen Seiten sich vier Blöcke mit je vier Pritschen befinden. In der Folgezeit werden noch eine Baracke und ein gleich grosses Gebäude für Kantine und Küche errichtet. Drei kleinere Baracken beherbergen das Kontor (nebst Schlafstelle von Götz), die Sauna und die *instrumentalka* mit Sägen, Äxten usw.

Nachdem wir die neue Baracke bezogen haben, entledigen wir uns endlich der verschmutzten und durchnässten Klamotten. Zwei Tage später, als der Ofen zum ersten Mal geheizt wird, können wir uns waschen.

Mittlerweile sind von der Shdanka ein paar Pferde gebracht worden, und es wird ein behelfsmässiger Pferdestall gebaut. Das Leben pegelt sich so langsam ein. Neue Leute tauchen auf, darunter Kramer, der ehemalige gastronomische Leiter des *Metro – pol*, und Breiting, den sie seit seinen Spottgesängen «Trullala» nennen. Warum Götz diese beiden geholt hat, ist mir anfangs ein Rätsel. Dann erzählt mir Kramer, dass Götz einen besonderen Auftrag für ihn habe. Er bekomme einen Pferdeschlitten und solle in den umliegenden Dörfern Lebensmittel einkaufen, um sie an uns (die wir nun bald bezahlt werden sollen) weiterzuverkaufen. Dass er dabei etwas in seine eigene Tasche wirtschaftet, wird von Götz toleriert.

Kramer bleibt bei seiner ersten Rundfahrt eine Woche weg und kommt mit zwei Schlitten voller Kartoffeln, Rüben, Möhren und sogar einem Sack Zwieback wieder. Da er eintrifft, bevor wir den versprochenen Lohn erhalten, schreibt er an, bekommt aber bald alles auf Heller und Pfennig zurück.

Wie dieser geborene Spekulant es vollbracht hat, aus den elenden Dörfern säckeweise Lebensmittel herauszuholen, weiss ich bis heute nicht. Er blüht bei dem neuen Job zusehends auf, und die Leute essen so viel wie seit Jahren nicht mehr. Auch ich gehe nach den Hunger-

jahren auf wie ein Pfannkuchen. Sogar ein Doppelkinn lege ich mir zu, sodass die Jungs mir den Spitznamen «Zwei Ruges» geben, den ich während meiner Zeit auf der Schaitanka nicht mehr loswerde.

Weniger Glück hat Götz mit Trullala-Breiting. Er hat ihn wohl vor allem hierhergeholt, um seine Leute bei Laune zu halten. Das geht nicht ganz auf. In den Verschnaufpausen beim Wegbau erheitert Trullala die Leute zwar mit langen Zitaten aus einem von ihm verfassten, angeblich aus 4'000 Versen bestehenden Lager-Epos (welches er, da es ja kein Papier gibt, im Kopf zu haben behauptet). Aber in der Kantine gibt Trullala keine Gesänge zum Besten. Dafür lässt sich Götz, der ein guter Schachspieler ist, auf ein Turnier mit ihm ein. Sie vereinbaren, dass Trullala im Falle eines Sieges einen freien Tag bekommt. Trullala gewinnt fast alle Partien und darf eine Freundin besuchen, die er sich irgendwo angelacht hat. Er kommt jedoch mit Magenkrämpfen zurück. Offenbar hat er sich bei seiner Freundin, die auf einer Geflügelfarm arbeitet, mit Hühnerfutter vollgestopft. Seine Krankheit dauert drei Tage. Dann verschlingt er das gesamte Brot, das sich während seiner Krankheit angesammelt hat, wird wieder krank und beginnt erneut zu wimmern und zu kotzen. Daraufhin schickt Götz ihn nach Korelino zurück.

Ab November muss die Schaitanka ihr Plansoll an Birken erfüllen. Da es sich fast ausschliesslich um Rohlinge für Schäfte von Maschinenpistolen handelt, setzt Götz durch, dass es schon bei 100 Prozent Normerfüllung 800 Gramm Brot und bei 125 Prozent sogar ein Kilo gibt. Das ist umso spürbarer, als das Brot jetzt viel besser ist als vor einem halben Jahr: trockener, körniger. Erfüllt man die Norm zu 150 Prozent, gibt es obendrein eine Pirogge. Es liegt auf der Hand, dass ich mich angesichts dieser Neuerungen zu den Baumfällern melde.

UNFALL

Der 8. Februar 1945 beginnt wie jeder andere Tag. Nur verflucht kalt ist es – ich schätze, an die 40 Grad minus. Dass Pietschmann auf dem Hinmarsch ein Unglück prophezeit, ist nicht aussergewöhnlich. Doch heute sagt er, wir sollten am besten gar nichts tun (ein paar Festmeter Vorrat haben wir ja), weil er von nackten Mädchen geträumt habe. Schlimmeres gebe es nicht. Aha, denke ich belustigt, die bessere Verpflegung macht sich schon bemerkbar. Das sage ich allerdings nicht laut, ich lache nur. «Lach nur», sagt er verdrisslich und greift dann doch zur Säge.

Bald werden wir warm, aber Glück haben wir nicht. Mehrmals dreht sich ein Baum weg und bleibt in einem nebenstehenden hängen. Nach den Vorschriften muss der Baum, an dem sich der Gefällte festgehakt hat, abgesägt werden. Das verstösst jedoch gegen unsere Holzfällerehre. Ausserdem wird der «Bremsbaum», wenn es eine Tanne oder eine Kiefer ist, nicht auf die Norm angerechnet, und das Ästeabhacken macht einen Haufen Arbeit.

Am praktischsten wäre natürlich, den hängenden Baum einfach hängen zu lassen, aber das bekäme der Abnehmer heraus. Also schmeissen wir in der Regel auf den hängenden Baum einen anderen. Durch den Aufprall kommt der Unglücksbaum fast immer zu Fall. Aber eben nur fast immer. Hier, auf der Schaitanka, haben wir schon einmal 14 Bäume aufeinandergeschmissen – ein gefährliches Labyrinth von ineinander verkeilten Stämmen und Ästen. Beim 14. Baum kam das Ganze mit fürchterlichem Getöse herunter.

Auch heute haben wir Pech mit «hängenden» Bäumen. Als sei dies nicht genug, haben wir eine Birke gefällt, auf der hoch oben ein kleiner Pilz wächst. Unverzeihlich, dass wir dieses Zeichen schlechter Holzqualität übersehen haben!

Pietschmann schlägt mehrmals vor, für heute Schluss zu machen, aber ich will mich nicht zum Sklaven seines blöden Aberglaubens machen, will ihm beweisen, dass kein Zusammenhang zwischen seinen nackten Schönen und dem wirklichen Leben besteht.

Kurz vor Arbeitsschluss machen wir uns an einen schwächtigen Baum heran, haben aber wieder kein Glück – der dünne Stamm dreht sich und fällt in eine Tanne. Pietschmann fleht schon fast, unser Missgeschick erst morgen zu beheben, ich bestehe jedoch darauf, eine mächtige Birke, die wir uns eigentlich für den nächsten Tag aufheben wollten, auf den Unglücksbaum zu schmeissen. So treten wir, obwohl eigentlich schon Zeit fürs Feuermachen ist, den Schnee rund um die Birke fest und machen uns an die Arbeit.

Dann passiert es. Der mächtige Baum neigt sich, legt sich schräg über den hängenden Baum, das dicke Stammende wird für Sekunden in die Luft geschleudert und rutscht dann schräg auf den darunterliegenden Stamm hinab – direkt auf mich zu. Wie die Schnittfläche des Birkenriesen mit seinem – wie ich noch registriere – winzigen Herzstück auf mich zurast, werde ich bis an mein Lebensende vor Augen haben. Hätte mich dieser Holzklotz am Kopf oder an der Brust erwischt, wäre von mir nicht viel übrig geblieben. Im letzten Moment werfe ich mich zur Seite, doch der Stamm landet auf meinem linken Fuss und hätte ihn, wenn der Schnee nicht so hoch gewesen wäre, wohl zerschmettert.

Zuerst sehe ich Sterne, dann versuche ich, meinen Fuss zu bewegen. Mir entfährt ein Fluch, ich schreie den erschrockenen Pietsch-

mann an: «Schaff mir den Stamm vom Fuss! Siehst du nicht, dass ich ihn nicht rausziehen kann!» Mein Partner ergreift sein Beil, rennt zu einer dünnen Tanne, hackt sie ab, um damit die Birke zu lüpfen. Mir kommt es so vor, als bewege er sich wie im Schlaf. Ich brülle ihn an: «Kannst du nicht ein bisschen schneller machen, ich krepriere!»

Pietschmann setzt die «Brechstange» mehrmals an, endlich schafft er es, ich kann meinen Fuss befreien. Was dann mit mir vorgeht, vermag ich nicht zu erklären. Ich krabble auf den zuletzt gefällten Stamm und krieche auf allen vieren in Richtung Wipfel. Mein Partner ruft mir etwas zu, aber ich verstehe ihn nicht. Erst als ich wegen der Äste in der Krone des Baumes nicht weiterkomme, halte ich an und schaue mich um, begreife, was passiert ist.

Pietschmann ist ganz aufgelöst, rennt umher. Als er bemerkt, dass ich am ganzen Körper schlottere, bringt er mir meine Jacke und streift sie mir über. Vergeblich bemühe ich mich aufzutreten. Pietschmann sieht, dass ich nicht gehen kann, und sagt, dass er zu den in ein, zwei Kilometern Entfernung arbeitenden Schleppern laufen und einen Pferdeschlitten besorgen will.

Dann ist er weg. Auf dem Baumstamm kauern, versuche ich, mein Bein zu bewegen, doch der Schmerz im Fuss nimmt immer mehr zu. Langsam wird es dunkel. Die Bäume ringsum rücken näher. Die Stille ist beängstigend. Kein Ast knarrt, kein Windstoss bläst den Schnee von den Zweigen. Ewigkeiten vergehen. Dann tauchen hoch oben die Sterne auf. Die Kälte beginnt, sich bemerkbar zu machen. Ich fühle, wie meine Wangen erstarren. Die Finger im Fausthandschuh werden unbeweglich, die Zehen gefühllos.

Obwohl ich weiss, dass auf meinen Partner Verlass ist, zweifle ich plötzlich. Du Dummkopf, sage ich mir, worauf hoffst du denn? Dein Partner sitzt längst in der Kantine und löffelt seine Suppe. Warum

sollte er sich auch mit mir abgeben? Ich werfe es ihm nicht einmal vor. So ist halt das Leben – es geht weiter. Ich gehöre nicht mehr dazu ... Die Gedanken werden träge und träger. Jetzt wirst du erfrieren, denke ich. Es soll ein schöner Tod sein. Ich bemitleide mich nicht, vielmehr betrachte ich mich als eine fremde Person, die ich von aussen beobachte. Und doch frage ich mich nach dem Sinn all dessen. Wozu ist das alles gewesen – die Kindheit, die Träume des Heranwachsenden, das Studium mit seinen unnützen Fakten und Theorien? Alles ausgelöscht und begraben.

Bin ich schon halb erfroren? Hat der Anfang vom Ende begonnen? Zusammengekauert, fast wohligh lausche ich wieder und wieder in die Taiga hinein. Nichts rührt sich.

Doch dann... Habe ich etwa Halluzinationen? War das nicht der Ruf eines Kutschers, der sein Pferd antreibt? Nein ... Oder doch? Schliesslich besteht kein Zweifel mehr – Pietschmann ruft mich, ein Kutscher feuert sein Pferd an. Und da sind sie schon – mein Partner und der mittlere der Gebrüder Loor. Sie betten mich vorsichtig auf den Schlitten, auf dem eine Schütte Stroh ausgebreitet ist (die haben sie aus dem Stall geholt, deshalb hat es so lange gedauert). Auf den ersten anderthalb Kilometern können wir uns nur im Schrittempo bewegen. Dann kommen wir auf die schnurgerade Eisstrasse, und das Pferdchen rennt los. Mir scheint, als lindere die Geschwindigkeit den Schmerz. Ich werde lebendig und stachele den Kutscher an: «Schneller! Fahr schneller!»

Wieder scheint eine Ewigkeit zu vergehen. Schliesslich fahren wir in elegantem Bogen vor der Baracke vor, ich hüpfte auf einem Bein zur Tür, stosse sie auf und rufe: «Jungs, ich bin unter 'n Baum gekommen!» Die Kumpel lachen, aber dann begreifen sie, dass es Ernst ist. Der Feldscher kommt, will mir den Steppstrumpf ausziehen, doch die leistungste Berührung lässt mich aufschreien. So muss die Ba-

chille aufgeschnitten werden. Unter ihr kommt ein grünvioletter Fleischklumpen zum Vorschein – mein Fuss. Ich bin fassungslos. Der Feldscher versucht, mich zu beruhigen: Der Bluterguss werde in ein paar Tagen zurückgehen. Allerdings könne man erst dann feststellen, wie es um die Knochen steht.

Während der Feldscher einen Notverband anlegt, brülle ich wie am Spiess. Dann bindet er mit einer Schlaufe, die er an der Pritsche über mir anbringt, das Bein hoch.

So liege ich etwa eine Woche. Die Stimmung ist entsprechend. Immerhin nimmt die Geschwulst am Bein sichtbar ab. Auch die Schmerzen werden erträglicher. Ich bitte die Jungs, mir ein paar Krücken anzufertigen, so vermag ich mich zumindest zur Kantine zu schleppen und brauche niemanden zu bitten, mir mein Brot und meine Suppe mitzubringen.

Nach sechs oder sieben Tagen untersucht mich der Feldscher erneut. Er tastet den immer noch geschwollenen Fuss ab und stellt fest, dass einige Knochen im Spann gebrochen sind. Ich müsse, sagt er, so schnell wie möglich ins Krankenhaus nach Korelino. Das ist das Schlimmste, was mir passieren kann. Hier, auf der Schaitanka, bekomme ich (nach der letzten Planerfüllung) ein Kilo Brot, in der Krankenstation dagegen gibt es nur 300 Gramm. Überhaupt wird erzählt, man komme aus dem Krankenhaus eher tot heraus als lebendig.

Nachdem der Feldscher weggegangen ist, überlege ich fieberhaft, wie ich um den Krankenhausaufenthalt herumkommen könnte. Lange liege ich wach. Nach Mitternacht humple ich zur Kantine. Da ist oft noch jemand beschäftigt, mit dem ich zu dieser Stunde ein paar Worte wechseln kann. Möglicherweise lässt sich eine Schüssel Suppe abfassen. Mit der Suppe klappt es zwar nicht, doch dafür kommt mir eine blendende Idee, als ich einen ausrangierten Rundfunkempfänger in der Ecke stehen sehe. Tagsüber gibt er, wenn man ihn einschaltet,

nur Krächzen und Piepsen von sich. Jetzt aber, mitten in der Nacht, kann man mehr oder weniger deutlich einzelne Sätze verstehen. Ich höre ein Kommuniqué des Sowjetischen Informationsbüros, in dem es heisst, die sowjetischen Truppen stünden vor Landsberg an der Warthe und die Alliierten hätten Kleve und Prüm eingenommen. Da durchzuckt es mich: Ich werde, denke ich, eine grosse Wandkarte von Deutschland zeichnen, sie in der Kantine aufhängen und auf ihr den aus dem Radio entnommenen Frontverlauf eintragen. Das wird Furore machen – ersehnen doch alle das Ende des Krieges, nach dem sie sich eine Wende des eigenen Schicksals erhoffen.

Als Götz, der öfter mal bei mir vorbeischaute, mich am nächsten Tag in der Baracke besucht, um mich zum Abtransport nach Korelino zu überreden, unterbreite ich ihm meinen Plan. Zuerst ist er skeptisch. Zwar wäre schön, die KWTsch (Kulturabteilung) durch diese Propagandainitiative zu übertreffen, aber wie wolle ich denn eine einigermassen genaue Karte von Deutschland zeichnen? Und woher wolle ich wissen, wo die in den Frontberichten erwähnten Städte liegen? Auf meine Geographiekenntnisse und meine kartographischen Erfahrungen verweisend, gelingt es mir, seine Zweifel zu zerstreuen. Am Schluss des Gesprächs sichert er mir sogar zu, zwei Leute für einen halben Tag freizustellen, damit sie Bretter für die von mir benötigte Wandtafel sägen können.

Ich bin übergelukkig und mache mich sogleich ans Werk. Erst humple ich zum Pferdestall, schneide, um Pinsel zu verfertigen, feine und grobe Haarbüschel aus den Schwänzen der Gäule. Dann suche ich mir in der Nähe eine Lärche, schlage Stücke ihrer rostbraunen Rinde ab und koche in einer alten Blechbüchse mehr oder weniger rote Farbe. Schwieriger ist es, dem *instrumentaltschik* ein paar Nägel abzuschwatzen, doch auch da habe ich Erfolg. Abends einige ich

mich, auf Götz berufend, mit Pietschmann und Schänder über das Sägen der Bretter.

In der übernächsten Nacht sitze ich, von dem immer wieder aus der Küche hervorlugenden Koch neugierig beäugt, in der Kantine und zimmere meine Schautafel zurecht. Dann wende ich mich dem Radio zu, höre von den Kämpfen in Ostpreussen, vom Vormarsch in Schlesien, von der Eroberung Bunzlaus (Boleslawiec) und beginne mit dem Zeichnen.

Nach vier oder fünf Nächten ist die Karte fertig und wird in der Kantine aufgehängt. Die Leute, die morgens zur Frühsuppe kommen, stehen mit aufgesperrten Mündern vor dem zwei mal drei Meter grossen Brett und buchstabieren ungläubig Kjustrin, Schnejdemjul, Breslawl. Von nun an sitze ich jede Nacht in der Kantine (manchmal fällt auch eine Schüssel *balanda* für mich ab) und markiere auf der grossen Deutschlandkarte den Vormarsch unserer und der alliierten Truppen mit braunroten Pfeilen (andere Farbe habe ich nicht). Die Amerikaner dringen ins Ruhrgebiet ein, die Rote Armee hat Breslau umzingelt. Die «Festung Deutschland» bröckelt an allen Ecken und Enden, der Krieg neigt sich dem Ende zu. Bisweilen beobachte ich, dass zwei, drei Mann vor der Wandtafel stehen, mit den Fingern auf der Karte herumfahren und rätseln, ob morgen diese oder jene Stadt eingenommen wird.

Viel zu tun habe ich nun nicht mehr. Da in den im Radio übertragenen Kommuniqués ständig auch die Kämpfe in Ungarn, Kroatien und auf dem italienischen Kriegsschauplatz erwähnt werden, beschliesse ich, noch eine Karte von Europa anzufertigen. Pietschmann und Schänder sägen wieder Bretter für mich, und ich koche abermals einen Topf Farbe. Die Europakarte gelingt mir, wie ich feststelle, nicht ganz so gut – Skandinavien ist zu lang geraten, der italienische Stiefel zu kurz. Von der hiesigen Belegschaft merkt das natürlich nie-

mand. Trotzdem ist die Sensation verpufft. Der «Deutschländer» zeichnet eben Karten, wie andere Bastschuhe flechten. Ausserdem interessieren sich die Leute nicht für Budapest oder Rom. Sie wollen nur wissen, wann Berlin fällt.

Da Götz sich als Chef um die Planerfüllung kümmern muss, eröffnet er mir Anfang März, dass das Brennholz zu Ende gehe. Am Quartalsende könne er keine Leute aus der Produktion abziehen und er sei deshalb genötigt, die Genesenden (es sind nur zwei: der von Furunkeln geplagte Andrej Dalinger und ich) zur Bereitstellung von Ofenholz an die alte Trasse zu schicken. Bäume fällen brauchten wir nicht – dort lägen noch viele Stämme vom Herbst herum. Er würde mich, weil ich ja nicht laufen könne, mit dem Schlitten hin- und zurückbringen lassen und garantiere uns 800 Gramm Brot. Nachts könne ich weiterhin die Mitteilung des Sowinformbüros in der Kantine anhören und die Pfeile auf den beiden Karten eintragen.

Wenn ich nicht ins Krankenhaus will, muss ich in diesen sauren Apfel beißen. Da uns die 800 Gramm sicher sind (die von uns angelegten Stapel werden nicht einmal vermessen), schieben Darlinger und ich eine ruhige Kugel. Allerdings muss ich mich, weil ich nicht lange stehen kann, beim Zersägen der Stämme auf einen Klotz setzen. Doch nehme ich das in Kauf, denn erstens darf ich auf der Schaitanka bleiben, zweitens wird es nun spürbar wärmer, mittags tropft es schon von den Zweigen, und drittens – das ist das Wichtigste – ist das Kriegsende in Sicht: Im Osten wird erst Kolberg genommen, dann Danzig; im Westen rücken die Amerikaner in Mainz, Mannheim und Frankfurt ein.

Eines Abends, als Darlinger und ich nach getaner Arbeit wieder in unsere Barackensiedlung gefahren worden sind, erwartet mich eine Überraschung. Wenige Stunden zuvor hat der Chef der Produktionsabteilung des Lagers, Dostal, den Musterpunkt Schaitanka inspi-

ziert (gleichbleibende Planerfüllung 125 Prozent!) und sich dabei, als er die Kantine besichtigte, auch für meine Karten interessiert. Der Koch erzählt mir, wie Götz mich gelobt habe: «Genosse *natschalnik*, so etwas haben Sie noch nicht gesehen! Einen Burschen, der solche Karten aus dem Kopf zeichnen kann, ohne Vorlage! Und jedes Städtchen in Deutschland kennt er, nicht nur in Deutschland, in ganz Europa!»

Dostal, ein russifizierter Lette, ist ein gut aussehender, etwa fünf- undvierzigjähriger Mann, der sich in vieler Hinsicht von der übrigen Obrigkeit des Lagers unterscheidet. Er ist, trotz seines verantwortungsvollen Postens, kein Offizier (zumindest trägt er keine Uniform und lässt sich nie mit «Genosse» und Dienstgrad ansprechen). Zudem hat er, was ich allerdings erst später erfahre, kulturelle Interessen – er besitzt mehr als 1'000 Schallplatten und für Soswaer Verhältnisse viele Bücher. Seine Zugewandtheit zur Kultur pflegt er auf eine ungewöhnliche Art. Er pickt aus der Masse der Sträflinge und der mobilisierten Deutschen Leute heraus, die über besondere Fertigkeiten verfügen, und lässt sie für sich persönlich arbeiten. Ein Häftling entwirft Möbel für ihn, ein anderer fertigt ihm eine «Radiola», ein Radio mit einer Anlage zum Abspielen von Schallplatten.

Nach Gotzens Lobeshymnen auf mich befiehlt Dostal, mich zu ihm zu bringen. Doch niemand weiss genau, wo ich mich befinde. Auch der Kutscher, der uns morgens hingebracht hatte und dann als Zubringer arbeitete, ist nicht auffindbar. So fährt Dostal ab, ohne mich gesehen zu haben.

IN DIE LAGERHAUPTSTADT

Mein Übergang vom Status eines faktisch Inhaftierten zu dem eines gewöhnlichen Verbannten vollzieht sich unmerklich und nimmt etwa ein Jahr, vielleicht auch etwas mehr in Anspruch. Deshalb kann ich die oft gestellte Frage nicht beantworten, wann ich aus dem Lager «entlassen» worden sei. Weder bin ich förmlich verurteilt noch jemals förmlich entlassen worden.

Gelockert hat sich das Regime bereits auf der Schaitanka, wo es de facto keine Bewachung mehr gab. Allerdings waren wir dort kasernisiert und wurden, obwohl Löhne gezahlt wurden, zentral verpflegt.

Das ändert sich mit meiner Versetzung nach Korelino. Dort lebe ich zum ersten Mal seit meiner «Mobilisierung» allein und muss mich selbst um meinen Lebensunterhalt kümmern. Dieses Intermezzo dauert jedoch nicht lange. Das Lager streckt immer wieder seine Fangarme nach mir aus, es bringt mich abermals hinter den Zonenzaun, kujoniert mich mit Brotrationen und lässt mich auf Appellplätzen antreten. Anfang 1946 wohne ich schliesslich mit zwei Kumpels privat und habe sogar eine Freundin. Von diesem Zeitpunkt an datiere ich das Ende der Lagerzeit und den Beginn der Verbannung.

Aus der Schaitanka werde ich um den 1. April 1945 Hals über Kopf hinausexpediert. Zuerst hoffe ich, dass die Überstellung mit dem Besuch Dostals zu tun hat, doch der Hintergrund ist viel profaner. Der Lebensmittelbeauftragte von Korelino, ein gewisser Seyfert, ist verhaftet und muss umgehend ersetzt werden. Jemand hat sich auf

den des Rechnens und Schreibens kundigen «Deutschländer» besonen.

Ich fahre mit einem Pferdeschlitten, der Gewehrrohlinge transportiert, nach Korelino. Dort melde ich mich bei der OLP. Ein sympathischer Mann namens Koslow weist mich ein. Seine genaue Funktion habe ich vergessen. Er gehört zu den sogenannten *direktiwniki*, das sind ehemalige politische Häftlinge, die ihre Frist während des Krieges abgesessen haben, aber nach einer Direktive des Innenministeriums an dem Ort verbleiben müssen, an dem sie ihre Strafe verbüsst haben.

Koslow erklärt mir, dass ich für die Brot- und Lebensmittelkarten der an die 100 Freien und «Halbfreien» in Korelino verantwortlich bin. Ich muss sie ausgeben, von der Verkaufsstelle zurücknehmen und vernichten. Darüber hinaus erstreckt sich meine Zuständigkeit auf die Verpflegung der wenigen An- und Abreisenden, auf die Kontrolle und Registrierung der angelieferten Produkte, auf die Überwachung der Bäckerei und auf die anfallenden Umrechnungen verschiedener Lebensmittelarten. Gerade ist ein Waggon mit Erbsen angekommen, sodass ich schleunigst ermitteln muss, wie viele Erbsen es auf den Öl-, Gemüse- und Fleischabschnitt gibt.

Vorsichtig warnt Koslow mich davor, in Seyferts Fusstapfen zu treten. Mein Vorgänger, der nach wenigen Wochen wegen Veruntreuung sozialistischen Eigentums zu zehn Jahren Lagerhaft verurteilt wird, hat sich durch Manipulation von Karten und Talons ein modernes polnisches Sakko, eine helle Hose, neue Halbschuhe und Ähnliches zugelegt und damit die Aufmerksamkeit der ohnehin misstrauischen NKWD-Ermittler erregt. Indes hätte es Koslows Andeutungen mir gegenüber gar nicht bedurft. Zudem passe ich mit meinen zerfransten Hosen und meiner von Brandlöchern gemusterten Jacke bestens in das graue Umfeld Korelinos.

Etwas anders verhält es sich jedoch mit einer für mich naheliegenderen Versuchung: dem Essen. Zwar ist die Verpflegung während der Schaitanka-Monate für hiesige Verhältnisse phantastisch gewesen, aber das Trauma des jahrelangen Hungers sitzt so tief, dass ich schon in den ersten Stunden der neuen Funktion fast wider Willen darüber nachdenke, wie ich mir ein paar zusätzliche Brotkarten abzweigen kann.

Kompliziert ist das nicht. Zu meinen Pflichten gehört, den Offizieren und *direktiwniki*, die in andere Lagpunkte versetzt werden, zu bescheinigen, bis zu welchem Tag sie Brotkarten erhalten haben. Da die Karten in der Regel für einen Monat ausgegeben werden, kassiere ich die überzähligen ein. Für den Fall einer Revision (die aber zu meiner Zeit nicht stattfindet) registriere ich die zurückgegebenen Gutscheine säuberlich, manipulierte jedoch die Buchführung so, dass immer ein, zwei Brotkarten übrig bleiben. Diese trage ich dann ständig mit mir herum, um sie, falls mal etwas schiefgehen sollte, rasch zu verschlucken.

Oberstes Gebot beim Agieren in dieser Grauzone ist natürlich, dass ich niemanden in meine Machenschaften einweihe. Selbst meine Zimmerwirtin, ein dürres Mütterchen, das die von mir erschlichenen Talons im Laden einlöst und mir allmorgendlich einen Viertel-liter Milch dafür gibt, weiss nicht, woher die Gutscheine kommen. Sie denkt wahrscheinlich, dass ich als Lebensmittelbeauftragter stets ein paar Talons übrig habe, und ist mir dankbar. Auch andere Leute gehen davon aus, dass ich über stille Reserven verfüge, und betteln mich sogar an. Aber ich kann, so leid mir der eine oder andere tut, ihnen nicht helfen – ringsum wimmelt es von Denunzianten.

In Korelino führe ich ein geregeltes Leben. Ich schlafe im eigenen Zimmer, habe zum Frühstück ein Glas Milch, gehe morgens zur Arbeit, inspiziere meine Aussenposten, kehre abends zurück, wechsle

ein paar Worte mit meiner Wirtin und lege mich ins Bett. Freunde oder Leute, mit denen man sich austauschen könnte, habe ich nicht. Über die Situation an den Fronten erfahre ich so gut wie nichts. Ein Radioempfänger ist nicht aufzutreiben, und eine drei Tage alte Zeitung bekommen wir in der ganzen Zeit, in der ich dort bin, nur ein einziges Mal.

Als ich schon glaube, auf dem Posten des Lebensmittelbeauftragten das Kriegsende zu erleben, ergeht ein Befehl, demzufolge die gesamte Belegschaft des im Winter bewirtschafteten Punktes Schaitanka nach Likino verlegt wird. Ich stelle mich selbstverständlich dumm und tue so, als ob mich das nichts angehe. Doch Götz kommt auf der Durchreise bei mir vorbei und sagt: «Mach keine Fisimatenten, musst mit!»

Also wieder in den Wald, wieder Bäume fällen. Es ist zum Wahnsinnigwerden! Dann hängt mein Schicksal erneut von der verfluchten Normerfüllung ab. Abermals Sumpf, Mücken, vielleicht auch Hunger ... Ich muss mir unbedingt etwas einfallen lassen. Vielleicht kann ich in Soswa, das auf unserer Route liegt, versuchen, an Dostal heranzukommen...

Am 3. Mai fahren wir bewacht mit dem Personenzug von Korelino über Werchoturje nach Serow und steigen dort um. Von Soswa solle es mit dem Schiff weiter nach Likino gehen. Grössere Gepäckstücke hat keiner von uns, höchstens einen Umhängebeutel mit Kochutensilien oder Ersatzfusslappen. Seife, Zahnbürste, Waschlappen sind bei uns Fremdwörter. Ich selbst besitze nur einen Holzlöffel, der immer griffbereit in meinem Steppstrumpf steckt. Ausserdem trage ich unter den Fetzen meines Unterhemdes versteckt ein «Sesamöffhedich» in eine ferne, unwirkliche Welt – mein Lateinlehrbuch von Krichazki. Den «Faust» habe ich verscherbelt, Goethes Aphorismen hat man mir geklaut.

In Werchoturje werden noch zwei Dutzend mobilisierte Deutsche

in unseren Waggon geschubst. Sofort beginnt unter den Wolgadeutschen der Austausch von Neuigkeiten. Dieser oder jener sei gestorben, ein anderer «aktiert», also als Invalide anerkannt und warte nur noch auf seine Abschiebung nach Kasachstan. Auf dem Lagpunkt Borowljanka sei aus nicht einsichtigen Gründen ein Mann aus dem Sewsheldorlag* (Eisenbahnbau Kotlas-Workuta) gelandet, er heisst Oster und erzählt, dass die Menschen dort wie die Fliegen gestorben seien. Der behelfsmässige *politnik* auf der Berjosowka, ein abgefemter Kerl aus unserem Kontingent, hat es fertiggebracht, seine Frau aus Kasachstan kommen zu lassen, ist aber seitdem von Pech verfolgt. Er wurde wegen irgendwelcher Vergehen zum Holzfäller degradiert, und seine Frau, die wohl nicht mehr zurückkann, hat sich einen Offizier angelacht. Da grinsen die Leute – Schadenfreude ist süss.

Das Wenige, das wir von Serow zu sehen bekommen, wirkt verkommen. Dann die Endstation: Soswa, die schon mehrfach erwähnte «Hauptstadt» des Lagers. Der Bahnhof, im Grunde ein Schuppen, an dem alle zwei Tage ein Zug hält, befindet sich eine gute Viertelstunde vom Ort entfernt. Es regnet, die Strassen sind aufgeweicht, stellenweise versinkt man knietief im Morast. Die Hauptstrasse heisst uliza Lenina und ist mit aus Brettern gezimmerten Bürgersteigen versehen (wie sich nachher herausstellt, nur vom Wohnhaus des obersten Chefs bis zu seinem Büro).

Soswa ist eine Siedlung von knapp 9'000 Einwohnern (die Sträflinge ausgenommen). Sie besteht fast ausschliesslich aus Holzhäusern. Ausserdem gibt es vier charakteristische Brettergevierte mit Wachtürmen an den Ecken: den Wohnbereich des Kommandantenlagers in der Nähe des Bahnhofes, die Arbeitszone unmittelbar daneben, ferner ein Riesengelände mit 20 Wachtürmen, das den Holzsta-

pelplatz, das Lokomotivdepot, verschiedene Werkstätten und ein Kraftwerk beherbergt sowie die Freigängerzone in der Schulstrasse.

Früher gab es hier ein kleines Stahlwerk, das 1923 aber demontiert und flussabwärts nach Tobolsk gebracht wurde. Zum Glück für die Bewohner, die zumeist Nachfahren Verbannter und Verfemter waren, wurde Anfang der Dreissiger (im Zuge des ersten Fünfjahrplans) mit dem Bau eines Sägewerks begonnen. Diese Initiative ging auf den GebietsparteiSekretär Kabakow zurück, einen Mann, der sich wie ein kleiner Stalin beweihräuchern liess und sogar die Umbenennung des Rayonzentrums *Nadjeshdinks* in *Kabakows* erreicht hatte. Einige Jahre später stellte sich heraus, dass das Sägewerk in dieser an Arbeitskräften armen Gegend unrentabel war, Kabakow wurde zum Volksfeind erklärt und erschossen. Im Zuge des Terrors, dem Kabakow zum Opfer fiel, löste sich aber auch das Problem des Arbeitskräftemangels: Soswa wurde zum Zentrum des Nordurallagers des NKWD. Die seit den Zeiten des Stahlwerks bestehende Schmalspurbahn wurde auf eine Normalspur umgerüstet, es entstanden Dutzende von Dienststellen und Lagereinrichtungen, die heute die Siedlung beherrschen.

Wir marschieren die uliza Lenina entlang zur Zone für Freigänger, die sich am anderen Ende der Siedlung befindet. Hier werden wir einquartiert, bis das Eis auf dem Fluss bricht. Man rechnet am 8. oder 9. Mai mit dem Eisgang.

Die kleine, zum Bersten gefüllte Freigängerzone ist für die ausserhalb der Zone beschäftigten Sträflinge eingerichtet (Ingenieure, Lokomotivführer, Kraftfahrer, Lageristen, Buchhalter usw.). Da sich unsere «Arbeitsarmisten» langsam, aber sicher auf der mittleren Ebene des Verwaltungsapparates breitmachen, haben sich auch unsere Leute dort eingenistet. Vereinzelt gibt es in den Freigängerbaracken auch zwangsdeportierte Finnen und Rumänen. Die seltsamste Figur unter Letzteren ist ein Jude aus Moldawien, der es zum Chef

der Freigängerzone gebracht hat. Er heisst Drontschuk, kann sich in allen hier gängigen Sprachen verständigen, läuft in einem schmucklosen, aber akkuraten Anzug umher und lacht selbst bei den unpassendsten Gelegenheiten.

Am Tage nach unserer Ankunft gehe ich zu ihm, um eine Ausgangserlaubnis zu erhalten (ich will versuchen, zu Dostal vorzudringen). Ich bin erstaunt über die Grösse von Drontschuks Dienstzimmer. Noch mehr verblüfft mich sein Wandschmuck: Ein Stalin-Portrait hängt über dem Schreibtisch und über dem spartanischen Bett ein Spruchband: «Inter pedes puellarum est voluptas puerorum»¹⁵. Wahrscheinlich amüsiert sich der Zyniker Drontschuk (der zweifellos selbst dem NKWD zuarbeitet) über die ungebildeten Schnüffler, die den Slogan vermutlich für eine kommunistische Losung halten. Ich lasse mir meine Lateinkenntnisse natürlich nicht anmerken.

Drontschuk empfängt mich wohlwollend und stellt mir, kaum dass ich mein Anliegen vorgebracht habe, einen Passierschein aus. Neugierig gehe ich durch die Wache und durchstreife den Ort, geniesse es, auf dem verlassenen Markt oder vor einem Haus stehen zu bleiben. Ich frage mich zur Produktionsabteilung durch. Im Vorzimmer von Dostal muss ich eine Weile warten. Ich versuche, seinem Sekretär, einem gewissen Hartmann (auch von unserer Truppe), ein paar Worte zu entlocken, doch der hüllt sich in Schweigen. Schliesslich darf ich eintreten.

Dostal thront an einem übergrossen Schreibtisch, an dem, zur Eingangstür gerichtet, ein weiterer Tisch mit zehn oder zwölf Stühlen für Sitzungsteilnehmer steht. Kahlgeschoren, in verdreckter und löchriger Kleidung stehe ich zwischen Tür und Stuhl. Aber Dostal hat schon bedeutendere Leute in abgewetzten Klamotten gesehen.

Er blickt mich streng an: «Nun, was gibt's?»

«Ich bin der Mann, der auf der Schaitanka die Karte gezeichnet hat. Sie wollten mich damals sehen.»

Nach einer kleinen Pause fragt er misstrauisch: «Hast du das wirklich ohne Vorlage gezeichnet?»

Als ich mit «Ja» antworte, überlegt er kurz und wirft mir dann einen kleinen Block mit angebundenem Bleistift auf den Tisch: «Nun, dann zeichne mal eine Karte Frankreichs.»

Nichts leichter als das! Gerade Frankreich habe ich, als ich in Moskau historische Karten zeichnete, unzählige Male vor mir gehabt. Ich mache also einen Schritt vorwärts, setze mich, lege los: Kanal und Atlantikküste, Pyrenäen, Mittelmeerküste, italienische, schweizerische, deutsche, luxemburgische und belgische Grenze, dann die größten Flüsse – Somme, Seine, Loire, Garonne und Dordogne, Rhône mit Saône – und danach die Städte...

Nachdem ich etwa zwanzig Städte eingezeichnet habe, sagt Dostal: «Nun, zeig mal her!» Der Block schlittert über den polierten Tisch zu ihm zurück. Als er die Karte erblickt, sehe ich, dass er beeindruckt ist. Er scheint zu überlegen, wo er einen Mann wie mich einsetzen kann. Dann fragt er unerwartet:

«Und rechnen? Kennst du dich mit dem Rechenschieber aus?»

Als ich ihm auch das bejahe, fragt er: «Könntest du fürs Ministerium ein Album zusammenstellen, dick, bunt, überzeugend. Mit vielen Diagrammen, Zeichnungen, Tabellen und so weiter.»

«Könnte ich, natürlich», beeile ich mich zu sagen. «Nur die Zahlen brauchte ich dafür.»

Dostal zögert: «Ja, die Zahlen ... Also fünfzehn- oder zwanzigtausend Festmeter müsste man herauschinden, Eigenbedarf, Verlust beim Flößen...»

«Das würde ich schon hibekommen», versichere ich und halte seinem Blick stand. Ich spüre, dass ich dabei bin, die Prüfung zu bestehen.

«Du gehörst», fragt er nur, «zu der Partie, die nach Likino geht?» Ich nicke. Dann verabschiedet er mich: «Ich stelle dich als Ingenieur ein. Morgen früh meldest du dich bei Hartmann. Deine Freistellung veranlasse ich.»

Mein Herz hüpfte vor Freude: Geschafft! Nun ja – Ingenieur ist zwar lächerlich, aber wir sind nun mal im Lager, und da wird's nicht so genau genommen. Die Hauptsache: Ich brauche nicht mehr in die Taiga!

Vom Übermut überwältigt, wage ich noch einen Vorstoss. Beim Hinausgehen wende ich mich um, zeige auf meinen zerfetzten Mantel und frage: «Kann ich denn so ins Büro?»

Dostal zieht die Brauen hoch, reisst die Frankreichkarte aus dem Block und schreibt, während er mich nach meinem Namen fragt, auf das nächste Blatt mit sich Überschlagenten Buchstaben:

«Materiallager Sowieso. Auszuhändigen an Ing. PTO Rjuka eine Jacke. – Dostal»

Ich gehe an Hartmann vorbei auf die Strasse. Dort kommt mir der verwegene Gedanke, vor meinen verballhornten Namen ein B zu setzen, sodass man ihn als *brjuki* (Hose) lesen kann. Gelänge das, wäre ich fast von Kopf bis Fuss neu eingekleidet.

Der Lagerist ist ein halber Analphabet. Ich muss ihm den schwer entzifferbaren Zettel vorlesen. Er nimmt mir meine Auslegung ab. Ich ziehe mich an Ort und Stelle um, verfrachte die alten Klamotten gleich in den Müll und gehe zur Freigängerzone zurück. Ich gehe nicht, ich *schreite*, mich gleichsam meiner neuen Heimat vorstehend. Was ich noch nicht weiss: dass ich tatsächlich *elf Jahre* meines Lebens in diesem Kaff verbringen werde, elf wertvolle Jahre im frü-

hen Mannesalter, die die produktivsten meines Lebens hätten sein können.

Am nächsten Morgen scheint es einen Moment so, als sei meine Hoffnung, nie wieder in den Wald zu müssen, schon wieder zerronnen. Hartmann sieht mich unheilvoll an, als ich pünktlich in der Produktionsabteilung erscheine: «Mach dich auf was gefasst, der Chef ist sauer!»

Und wirklich – Dostal blafft mich an: «Du hast mich gestern belogen!» Ich weiss nicht, worauf er hinauswill.

«Du bist ja in Berlin geboren!», bellt er.

«Davon war gestern nicht die Rede», sage ich.

«Nun stell dich mal nicht dümmer, als du bist», erwidert er grolend. «Du weisst ganz genau, dass das *hier* immer eine Rolle spielt.»

Doch unerwartet lenkt Dostal ein. Er erklärt mir, dass die Opertschek-Abteilung Einspruch gegen meine Freistellung erhoben hat. «Aber zum Glück», sagt er, «kann ich mich gegen diese ...» – er nuschelt etwas, es klingt wie: «Ganoven durchsetzen.»

Später finde ich bestätigt, dass zwischen der Zweiten und Dritten Abteilung (Produktion und Tscheka) ein zermürender Kleinkrieg tobt. Die Produktionsabteilung ist in der Regel darauf bedacht, fähige Leute zu fördern, während für die Tschekisten Qualifikation keine Rolle spielt. Wie sich Dostal gegen die allmächtigen Spürhunde der Dritten Abteilung durchsetzen kann, erfahre ich nie.

Mein Album wird in Rekordzeit fertig. Es ist nicht nur dick und bunt, sondern vor allem verwirrend. Mit Längs- und Querzeichnungen und einer Heerschar von Koeffizienten habe ich an die 25'000 Festmeter Holz «wettgemacht» und eine Quartalsleistung von 275'000 Festmetern fast wissenschaftlich nachgewiesen.

NACHKRIEG

Es ist der 9. Mai, ich habe mich gerade erst richtig in die Albumsarbeit hineingekniert. Als ich mich am Morgen zum Dienst aufmache, schrillt die Sirene des Sägewerkes. Viktor Fjodorowitsch stürmt in unser Zimmer und schreit: «Sieg! Eben kam die Nachricht im Radio! Deutschland hat kapituliert!»

Alle rennen durcheinander, umarmen und gratulieren einander, weinen, rufen und wünschen begeistert die Zukunft herbei. Jeder hofft, dass nun Schluss sei mit der Arbeitsarmee, mit der Fronarbeit und dem Hunger. «Ein paar Wochen noch», hört man allenthalben, «dann sind wir zu Hause, bei Müttern!»

Ich bin skeptischer. Das Bild des hassenswerten Deutschen, sage ich mir, verschwindet nicht von heute auf morgen. Wenn man sich an die Schreckensjahre in Moskau vor dem Krieg erinnert, kann man keinesfalls davon ausgehen, dass die ausgestossenen Menschen in absehbarer Zeit wieder ins normale Leben einbezogen werden. Was aber konkret mit uns, den «mobilisierten Deutschen», geschehen wird, vermag ich mir nicht auszumalen.

Dennoch hoffe ich. Man kann uns, die Emigranten, doch nicht mit den Ex-Kulaken gleichsetzen! Womöglich setzt man uns zur Umerziehung der Kriegsgefangenen ein? Noch dringlicher benötigt man uns jedoch in Deutschland. Ob man uns dorthin schickt? Vielleicht erkennt man im «Deutschländer» endlich den Antifaschisten?

Als sich nach drei, vier Wochen in puncto Regime, Kasernierung, Verpflegung für die Arbeitsarmisten nichts ändert, beginnen die Leu-

te zu verzweifeln. Auch ich verliere langsam den Mut. Und als nach weiteren Wochen die hoffnungsvollen Gerüchte verstummen, setzt eine Selbstmordserie ein. Erstaunt registriere ich zweierlei. Erstens, dass der Mensch, solange er sich im Griffbereich des Todes befindet, offenbar nicht daran denkt, Hand an sich zu legen. Während meiner ganzen Zeit im Lager ist mir – bis auf zwei Ausnahmen – kein Selbsttötungsfall zu Ohren gekommen. Die Leute klammerten sich an eine Hoffnung – an das herbeigesehnte Kriegsende. Nun aber ist der Krieg aus, und das Warten auf Erleichterung erweist sich als Trug. Das können die meisten nicht verkraften.

Zweitens fällt mir auf, dass die körperlich Arbeitenden eher gegen Suizid gefeit sind. Von den Kumpels, die nach Likino transportiert wurden und dort im Wald arbeiten, hat, soweit ich höre, keiner Selbstmord begangen. Aber hier, in Soswa, wo den Leuten hinter ihren Tabellen und Akten genügend Zeit zum Grübeln bleibt, gibt es vier oder fünf Selbsttötungsfälle. Am nahesten geht mir der Tod eines kleinen, hässlichen Ingenieurs namens Merkel mit einem grossen Mundwerk. Er arbeitete direkt neben der Produktionsabteilung, in Ruppels Mechanisierungsressort. Ich hatte mehrmals mit ihm in der Kantine zu Mittag gegessen, mich ein bisschen über seine aufgekratze Stimmung gewundert. Und plötzlich hing er, als wir zur Arbeit kamen, mit heraushängender Zunge am Strick. Ich habe es nicht selbst gesehen, mir reichte schon die Nachricht von seinem Tode.

Die Zeitungen, die wir jetzt öfter erhalten, sind voller pathetischer Heldenporträts, Geschichten über einzelne Armeeeinheiten und Reportagen über den Enthusiasmus beim Aufbau der verwüsteten Gebiete. In Soswa spürt man von alledem *nichts* – es ist, als dauere der Krieg fort. Bei uns, den auf der untersten Stufe Stehenden, wird

wie eh und je um Lebensmittelzuteilungen gerangelt, bei den Offizieren um Posten und Prämien.

Auch die Tscheka-Abteilung intrigiert weiter gegen mich. Sie will den «Deutschländer» partout dahin schicken, wo er ihrer Meinung nach hingehört, nämlich in die Taiga. Dostal, der seine Hand über mich hält, deutet mir das an. Nachdem ich das Album fertig habe, lässt er sich auf ein kluges Umgehungsmanöver ein: Er leiht mich an das Zentrale Expeditionsbüro aus, das seinen Hauptsitz in Leningrad hat und an das unsere Provinz-Tschekisten nicht heranreichen. Damit macht er obendrein, wie ich am Rande erfahre, noch ein gutes Geschäft. Die Leihgebühr für meine Wenigkeit beträgt nämlich um die 3000 Rubel, während mein monatliches Gehalt bei 400 Rubel liegt.

Das Leningrader Büro ist eine Einrichtung der für die Forstlager zuständigen Hauptverwaltung des NKWD, der die Ausarbeitung grösserer Projekte – ganzer Lagpunkte, Schmalspurbahnen, Stapelplätze – im Lagerbereich obliegt. In den Sommermonaten arbeiten sechs oder sieben Ingenieure aus der Newa-Stadt, manchmal auch einige Zeichnerinnen und andere Hilfskräfte, bei uns vor Ort, erkunden die Waldbestände, vermessen Gelände und schlagen Schneisen durch die Taiga. Im Winter ziehen sie sich nach Leningrad zurück und planen die zukünftigen Projekte. Einige dieser nur notdürftig qualifizierten Ingenieure sind ehemalige Häftlinge, die sich mit ihrem dreimonatigen Aufenthalt in unserer gottverlassenen Gegend das Wohnrecht in der zweitgrössten Metropole des Landes erarbeiten. Fünf Jahre später wird übrigens auch das Projektierungsbüro der Bauabteilung (in dem ich tätig sein werde) sowohl Leningrad als auch der Lageradministration unterstellt. Die offizielle Bezeichnung des Büros lautet dann: «Norduralexpedition bei der Verwaltung Postfach Nr. 239».

Chef der nach Soswa angereisten Leningrader Truppe ist Maslaja-

kow, ein verschmitzt dreinschauender Zyniker, dessen Aufgabe darin besteht, die in der Ferne ausgearbeiteten und oftmals ziemlich weltfremden Projekte bei den lokalen Behörden durchzusetzen, also den unterschiedlichen Abteilungen der Lagerverwaltung sowie den Sowjetorganen. Dieser Prozess läuft ganz nach dem Motto: «Eine Hand wäscht die andere». Für die an einer Stelle gestrichenen, störenden Sicherheitsvorkehrungen wird an anderer Stelle ein neuer Preis für das Gesamtobjekt veranschlagt, für die hier überhöht abgerechneten Erdarbeiten wird dort ein bisschen an den Koeffizienten gedreht usw. Bei dieser Arbeitsweise muss Masljakow darauf bedacht sein, gute Beziehungen zu den anderen Abteilungen zu pflegen, und kann sich vor allem kein Zerwürfnis mit dem Chef der Produktionsabteilung leisten.

Indes weiss er zunächst nicht recht, was er mit dem «Entliehenen», also mit mir, anfangen soll. Ein oder zwei Wochen lässt mich Masljakow Tabellen zeichnen, die niemals von irgendjemandem angesehen werden, dann fragt er mich, ob ich mich nicht zufällig mit geodätischen Arbeiten auskenne. Mir sagt der Terminus «geodätisch» zwar so gut wie nichts, doch antworte ich natürlich, wie im Lager üblich, dass ich in der Vergangenheit bereits als Geodät gearbeitet hätte. So erhalte ich den Auftrag, ein Stück Flussufer, auf dem ein Holzlagerplatz errichtet werden soll, zu vermessen. Masljakow teilt mir zwei Helfer zu, Leningrader Jungen, die sich im Sommer ein paar Rubel verdienen wollen, händigt mir ein vorgefertigtes Eintragungsheft (Journal) aus und übergibt mir zwei Instrumente, von deren Existenz und erst recht von deren Funktionsweise ich bis dato keine Ahnung hatte: ein Nivellier- und ein Winkelmessgerät (russisch: *astroljabija*, die deutsche Bezeichnung kenne ich nicht).

Ohne ein bisschen Glück und etwas Schlitzohrigkeit kommt man im Lager kaum zurecht. Ich flunkere einem Ingenieur aus Leningrad

(er heisst Gladyschew) vor, dass es *damals*, als ich mich mit Landvermessung befasste, andere Eintragungshefte gegeben habe, worauf er mir bereitwillig sein ausgefülltes Journal überlässt. Ich präge mir ein, wo und wie die Höhen sowie die Winkel vermerkt werden, mache mich damit vertraut, wie die Daten auf das Zeichenblatt übertragen werden, und bin somit für meine Aufgabe halbwegs gewappnet. Tatsächlich geht dann alles glatt über die Bühne. Nach einer Woche kann ich einen Plan des künftigen Stapelplatzes abliefern.

Etwa zwei Monate nach Kriegsende – ich habe mich schon bei Masljakow eingearbeitet – lässt man uns morgens nicht aus der Freigängerzone hinaus und befiehlt uns anzutreten. Es hat sich herumgesprochen, dass der Chef des Lagers, Wassin, erwartet wird. Wir sind voller Hoffnung. Wassin erscheint – gross, fett, mit rosigem Gesicht und die Brust voller von uns erarbeiteter Orden. Er hält eine Rede, die er von einem Blatt Papier abliest. Es ist die einzige Rede, die ich je von ihm gehört habe.

Der Ton ist freundlich, fast kameradschaftlich. Zuerst beglückwünscht er uns zum Sieg über das faschistische Deutschland und erwähnt sogar, dass auch wir zum Triumph der «Mutter Heimat» über die Invasoren beigetragen haben. Dann wendet er sich den bevorstehenden Aufgaben zu – dem Wiederaufbau der zerstörten Landesteile, der Instandsetzung des Transportwesens, der friedlichen Ankerbelung der Volkswirtschaft. Für all das brauche man *Holz, Holz* und immer wieder *Holz*. «Das Vaterland», ruft er aus, «braucht jeden Einzelnen, auch den letzten Arbeitsarmisten!» Und dann kommt der Hammer: Der Plan des Lagers sei aufgestockt worden, und das erfordere die Zurückstellung sämtlicher sonstiger Erfordernisse, alle verfügbaren Arbeitskräfte müssten unmittelbar in der Produktion eingesetzt werden. Im Klartext: Alle «Arbeitsarmisten», die in Soswaer

Büros oder Schreibstuben arbeiten, bekommen wieder eine Säge in die Hand, um zur Erfüllung des erhöhten Planes beizutragen.

Schon am nächsten Morgen werden wir «mit Sachen» in die Umgebung von Soswa verfrachtet. Nur Ruppel, der unverzichtbare Chef der Mechanisierungsabteilung, darf in Amt und Würden bleiben.

«Mit Sachen» bedeutet, dass man nicht mehr an den alten Ort, also in die Freigängerzone, zurückkehren wird. Meine «Sachen» bestehen ohnehin nur aus einem einzigen Holzlöffel und dem Lateinbuch von Krichatzki. Der grösste Teil des Geldes, das wir bekommen, wird für die Verpflegung abgezogen, für den Rest kann man sich, anders als bei Kramer auf der Schaitanka, rein gar nichts kaufen – die Preise auf dem Markt sind schwindelerregend.

Die Leute werden auf die Lagpunkte Monastyrka, Nr. 91, Worobino und Koschai verteilt. Ich werde mit etwa 30 Mann nach Koschai gebracht, einem Lagpunkt, der seinen Namen einem winzigen Kirchdorf südlich von Soswa verdankt. Die zehn Kilometer dorthin gehen wir zu Fuss.

Wassins Rede entpuppt sich wie erwartet als reines Geschwafel. Von unseren 30 Männern bekommt jedenfalls keiner eine Säge in die Hand. Alle Verwaltungsabteilungen in Soswa versichern händeringend, dass sie ohne den oder die abgezogenen Mitarbeiter zusammenbrechen würden, und bitten inständig, «in Einzelfällen» eine Ausnahme zuzulassen. So verwandelt sich Koschai, nicht anders als die anderen Lagpunkte, zu einem Punkt der Einzelfälle. Alle verrichten nämlich weiterhin die Aufträge ihrer Soswaer Abteilungsleiter, nur unter denkbar ungünstigeren Umständen. Manche funktionieren ihre Pritschen zum Schreibpult um, die meisten aber laufen morgens zu ihren alten Arbeitsplätzen und kehren abends nach Koschai zurück – noch vor Schliessung der Kantine, versteht sich. So entwickelt sich

ein regelrechter Pendelverkehr zwischen dem Lagerzentrum und der neu entstandenen Tochtergeschwulst.

Entsprechend ändert sich der Tagesablauf auf dem Lagerpunkt und mit ihm der Lebensstil. Die Soldaten im Wachhäuschen schieben den grossen eisernen Türriegel noch fleissig auf und zu, doch fragen sie die ein und aus Gehenden nicht einmal mehr, wohin sie wollen. Zwar wurden wir auch auf der Schaitanka nicht mehr bewacht, doch da gab es rundum nur Taiga. Hier bringen es die Leute, die langsam der zentralen Kontrolle entgleiten, sogar fertig, einen Tag blauzumachen und sich um ihre persönlichen Dinge zu kümmern. Sie flicken Kleider, tauschen im Dorf etwas ein oder unterhalten sich einfach. Erstmals im Lager entsteht eine Art Geselligkeit, aus der sich beinahe Laienspielgruppen ergeben. Musikinstrumente gibt es zwar nicht, doch stellt sich heraus, dass trotz der verheerenden Todesraten in den letzten Jahren viele Schauspieler, Sänger und Rezitatoren überlebt haben und dass selbst das Interesse der Wolgadeutschen an Liedern und sonstigen Darbietungen erweckt werden kann.

Ein verblüffendes Novum ist, dass sich einige Offiziere (zweifellos nach Hinweisen von ganz oben) bemühen, qualifizierte Leute an das Lager zu binden. Unbeholfen und geradezu rührend geht der Chef des Lagerpunktes, Hauptmann Lipiridi, ein mit starkem Akzent sprechender Georgier, auf einzelne Fachleute zu und fragt sie, ob sie sich nicht mit dem Gedanken anfreunden könnten, ihre Familien aus Karaganda hierherzuholen – gute Arbeit hätten sie ja schon und eine Wohnung werde man ihnen geben. Einmal beruft Lipiridi sogar eine Versammlung ein und versucht, die Leute mit bestechenden Zukunftsbildern einzunehmen. Die Zusammenkunft endet jedoch mit einem Eklat, weil Gustav Heine, ein gestandener Ingenieur aus Baku, eine selbst in diesem Umfeld unglaublich obszöne Bemerkung macht.

Nicht nur Lipiridi, sondern auch uns bleibt vor Schreck die Luft weg, doch es passiert nichts.

Dostal hat mich nicht vergessen. Nachdem der Leihvertrag mit dem Leningrader Büro stillschweigend annulliert worden ist, arbeite ich wieder für die Produktionsabteilung. Diesmal zeichne ich – ganz offiziell – Streckenprofile für Schmalspur- und primitive Lkw-Wege. Auf Dostals Weisung wird zwei von ihm ausgewählten «Arbeitsmobilisierern» und mir ein winziges Arbeitszimmer zur Verfügung gestellt. Über diese beiden Jungs – Ljonja Usaitis und Petja Tews –, die mir zu Freunden werden, muss ich etwas ausführlicher berichten, weil ich auch in der Folgezeit auf dem Lagpunkt Worobino) mit ihnen in einem Raum arbeiten und wohnen werde und anschliessend in Soswa ein gemietetes Zimmer mit ihnen teile.

Ljonja ist, obwohl er kein Wort Litauisch kann und nie in Litauen war, den Papieren nach Litauer und deshalb 1941 mit gerade 17 Jahren in die «Arbeitsarmee» eingezogen worden. Sein 1937 erschossener Vater war sowjetischer Handelsvertreter in Istanbul, seine Mutter ist tot, eine ältere Schwester hat man nach Karaganda ausgesiedelt. Er hat in Moskau eine Kunsthochschule besucht und ist durch und durch Künstler. Als wir in Soswa bei der alten Marakulina hausen, kommt er einmal mit einem Verband vom Zahnarzt, sieht sich im Spiegel und ist so fasziniert, dass er, seine Schmerzen vergessend, zum Stift greift und ein düsteres Selbstporträt nach dem anderen zeichnet. Noch charakteristischer ist eine andere Begebenheit aus jener Periode, von der er mir berichtet. Zu dieser Zeit ist er 21, hat aber zu seinem Leidwesen noch keinerlei Erfahrung mit dem schönen Geschlecht gemacht. Eine etwa fünfundzwanzigjährige Krankenschwester verguckt sich in den bildhübschen Jüngling und raunt ihm im Vorübergehen zu, sie werde ein Fenster im Krankenhaus, wo sie Nachtdienst habe, angelehnt lassen.

Voller Erwartung schleicht Ljonja nach Mitternacht dorthin, steigt in das Schwesternzimmer ein und sieht die Verführerin, die vom Monde beschienen, knapp bekleidet auf dem Bett liegt. Verzaubert bleibt er vor ihr stehen und flüstert: «Wie schön du bist!... Ich muss dich zeichnen!» Die junge Frau fragt ihn ärgerlich: «Ja, willst du denn nicht...?» Als er nicht antwortet, zieht sie sich beleidigt und entrüstet die Decke bis zum Kinn ... Am Ende sucht Ljonja das Weite.

Ljonja kann fast alles. Einmal näht er sich aus einer Decke eine Jacke. Er legt die Decke auf den Zeichentisch und schneidet nach Augenmass die einzelnen Teile mit der Schere zurecht. Ein anderes Mal verfertigt er, was er auch noch nie gemacht hat, aus Abfällen von Autoreifen Stempel mit winzigen Buchstaben. Jetzt hat ihn Dostal als Schnitzer angeheuert: Einen Satz Schachfiguren hat er schon abgeliefert, nun schnitzt er Seitenwände für Dostals neues Radiola.

1947 oder 1948 stellt Ljonja nach einer enttäuschten Liebe einen Antrag auf Familienzusammenführung mit seiner Schwester und fährt nach Kasachstan. Von dort erreicht uns bald die Nachricht von seinem Tode. Woran er gestorben ist, weiss ich nicht. Er wurde lediglich 25 Jahre alt.

Ganz anders ist Petja Tews, ein unkomplizierter Bauernbursche. Seine Eltern sind 1930, als er zwölf oder 13 Jahre alt war, aus der Wolgarepublik nach Kasachstan ausgesiedelt worden. In der Schule zeigte er sich anstellig beim technischen Zeichnen, hier kommt ihm das zugute. Der Leiter der Forstabteilung, Zwetkow, entdeckt sein Talent und überträgt ihm die Anfertigung diverser Waldpläne. Petja sitzt meist in sich gekehrt neben Ljonja und mir und schraffiert oder gepunktet Waldflächen. Wenn er Farben ergattert, malt er die Pläne grell aus. Wie es ihm später ergangen ist, habe ich nie erfahren.

Nach anderthalb Monaten auf dem Lagpunkt Koschai werden wir

nach Worobino verlegt, einem «alten», das heisst schon vor 1941 angelegten Lagpunkt, 13 Kilometer nordöstlich von Soswa am Trakt nach Gari. Unmittelbar an dieser verdreckten und morastigen Hauptstrasse befinden sich vier oder fünf Häuser des Dorfes Worobino. Nachdem der Wald um den Punkt herum bereits 1941 abgeholzt war, standen die Baracken des Lagpunktes eine Zeitlang leer. Dann wurden invalidisierte deutsche Kriegsgefangene hierhergebracht. Unter ihnen müssen auch Plakatsmaler gewesen sein, denn fast alle Barackenwände sind mit akkuraten (nunmehr allerdings abblättrenden) gotischen Buchstaben bepinselt – man hatte ihnen von der Politabteilung antifaschistische Losungen verordnet. Komischerweise weist die Bevölkerung des Dörfchens – etwa 15 Frauen – stolz auf die ihnen unverständlichen Buchstaben hin, als hätten sie sie selbst angebracht. Sie sind darüber hinaus von den Gefangenen beeindruckt, weil es unter ihnen keinen einzigen ohne richtigen Beruf gegeben habe.

Nach den Kriegsgefangenen stationierte man in Worobino halb lahme Häftlinge, die Bastschuhe flochten und ähnliche Arbeiten verrichteten. Als sie abgezogen wurden, haben sie mit einer anderen Hinterlassenschaft als die Nazisoldaten an sich erinnert, nämlich mit Haufen von Exkrementen auf den Kantinentischen. Wahrscheinlich wollten sie damit gegen ihre Verlegung auf den acht Kilometer entfernten Lagpunkt Nr. 91 protestieren, wo so manchem von ihnen wieder der Waldgang mit Säge und Beil drohte.

Für uns ist Worobino der erste Punkt, auf dem es keinen einzigen Wachsoldaten mehr gibt. Selbst im Wachhäuschen thronen jetzt unsere Leute – der überhebliche Funk, der einst mit mir gearbeitet hat, ein Mann namens Helmut und ein Ex-Komsomolze, dessen Name mir entfallen ist. Dass sich dieses Trio übler aufführt als die Wachsolda-

ten, ist nicht verwunderlich, Parvenüs sind immer die schlimmsten. Der Lagpunkt wird nachts auch nicht mehr beleuchtet. Als die gebrechlichen Häftlinge abgezogen wurden, hat man das Kraftwerk gleich mitverfrachtet. In den nun immer dunkler werdenden Herbstnächten ist der Feuerschein des Ofens die einzige Beleuchtung in den Baracken. Nur vier Kerzen werden allabendlich ausgegeben: für die Wache, die Kantine, das Büro und das Ambulatorium.

Die Lockerung des Regimes kommt auch darin zum Ausdruck, dass – vom Sonderfall des ehemaligen Offiziers Götz abgesehen – erstmals ein «Arbeitsarmist» als Chef des Punktes fungiert. Dieser Mann, ein rüstiger Sechziger aus dem Nordkaukasus, heisst komischerweise Mullenkraft, behauptet aber hartnäckig, ein Russe französischer Abstammung zu sein und in Wirklichkeit *Moulins* zu heissen. Mit dem Spitznamen *Kraft* habe man seinerzeit nur seinen Berserker-Grossvater bedacht, doch sei der Name an seiner Familie haften geblieben. Mullenkraft hat während des Ersten Weltkrieges Väterchen Zar gedient und – was selten ist – alle vier Tapferkeitsklassen des Sankt-Georg-Kreuzes erhalten. Nun hofft er, dass mit der fortschreitenden Wiederbelebung der alten Traditionen jene Bestimmung des zaristischen Armeereglements wieder in Kraft tritt, die besagt, dass *alle* Armeeangehörigen, selbst Generäle, die vierfachen Georgskavaliere als Erste grüssen müssen. Schmunzelnd male ich mir aus, wie sich Wassin oder unsere NKWD-Würstchen beim Salutieren vor einem «Arbeitsarmisten» fühlen würden.

Ljonja, Petja und ich bekommen in Worobino ein Zimmer, in dem wir arbeiten und schlafen. Mit Müh und Not können wir drei schmale Pritschen darin unterbringen. Im Grunde sind wir völlig unabhängig vom lokalen Lagergetriebe. Ich zeichne weiterhin Streckenprofile für die Produktionsabteilung, Ljonja schnitzt für Dostal, und Petja malt Waldmassive aus. Geld bekommen wir zwar in der

ersten Zeit nicht (in Soswa ist anscheinend nicht geklärt, wer uns bezahlen soll), aber wir brauchen auch keins. Uns reicht, dass wir in der Kantine – auf zentrale Weisung hin – wie Bestarbeiter verpflegt werden. Dafür müssen wir allerdings Leistung erbringen. Deshalb nutzen wir das immer spärlicher werdende Tageslicht bis zur letzten Minute aus. Wenn sich die Abenddämmerung herabsenkt, verrichten wir jene Arbeiten, die man auch im Dunkeln erledigen kann, dann reiben wir Tusche (die bekommen wir in Stäbchen geliefert), waschen die Pinsel aus und spitzen unsere Bleistifte an, gegessen wird erst nachts. Für gelegentliche Aufbesserung unserer Rationen sorgen wir, wenn einer von uns nach Soswa geht, um seine Arbeiten abzuliefern. In der jetzigen Jahreszeit lässt sich da allemal ein Säckchen Kartoffeln oder ein Beutel Rüben klauen.

Wir schaffen es sogar, ein bisschen Gemütlichkeit in unser Kabuff zu bringen. Das Fenster wird von zwei Lappen umrahmt, die man als Gardine bezeichnen könnte, und an der Wand hängt Ljonjas Zeichnung «Morgenappell auf dem Lagpunkt»¹⁶ (die heute noch – 55 Jahre später – gerahmt in meiner Babelsberger Wohnung hängt). So bleibt es nicht aus, dass die anderen abends gerne zu einem Schwatz bei uns vorbeikommen. Da ist zum Beispiel Shora (Georg) Ljustgarten, ein überaus nervöser ehemaliger Moskauer Taxifahrer, der von Zeit zu Zeit abrupte Stosseufzer von sich gibt: «Schweinebande!» oder «Alle aufhängen!» Ein anderer Besucher, ein unersetzter Kolchosbauer, redet nur vom Essen. Manchmal kommen Gespräche über Frauen auf, die in unserem Leben und Denken unmerklich eine grössere Rolle zu spielen beginnen. In Erinnerung geblieben ist mir ein Amnestierter namens Naumann, dem es auf unerfindliche Weise gelingt, eine junge Frau aus dem Dorf in einen halb zusammengefallenen Schup-

pen in der Zone einzuschleusen. Schliesslich wird er von Funk erwischt und wandert drei Tage in den Karzer.

Aber auch bei mir regt sich die Versuchung, nachdem ich jahrelang nicht mehr an Frauen gedacht habe. Dreieinhalb Jahre liegt die letzte Liebesnacht mit Veronika zurück. Seitdem lebe ich wie ein Neutrum. So lässt es mich anfangs kalt, als man in Worobino davon spricht, dass eine Frau den bislang leerstehenden Medpunkt übernehmen wird. Es heisst, sie sei Deutsche, kürzlich amnestiert und seitdem in die sogenannte Arbeitsarmee überführt. Mullenkraft, über das ganze Gesicht strahlend, führt sie auf dem Lagpunkt herum. Auch die Tür unseres Kämmerleins öffnet sich, der Chef guckt herein und sagt zur Ärztin: «Hier sitzen unsere Privilegierten. Denen habe ich nichts zu sagen, auch Sie werden nicht viel mit ihnen zu tun haben.» Nach diesen zwei Sätzen will er den Rundgang fortsetzen, doch die Ärztin tritt neugierig ins Zimmer.

Sie ist Mitte 20, rotblond und etwas üppig. An uns wendet sie sich mit den russischen Worten: «Guten Tag, ich heisse Jelisaweta Franzewna und habe den Medpunkt übernommen.» Ich schaue verunsichert zur Seite. Da keiner von uns sie begrüsst, sage ich «*Sdrawst-wujte!*», und übernehme die knappe Vorstellung: «Das hier ist Peter Tews, ein Kartenzeichner, der für die Forstabteilung in Soswa arbeitet, dies ist Leonid Usaitis, ein Tausendsassa, der alles kann, und ich bin Wolfgang Ruge.»

Sie beugt sich über Petjas Arbeitstisch und sagt erstaunt: «Oh, das sieht aber bunt aus.» Petja nuschelt auf Deutsch: «Dicker Wald, dicke Farbe.» Die Ärztin geht sofort in die andere Sprache über: «Aha, ihr sprecht Deutsch.» An ihrer Aussprache höre ich, dass sie Mennonitin ist. Sie fragt: «Woher bist du denn?»

Da Petja nicht besonders redselig ist, kommt kein richtiges Ge-

spräch zustande. So wendet sich die Neugierige, der ich meinen Stuhl anbiete, mir zu. Ich erläutere ihr die Streckenprofile, doch sie unterbricht mich: «Sie sprechen kein Wolgadeutsch, sind aber auch kein Mennonit.» Ich lache: «Nein, ich bin aus Deutschland, aus Berlin.» Sie horcht auf: «Das ist ja interessant. Und wie sind Sie hierhergekommen?» Da ich – zumindest jetzt – mein Leben nicht vor ihr ausbreiten möchte, versuche ich ihre Aufmerksamkeit wieder auf das Profil zu lenken, setze mich neben sie und rede über meine akkurat gezeichneten Entwässerungsgräben. Doch sie sagt: «Erzählen Sie lieber von sich» – und lächelt mich an. Ich berichte etwas Unverbindliches über die Emigration ... Da überläuft es mich heiss und kalt. Während die Neue meinen Worten lauscht, spüre ich unter dem Tisch, wie ihr Knie mein Bein berührt... Absicht oder Versehen? Mir wird schwindlig. Gott sei Dank ermahnt Mullenkraft, der kein Wort Deutsch versteht, zur Fortsetzung des Rundgangs. Jelisaweta Franzewna erhebt sich und sagt auf Russisch: «Sprechstunde ist ab sechs, wenn jemand ein Wehwehchen hat – *dobro poshalowat.*»

Erklärlich, dass ich nach diesem Vorfall bald den Medpunkt aufsuchen will. Ich richte es so ein, dass ich als Letzter drankomme. Während ich warte, höre ich durch die dünne Bretterwand ihre Stimme. Endlich ruft Jelisaweta mich herein. Sie steht nun, in Weiss gekleidet, im Behandlungszimmer und schaut mich wie einen alten Bekannten an. Sie weiss genau, dass ich nicht zur Behandlung gekommen bin. «Feierabend!», seufzt sie und dreht den Schlüssel im Schloss herum ... Zuerst kann ich es nicht fassen, dann bin ich fast sicher. Angespannt plaudern wir eine Weile. Dann zeigt sie mir, wie sie sich provisorisch eingerichtet hat. Und dann passiert es.

Die Freundschaft mit Lieschen, wie ich sie in der Folgezeit nenne, dauert über anderthalb Jahre. Wie es im Lager üblich ist, wird sie

mehrmals versetzt, doch unserer Zweisamkeit tut das keinen Abbruch. Ich besuche sie regelmässig auf den Lagpunkten rings um Soswa, und manchmal, wenn sie Medikamente in der Lagerhauptstadt abholt, kommt sie zu mir.

Mit der Zeit werden die provisorisch gebildeten Aussenstellen wieder vom Zentrum aufgesogen – die Leute kommen von umliegenden Lagpunkten nach Soswa zurück. Auch unsere von Dostal begünstigte Troika – Ljonja, Petja und ich – gelangt im Herbst 1945 wieder nach Soswa.

Das Lager quillt nun, nach Kriegsende, von Neuzugängen buchstäblich über. Massenweise werden deutsche Kriegsgefangene eingeliefert, übrigens auch deutsche Frauen, von denen ich nicht erfahren kann, weshalb sie angeklagt und verurteilt sind. Dann gibt es sogenannte Kollaborateure, zumeist einfache Leute, denen nichts anderes übriggeblieben war, als unter deutscher Besatzung ihrer gewohnten Arbeit nachzugehen. Dafür werden sie nun zu zehn Jahren verknackt. Die meisten Neuzugänge sind aber sowjetische Armeeangehörige, die – wie es offiziell heisst – ihre Kompetenzen überschritten haben, denen also der Verkauf von Armeeeigentum nachgewiesen wird, seltener der Mord an einem Deutschen oder die Vergewaltigung einer deutschen Frau. Die Delinquenten sind in der Regel zu fünf oder sechs Jahren Haft verurteilt, liegen also unter dem allgemein üblichen Strafmass von zehn Jahren.

Etwas später kommen Leute, die – gemäss der kürzlich erfolgten Anhebung der maximalen Gefängnisstrafe – zu 25 Jahren verurteilt sind. Bei ihnen handelt es sich zumeist um Angehörige der faschistischen Hilfspolizei, die der Erschiessung entkommen sind, hier und da aber auch um Frauen und Mädchen, die ein Verhältnis mit einem deutschen Landser hatten. Ich erinnere mich an eine neunzehnjährige Frau, in deren Papieren als Ende der Haftzeit 1970 angegeben

war. Damals schien mir diese Jahreszahl völlig unwirklich und unerreichbar. Die junge Frau hatte denn auch beschlossen, in den Freitod zu gehen, wenn sie nicht bis 1948 freikomme. Was aus ihr geworden ist, entzieht sich meiner Kenntnis.

Da die einstige Freigängerzone in der Schulstrasse wieder zu einem «normalen» Lagpunkt mit Wachtürmen an den Ecken umfunktioniert wurde, werden wir bei unserer Rückkehr nach Soswa in einer behelfsmässigen Freigängerzone neben dem KO LP untergebracht. Nun kündigt sich die Auflösung der «Arbeitsarmee» in grossen Schritten an. Kontrollen gibt es so gut wie nicht mehr, die Namen der «Arbeitsarmisten» werden nur noch beim Essenholen in der Kantine abgehakt. Die frappierendste Veränderung in den Baracken besteht darin, dass sich einige unserer Leute Freundinnen angeschafft und ihre Pritschen oder Doppelpritschen mit Decken zugehängt haben, hinter denen sich nun im Halbdunkel eine Art Familienleben abspielt.

Einige der Frauen sind Einheimische, die nur gelegentlich aufkreuzen und auch die Decken mitbringen. Bei den anderen handelt es sich um amnestierte Sowjetdeutsche. Jedenfalls hört man jetzt in unserem nur von wenigen Funzeln beleuchteten Wohnraum ab und zu ein weibliches Lachen, hin und wieder aber auch einen verhalten geführten Ehestreit.

Ljonja, Petja und ich kommen nur in die Zone, um zu übernachten und um morgens Brot, die *balanda* sowie abends die uns zustehende Suppe und den Klacks Grütze zu fassen. Den Tag verbringen wir an unseren Arbeitsplätzen, nach 18 Uhr treffen wir uns bei Petja in der Forstabteilung, wo uns ein grosser Raum zur Verfügung steht. Dort diskutieren und phantasieren wir oder spielen Schach.

Wenngleich wir nicht zu verhungern drohen, bleibt die Lebensmittelsituation angespannt. Ich kann glücklicherweise etwas Abhilfe schaffen. Mein alter Saunakumpel Epp hat nämlich Karriere gemacht

und steht jetzt dem zentralen Getreidelager vor, dessen bisherige Verwalter allesamt verhaftet und ins Lager gekommen sind, weil sie entweder zu viel oder zu wenig Korn im Speicher hatten. Epp aber ist schlau. Er setzt nicht auf Ehrlichkeit, sondern kalkuliert von vornherein die unvermeidlichen Verluste ein. Das betrifft die Anteile für den Laboranten, der bei Eintreffen eines Transports die Feuchtigkeit des Getreides bestimmt, den Schwund beim Umladen in die Lastkähne, der in den unten zugebundenen Hosen verschwindet, die Bestechung der zur Verhinderung des Betrugs angeheuerten Feuerleute. Der Getreidespeicher befindet sich nämlich neben der (in der Holz-siedlung Soswa äusserst wichtigen) Feuerwehr, deren Männer meistens nichts zu tun haben. Das ist aber bei Weitem nicht alles. Revisoren müssen geschmiert, Vorgesetzte bei Laune gehalten werden. Das trifft sogar auf den Chef der Opertschek-Abteilung zu, der die ehemaligen Speicherchefs wegen Veruntreuung sozialistischen Eigentums angeklagt hat, sich aber nicht scheut, bei Epp auch mal ein «Beutelchen für seine Hühner» zu erschnorren. Und schliesslich wollen der Lagerverwalter und der Müller vom Geschäft profitieren – und hier komme ich ins Spiel. Da der Müller seine Mühle nicht mit einem Säckchen Mehl verlassen kann (man würde ihn gleich schnappen), gehe ich gelegentlich bei ihm vorbei, stecke mir einen Beutel Mehl unter die Joppe und backe dann in der Forstabteilung etwas zwischen Plinsen und Brot. Den Löwenanteil bekommen der Müller und Epp, aber auch für unser Trio fällt immer etwas ab.

Wir verbringen die Zeit nach der Arbeit regelmässig in der Forstabteilung. Die Räume dort werden niemals abgeschlossen, weil sich in einer Ecke der Tag und Nacht besetzte Meteorologische Dienst befindet. Hier arbeiten aus Soswa stammende Mädchen und junge Frauen, die alle zwei Stunden auf dem Hof die Temperatur, den

Luftdruck, die Windgeschwindigkeit usw. ablesen und bei der miserablen Telefonverbindung nach Swerdlowsk alle Mühe haben, diese Daten rechtzeitig in die Gebietshauptstadt weiterzuleiten. Petja flirtet nicht ohne Erfolg mit den weiblichen Wetterfröschen, Ljonja ist, sobald er ein Stück Papier ergattert, mit Zeichnen beschäftigt, und ich vertreibe mir, sofern nicht gerade ein Schachspiel ansteht, die Zeit, indem ich mich im Flüsterton mit dem Freigänger Lochmatow unterhalte, der allabendlich bis kurz vor 22 Uhr bei uns bleibt.

Der etwa fünfzigjährige Lochmatow, ein exzellenter Forstfachmann und deshalb hier unter wechselnden Chefs die graue Eminenz der Forstabteilung, ist ein «alter Lagerhase» und ein Philosoph vom Schlage eines buddhistischen Weisen. Er sitzt seit 1928 (!). Damals wurde er als ehemaliger Sozialrevolutionär zu fünf Jahren Lagerhaft verurteilt. Ehe er diese abgesessen hatte, erhielt er 1932 erneut fünf Jahre, um dann, zu Beginn des Grossen Terrors (1936), noch einmal ohne jede Begründung – «administrativ» – den zur Norm gewordenen «Zehner» aufgebremmt zu bekommen. «Ich würde mich», sagt er lächelnd und mit grossen Pausen, «draussen gar nicht mehr zurechtfinden. Schon im Lager hat sich seit Ende der zwanziger Jahre eine Menge verändert, aber dort erst! Hier habe ich meinen Platz gefunden, kann aus der Ferne den unabänderlichen Lauf der Welt verfolgen und mir Gedanken über ihn machen. Was will ich mehr? Ich bin anständig angezogen, satt sowieso, habe ein Zimmer, in das sich schon seit Jahren kein Wachsoldat hineintraut, in den Grenzen des Nordurai-Imperiums reise ich frei herum, inspiziere die Wälder und geniesse die Natur. Die Obrigkeit, die mich nur mit Namen und Vatersnamen anredet, hört auf meine Ratschläge. Sogar Freunde habe ich.»

Der Freundeskreis Lochmatows besteht aus der eingeschworenen, also über jeden Zuträger verdacht erhabenen Lagerprominenz, die

auf verschiedene Lagpunkte verteilt ist, von der aber keiner sein Brot mit Bäumefällen verdient. Zu dieser Prominenz gehört der frühere Sowjetbotschafter in Paris, Winogradow, und der ehemalige Korpskommandeur (heute ein Generalsrang) Lidtke, der sich selbst verachtet, weil er seinerzeit Tuchatschewski, den Abgott der sowjetischen Militärs, verhaftet hatte. Ein anderer Prominenter ist der ehemalige Kapitän der Yacht der Kaiserin von Russland, der, wenn er gut aufgelegt ist, vergnügliche Geschichtchen über die Zarin Maria Fjodorowna erzählt. Zu den Freunden Lochmatows gehört der Urenkel Puschkins, der ebenfalls Puschkin heisst und in der Soswaer Werkzone als Schmied arbeitet. Ihn lerne ich in der Folgezeit kennen, und zwar bei einer Schachpartie, die wir um eine Flasche Milch spielen. Er ist ein stämmiger Mann und, so unwahrscheinlich dies bei einem Schmied klingt, ein Aristokrat vom Scheitel bis zur Sohle. Von sich selbst spricht er so gut wie nie, deutet nur mal an, dass er der einzige in der Sowjetunion lebende Nachfahre des über alle Massen gelobpreisten russischen Nationaldichters ist.

Ohne mich etwa bekehren zu wollen, tischt mir Lochmatow mit leiser Stimme Weisheiten auf, gegen die ich mich sträube. Ich bemühe mich, in meinem Gegenüber den Glauben an das Gute im Menschen, an die Möglichkeit einer gerechten Gesellschaft zu wecken. An solche Dinge, erwidert Lochmatow nachsichtig, habe auch er früher geglaubt, doch habe sich bei ihm die Überzeugung verfestigt, dass es dem Menschen eigen sei, seine Träume und Utopien für verwirklichtbar zu halten. Tatsächlich bringe er aber immer etwas völlig anderes zuwege als das, was er erstrebt habe, oftmals das genaue Gegenteil.

«Das mag schon sein», räume ich ein, «aber wir erfahren immer mehr, können das Erfahrene verarbeiten, Schlussfolgerungen daraus ziehen.»

«Wenn du darauf anspielst, dass ich hier ab vom Schuss sitze», entgegnet Lochmatow, «so irrst du gewaltig. Ich sitze direkt an der Quelle. Denn nur im Lager, wo sich die Menschen völlig entblößen, offenbart sich ihr Charakter. Draussen verstellen sie sich, geben vor, etwas zu sein, was sie nicht sind, hier aber werden sie von den Umständen gezwungen, ohne Maske aufzutreten. Das gilt sowohl für den obersten Chef als auch für den letzten Kriminellen, der vor seinem Verbrecherkönig zittert. Ich brauche mir nicht den Kopf über die Motive der Kremlobosse zerbrechen – ich habe sie tagtäglich en miniature vor mir. Das amüsiert mich. Und mehr kann man vom Leben nicht erwarten...»

So verplaudern Lochmatow und ich die sich hinziehenden Herbstabende. Manchmal schweigen wir auch lange miteinander.

Bald nachdem ich erneut in die Lagerhauptstadt beordert worden bin, vermittelt mir Dostal einen Arbeitsplatz in dem sich neu formierenden Projektierungsbüro.

Meine Arbeitsstelle befindet sich zunächst in der Klubstrasse (über der Bauabteilung, die uns einen grossen Raum abtreten muss) und zieht dann, als das Hauptgebäude des Lagers fertig wird, 1948, in dieses Haus um. Dort bleiben wir nicht lange, weil die im Büro arbeitenden Sträflinge, die keinen Freigang haben, bei jedem Gang zur Toilette von Wachsoldaten begleitet werden müssen und so die lächerlichsten Komplikationen entstehen. Schliesslich landen wir 1950 endgültig in einem Haus in der Werkzone, wo uns mehrere geräumige Zimmer zur Verfügung stehen. Dieser Umzug geht für mich persönlich übrigens mit einer erfreulichen Veränderung einher: Mit der Teilunterstellung des Büros unter das Leningrader Expeditions-kontor wird mein Gehalt verdoppelt – von 600 auf 1'200 Rubel. Zu diesem Zeitpunkt werde ich nämlich schon als Fachmann gehandelt.

In der ersten Zeit verrichte ich im Projektierungsbüro Zeichenarbeiten. Da es nicht schwierig ist, sich in den Grundrissen und Seitenansichten der hier entworfenen Holzhäuser zurechtzufinden, werde ich bald mit der Projektierung solcher Gebäude betraut. Ich lerne, Dachkonstruktionen und Lüftungssysteme zu berechnen, tüftele Raumverteilungen aus und orientiere mich mit Hilfe von Handbüchern, wie die Züge in den aus Ziegeln gesetzten Öfen am effektivsten zu verlegen sind.

Dann komme ich, weil Not am Mann ist, in die Verlegenheit, meine unlängst erworbenen spärlichen geodätischen Kenntnisse aufzufrischen. Eine Zeitlang arbeite ich mit Grischa Guds zusammen. Wir schlagen Schneisen in der Taiga. Ich markiere also die Trassen künftiger Holztransportwege oder die Sicherheitszonen geplanter Lagpunkte erst auf Luftaufnahmen und ziehe anschliessend in den Wald, um vor Ort die einen Meter breiten Sichtachsen von Sträflingen aushacken zu lassen. Dabei arbeite ich erstmals mit richtigen Verbrechern zusammen. Beim Umgang mit ihnen kommt es – was mir von Anfang an klar ist – darauf an, sich nicht einschüchtern zu lassen. Schafft man das, so verwandeln sich selbst die ungeschlachtesten Männer in fügsame Kinder. Beispielsweise versuchen die mir zugeeilten Leute ständig, das Fällen dicker Bäume zu umgehen oder sumpfiges Terrain zu meiden. Schon bei meinem ersten Einsatz sehe ich durch mein Nivellier, dass der Mann, der die von mir anvisierte Latte hält, nur 95 (nicht vorschriftsmässig 100) Meter von mir entfernt steht, weil es hinter ihm morastig zu werden beginnt. Ich gebe ihm mit der Hand ein Zeichen, dass er weitergehen soll, doch er stapft nur zum Schein auf der Stelle und hält die Latte dann wieder am alten Platz hin, weiss er doch nicht, dass ich auf meinem Instrument die Entfernungen ablesen kann. Das wiederholt sich mehrere Male, bis er zurückkommt, an seinem Beil herumfingert und meint, er habe schon ein paar solcher Menschenschinder wie mich umgelegt. Obwohl die Drohung alles andere als angenehm ist, bewahre ich Ruhe und sage: «Sieh mal, entweder machen wir unsere Arbeit oder – wenn du mich umgebracht hast und selbst deswegen erschossen worden bist – machen sie andere. Aber anführen kannst du mich nicht, ich sehe durch diese Röhre ganz genau, wo du stehst.» «Wirklich?», fragt er ungläubig. Ich lasse ihn durchgucken und erkläre ihm, wie man die Entfernung abliest.

Er ist verblüfft, flucht, geht aber an seinen Platz zurück und stapft nun gehorsam in den Morast.

Da ich, wenn ich Grischa Guds nicht mit allzu vielen Fragen auf die Nerven gehen will, die im Wald zusammengetragenen Daten allein auswerten muss, zeichne ich mit der Zeit nicht nur die Streckenprofile selbst, sondern berechne auch die Erdarbeiten, die sich aus den Steigerungen und Gefällen ergeben, zeige die Orte auf, wo Schmelzwasser abzuleiten ist, markiere die Nebenstrecken usw. So arbeite ich mich mit der Zeit in die verschiedensten Gebiete, für die das Projektierungsbüro zuständig ist, ein und werde, da ich rechnen und – nicht zu verachten! – manipulieren kann, zum ausgewiesenen Spezialisten für Kostenvoranschläge. Unter den hiesigen Bedingungen ist das sicher eines der wichtigsten Ressorts. Eine Baracke zusammenbauen kann jeder mehr oder weniger erfahrene Zimmermann, und eine Bahn für die Holzabfuhr bringt auch jeder einigermaßen qualifizierte Forstfachmann zustande. Der Haken dabei ist, dass die Arbeiten finanziert, also von der Filiale der Staatsbank in Serow abgesegnet werden müssen. Die Kontrolleure der Bank verstehen aber ihr Geschäft. Sie wittern – gar nicht zu Unrecht – überall Betrug, verlangen immer neue Unterlagen und nehmen gern, wenn sie mal ein Auge zudrücken, ein Geschenk vom *natschalnik* der Bauabteilung oder vom obersten Chef entgegen. Dass sie überall wie die Prinzen empfangen werden, umsonst zu Mittag speisen und meist für den Wodka nicht bezahlen, versteht sich von selbst.

Bei der Anfertigung von Kostenvoranschlägen kommt es also darauf an, möglichst grössere, sprich teurere Arbeiten so einzuplanen, dass die herumschnüffelnden Bankkontrolleure den tatsächlichen Aufwand nicht aufdecken können. Auf diesem Gebiet entwickle ich mich mit der Zeit zu einem wahren Meister. Die Falschangaben über den Einsatz von Arbeitskräften beginnen bei scheinbar unwichtigen

Einzelheiten, etwa bei der Bestimmung des Baugrundes (schwerer oder leichter Boden), der Tiefe der Pfostenfundamente unter den Neubauten (angegeben werden immer 1,80 Meter, in Wirklichkeit werden sie nie mehr als einen Meter versenkt, es sei denn, man bereitet schon einen Pfahl für die «Kontrollausgrabungen» der Bankmenschen vor) oder bei der einmaligen beziehungsweise doppelten Beteerung der Holzfundamente. Besonders ergiebig sind falsche Angaben bei Reparaturarbeiten, weil man da die nicht mehr festzustellenden anfänglichen Zerstörungen fast beliebig hoch veranschlagen kann. Wenn die Bankleute, die uns in der Regel einmal im Monat heimsuchen, eintreffen, ist – sofern man es geschickt anstellt – nicht mehr auszumachen, was repariert werden musste und was nicht.

Bald bin ich Chef einer Abteilung, die Voranschläge berechnet. Unter meiner Obhut arbeiten immer ein bis zwei Häftlinge und eine Frau, Genrietta Michailowna Majewskaja, die künstlerisch gebildet ist, sonst aber nichts kann. (Wie sie, die Exfrau eines sehr bekannten Iswestja-Journalisten, hierher verschlagen wurde, bekomme ich nicht heraus.) Von nun an reise ich jedes Frühjahr im Lager herum und lege auf den verschiedenen Lagpunkten fest, welche Reparaturarbeiten an den Produktionsobjekten und den Baracken durchgeführt werden müssen. Für diese Arbeiten stehen der Verwaltung Sondermittel eines speziellen Etats zu, an deren restloser Verwendung die Administration sehr interessiert ist. Bei diesen Fahrten gewinne ich Einblick in das gesamte Lagergetriebe und lerne nach und nach auch sämtliche Lagpunkte sowie deren Chefs und die technischen Leiter kennen. Das sind – vom Typ Bestushews bis zu ehemaligen Frontoffizieren wie Götz – sehr unterschiedliche und teilweise höchst widerwärtige Kreaturen. Da ich vor ihnen als jemand aus dem «Zentrum» auftreten kann, der über die von ihnen angemeldeten

Wünsche entscheidet, begeben sie mir durchweg respektvoll, manche regelrecht unterwürfig.

Gelegentlich, wenn gerade ein hohes Tier irgendwo aus der Taiga abgeholt werden muss, nimmt mich unser Lagerpilot, mit dem ich etwas befreundet bin, ein ehemaliger Jagdflieger namens Wolokitkin (von vielen aber *potaskuchin*, Schürzenjäger, genannt), in seinem einmotorigen Aeroplan mit und setzt mich unterwegs ab. Das Lager besitzt drei solcher Flugzeuge vom Typ U2, mit Leinwand bespannte Doppeldecker für zwei Personen, in denen sich der hinter dem Piloten sitzende Passagier mit einem Strick an das Gestänge bindet, mit dem die Tragflächen verbunden sind. Da es ein richtiges Flugfeld nur in Soswa gibt, kommt es bei den Landungen an der Peripherie mitunter zu abenteuerlichen Situationen. Normalerweise überfliegt er die zum Landen ausersehene Fläche mehrmals, um zu erkunden, ob der Boden nicht sumpfig oder uneben ist, bedeutet dem Fluggast mit der Hand, sich festzuhalten (der Motorenkrach lässt nur diese Art von Verständigung zu), und setzt dann, über Stock und Stein holpernd, zur Landung an. Dabei passiert es schon mal, dass der Passagier sich einen Fuss verstaucht oder seine Brille zu Bruch geht. Einmal ist Wolokitkin sogar mitten im Walde in den Baumkronen notgelandet, aber heil davongekommen.

In der Regel fahre ich jedoch bei meinen Reparaturreisen mit dem Schlepper, der einen oder mehrere Lastkähne zu den stromabwärts liegenden Lagpunkten zieht. Allerdings muss ich dann selbst sehen, wie ich wieder nach Hause komme. Ist der Rückweg nicht zu weit, bewältige ich ihn zu Fuss, öfter lasse ich mich aber – manchmal tagelang – am Ufer eines unserer grossen Ströme Soswa, Loswa oder Tawda nieder und warte geduldig auf eine Mitfahrgelegenheit. Dabei ergeben sich zuweilen seltsame Situationen.

Einmal liege ich beispielsweise, vergeblich auf einen Schlepper

wartend, drei Tage am Ufer der Loswa. Endlich höre ich am frühen Morgen das Geräusch eines sich von Likino nähernden Schiffes. Der Motorlärm nimmt periodisch zu und ab, weil der Fluss meandert. Ich mache mich mit dem Rauch meines Feuers und mit Rufen bemerkbar. Der Schlepper hängt seine Last ab, dreht bei und kommt ans Ufer. Zwei dunkle Gestalten, die wie Strassenräuber aussehen, sich aber Kapitän und Steuermann nennen, ziehen mich an Deck und fragen mich, wie lange ich schon hier warte. Wir plaudern ein bisschen, dann sagt der Kapitän, ein Georgier: «Kannst dich einstweilen auf meine Koje legen und ein bisschen pennen, nachts schmeiss ich dich raus.» Ich lege mich nieder, fahre gewohnheitsgemäss, wie ich es auch heute noch tue, mit dem rechten Arm unter das Kopfkissen und stosse auf ein Buch. «Interessant», denke ich, «was der Käpt'n so liest.» Ich hole den Band heraus: Es ist Hegels «Phänomenologie des Geistes» – auf Deutsch! Vielleicht liegt es nur hier, weil sich aus dem dünnen Papier am besten Ziegenbeinchen drehen lassen? Ich frage den Käpt'n: «Wer liest denn dieses Zeug hier?» «Lass es stecken», antwortet er, «davon verstehst du nichts.»

Anschliessend kommen wir ins Gespräch, und ich erfahre, dass er Philosophiedozent in Tbilissi war und von einem seiner Studenten wegen Verbreitung bürgerlich-idealistischer Irrlehren denunziert worden ist. Jetzt sitzt er das siebte Jahr, drei hat er noch vor sich.

Ein anderes Mal fährt ein Motorboot trotz meines Rufens an mir vorüber, dreht dann aber bei und nimmt mich an Bord. «Hättest du auf Deutsch gerufen», erklärt mir der Kapitän, «hätten wir dich gleich eingesackt, aber wir haben erst im letzten Moment gesehen, dass du der Deutschländer bist.» «Hättest du denn einen Russen nicht mitgenommen?» Prompt kommt die Antwort: «Nee, die helfen uns ja auch nicht. Für die sind wir die Fritzen.»

Während meiner Jahre im Projektierungsbüro arbeite ich unter verschiedenen Chefs. Der erste ist Semjon Jakowlewitsch Turbojewski, zugleich Chef der Bauabteilung, ein ganz farbloser Mann, der direkt vom Studium nach Soswa geschickt wurde, sich hier vor der Einberufung an die Front gedrückt hat und nur darauf achtete, nicht irgendwo anzuecken. Aus Furcht, einen Fehler in Zeichnungen oder Berechnungen zu übersehen, richtet er es in der Regel ein, dass sein Stellvertreter (ein Mann namens Mazijewski) die Dokumente unterzeichnen muss. Nur in äussersten Fällen unterschreibt er selbst.

Ein ganz anderer Typ ist der nächste Chef, der das Büro übernimmt, nachdem es von der Bauabteilung unabhängig geworden ist. Er ist fast 60, heisst Boris Fjodorowitsch Pospelow und ist ein bedeutender Chemieingenieur, der wegen eines Unfalls in seinem Betrieb zehn Jahre Haft verbüsst hat und vor drei oder vier Jahren aus dem Lager entlassen wurde. Er schlurft mit krummem Rücken durch die Strassen, aber wenn er am Schreibtisch sitzt und seine Umgebung mit zusammengekniffenen Augen mustert, erkennt man in ihm den abgeklärten Mann mit bissigem Humor, der sich seiner Überlegenheit bewusst ist. Weist man ihm (was höchst selten geschieht) einen geringfügigen Fehler in seinen Berechnungen nach, murmelt er spöttisch: «Nun ja, auch die Sonne hat Flecken.» Seine Lebensweisheit gipfelt in den Worten, dass man normalerweise entweder alle eine Zeitlang oder wenige andauernd belügen könne – dass jetzt aber eine Situation eingetreten sei, wo alle andauernd belogen werden.

Über seine liebste, überall Schulden machende junge Frau, die vor etwa einem Jahr aus Zentralrussland zu ihm gezogen ist, lächelt er nur. An das Schwarze Brett der Verwaltung heftet er einen Zettel mit der lapidaren Botschaft: «Ich komme für die Schulden meiner Frau nicht auf. B. Pospelow».

Als Pospelow in Rente geht, wird uns ein Offizier, Hauptmann Agejew, vorgesetzt – eine unglaubliche Mischung aus Dummheit und Arroganz. Er ist ausserstande, die einfachsten Zeichnungen zu lesen: Er zeigt auf den Pfeil der Schnittrichtung in einem Grundriss und fragt, ob diese «Trennwand» am Ofen Feuer fangen könne. Die Jungs machen sich hinter seinem Rücken über ihn lustig, wenn er zwischen den Zeichentischen auf und ab geht und Monologe über die Segnungen der Sowjetmacht hält. «Nehmt mich zum Beispiel», verkündet er, «ich bin ein einfacher Arbeitersohn, habe es aber dank der Fürsorge von Partei und Regierung zum Offizier gebracht, verdiene genügend Geld, kann mir etwas leisten. Meiner Frau habe ich vor Kurzem einen Pelzmantel gekauft und in ein paar Monaten werde ich mir ein Motorrad anschaffen. Im Kapitalismus dagegen werden die Menschen ausgebeutet, sind obdachlos und verhungern auf der Strasse. Man begreift gar nicht, warum die Arbeiter dort nicht Revolution machen und das kapitalistische Geschmeiss zum Teufel jagen...»

Agejew bleibt nicht lange, da er selbst aus der Sicht der Lagerverwaltung untragbar ist. Er wird von Viktor Fjodorowitsch Schtrauchman ersetzt, dem Bruder von Robert, der mich vor meiner Saunazeit in übelster Weise denunziert hat. Er lächelt stets süffisant, begehrt niemals auf und redet sogar die Häftlinge mit Namen und Vatersnamen an. Obwohl er weitaus qualifizierter ist als Turbojewski, unterzeichnet auch er die Dienstpapiere höchst ungern. Wenn überhaupt, dann unterschreibt er mit Bleistift, um seinen winzigen Namenszug gegebenenfalls wegradieren zu können. Vor dem Krieg war Schtrauchman Ingenieur beim Bau des Stalingrader Traktorenwerkes und hat dort, wie im Lager hinter vorgehaltener Hand erzählt wird, Dutzende Kollegen an den Kadi ausgeliefert. Auch wird gemunkelt, dass er die Schuld für den Zusammenbruch einer Kantine, für die er

verantwortlich war, höchst elegant auf einen seiner Untergebenen abgeschoben hat.

Freie Bürger gibt es unter der Belegschaft des Projektierungsbüros während meiner Zeit nur fünf. Zwei davon sind Männer: der einfältige Komsomolze Wassja Kowrishin, Absolvent eines Technikums, der meistens in der Taiga arbeitet, und der zwei Meter lange und über eine eindrucksvolle Bassstimme verfügende Kruglow. Die anderen drei sind Frauen: die schon erwähnte Genrietta Michailowna, von 1948 bis 1950 Anja Chapun und seit 1950 Taissja Petrowna – die später meine Frau werden wird.

Kruglow, der ein guter Schachspieler ist, nutzt es gehörig aus, dass auch der Innenminister der RSFSR Kruglow heisst. Bei den katastrophalen Telefonverhältnissen, wo man oft stundenlang nicht mit dem gewünschten Teilnehmer verbunden wird, trompetet er nur ein «Hier spricht Kruglow» in den Hörer, und schon werden alle Gespräche gekappt, um die Leitung für ihn freizugeben. Er hat auch keine Skrupel, an Zeitungsredaktionen mit Kruglow unterzeichnete Eingaben zu schicken und sich dadurch – wer weiss schon, ob sich dahinter ein Sohn oder Neffe des Ministers verbirgt? – Vorteile zu verschaffen. Da Rundfunkempfänger selbst in den grossen Städten Mangelware sind, beschwert er sich beispielsweise bei der *Prawda* darüber, dass das Rigaer Rundfunkwerk (an das er sich aber nie gewandt hat!) der Bitte eines «jungen Ingenieurs in der Taiga» um Zusendung eines Empfangsgeräts nicht nachgekommen sei, und erhält schon nach drei Wochen einen fabrikneuen Apparat.

Die zweite Kategorie unserer Mitarbeiter sind die «mobilisierten» Deutschen, insgesamt vier Leute, von denen ich nach einer Weile als einziger übrigbleibe. Der Architekt Knopf, einstmaliger Betreuer des Karzers auf der Bolschaja Kossolmanka, erhält nach ein paar Jahren die Erlaubnis, zu seiner Familie nach Semipalatinsk überzusiedeln.

Alexander Dressler, ein älterer Herr, wechselt aus dem Projektierungsbüro in den Soswaer KO LP, und Emil Diegel avanciert zum Chefingenieur der Bauabteilung (heute lebt er in Schwäbisch Gmünd, und wir schreiben uns zu Weihnachten oder zu Neujahr Glückwunschkarten). Er, der gleichermaßen hervorragend Schach spielt, stammt aus einem deutschen – bis 1930 florierenden – Weinbauerdorf in Transkaukasien, hat in Baku studiert und ist ein Mann, auf den das Sprichwort «Stille Wasser sind tief» hundertprozentig zutrifft. Da er sich auf kleinere Wasserkraftwerke spezialisiert hat, verbringt er manchmal, den Bau von Staudämmen und die Montage des Netzes überwachend, Wochen oder gar Monate in einem der elektrifizierten Dörfer. Aus solch einem Dörfchen kommt einmal – im tiefsten Winter – ein etwa 14 Jahre alter Bursche zu uns ins Büro, um die Unterschrift des «Genossen Bauleiters» auf einer Materialanforderung einzuholen. Weil der Junge auf seiner Fahrt mit dem Pferdeschlitten völlig durchgefroren ist, setzen wir ihn zum Aufwärmen an den Ofen. Dort taut er auf und wird gesprächig. Er erzählt, dass der «Bauleiter» in dem durch den Krieg männerentleerten Nest anfangs bei der Mascha, dann bei der Grunja und anschliessend bei der Tonja gewohnt habe, und dass sich acht oder neun Frauen, als Tonja einen Brief von ihm erhielt, erst geprügelt und dann gemeinsam betrunken hätten. Emil schweigt dazu, lächelt nur in sich hinein.

Bei all seinen Amouren steht aber für ihn – nicht zu überwindender nationaler Dünkel! – fest, dass eine Heirat nur mit einem deutschen Mädchen in Frage kommt. Diese Chance ergibt sich dann tatsächlich, als er 1948 oder 1949 nach Kasachstan zu seinen Anverwandten fährt und beim Umsteigen in Swerdlowsk eine junge Frau aus seinem Heimatdorf wiedertrifft, die zu seiner Zeit noch ein klei-

nes Mädchen war. Die beiden haben inmitten des Bahnhofsgewühls nur eine Stunde Zeit, weil sie nach Süden fährt, um zwei jüngere Geschwister nach dem Tod ihrer Mutter zu sich ins Gebiet von Perm zu nehmen, während er nach Norden, ins Sewurallag, zurückmuss. In dieser Stunde beschliessen sie zu heiraten und erreichen, dass sich die junge Frau (sie heisst Hilde) mit ihren Geschwistern nach langen Zusammenführungsformalitäten in Soswa ansiedeln darf.

Im Projektbüro arbeiten auch vier Sträflinge, die *nicht* wegen politischer Vergehen verurteilt sind und deshalb den Freigängerstatus geniessen. Ausser der Schreibkraft Jewgenija (acht Jahre Freiheitsentzug wegen Prostitution) und einer jungen Frau namens Valja sind das ein gewisser Genkin, von dem gemunkelt wird, er habe seiner Freundin in einem Eifersuchtsanfall auf dem Moskauer Theaterplatz die Nase abgebissen und dafür fünf Jahre bekommen, und ein Ex-Oberst namens Semjon Iwanowitsch Uchow, dessen Urteil gleicherweise auf fünf Jahre festgelegt wurde. Uchow, über dessen Straftaten man kein Sterbenswörtchen erfährt, hält penibel unser Archiv in Ordnung und ist die Vertrauensperson von Schtrauchman. Offenbar haben sich da zwei NKWD-Spitzel gesucht und gefunden. Uchow schafft sich im Ort eine junge Reinemachefrau als Geliebte an, die wie ein kleines Hündchen hinter ihm herläuft, und bringt es sogar fertig, seine Ehefrau, die ihn bei der Amnestie 1953 abholt, für ein paar Tage im Hause dieser Freundin unterzubringen.

Die Stammebelegschaft des Projektbüros besteht aus politischen Häftlingen. Die meisten von ihnen sind nach Artikel 58, Absatz 10 («konterrevolutionäre Propaganda») verurteilt und müssen zehn Jahre absitzen. Es sind sehr unterschiedliche Leute, die gewissermassen die von der politischen Justiz repressierte sowjetische Gesellschaft repräsentieren. Obwohl alle Hochschulbildung haben, gibt es unter ihnen sowohl Kluge als auch unglaublich Dumme. Manche

sind servil, andere bemühen sich, eine stille Anpasserrolle einzunehmen, wieder andere tragen ein überspanntes Selbstbewusstsein zur Schau. Einige werten ihr Eingesperrtsein als vorzeitiges Ende ihres Daseins, andere als eine durchaus wettzumachende Unterbrechung ihres Lebens.

Der weitaus intelligenteste unter den «Politischen» ist Wladimir Iwanowitsch Jechmanow, der kurz vor Abschluss des Schiffbaustudiums in Leningrad verhaftet wurde, weil er – durchaus wahrheitsgemäss – behauptet hatte, der Kreuzer *Kirow*, Flaggschiff und Stolz der Baltischen Flotte, sei im Wesentlichen einem italienischen Entwurf nachgebaut worden. Da man beim Schiffbau mit fast allen Sparten des Baugewerbes in Berührung kommt, ist Wolodja, der auch komplizierte Probleme rasch erfasst, überall einsetzbar. So ist er unmerklich zur «höchsten Instanz» des Projektbüros geworden, dem alle strittigen Fragen vorgetragen werden und auf dessen Urteil immer Verlass ist. Darüber hinaus kann er zeichnen, kennt sich in der Musik aus und hat viel gelesen. Er spricht auch einigermaßen gut Deutsch und Englisch. Seine Mutter ist eine Soldatenwitwe, die mehrmals nach Soswa kommt und sich vor der Besetzung der Wache in die Werkzone schleicht, um den Tag still und unauffällig an der Seite ihres einzigen Sohnes zu verbringen.

Wolodja hat eine kleine Romanze mit einer etwas pummigen, aber hübschen Offiziersfrau, die einige Monate aus Langeweile bei uns als Archivarin arbeitet. Sie heisst Irina Poljenowa, strahlt den ganzen Tag und lässt sich, obwohl Offiziersfrau, von uns Irischka nennen. Als ihr Mann Verdacht schöpft, sperrt er sie kurzerhand in der Wohnung ein und lässt sich danach in ein anderes Lager versetzen.

Wolodja Jechmanow kommt aus dem Lager frei, als ich schon in der DDR bin. Er heiratet eine ehemalige Lagerinsassin, Valentina Do-

ronina, und siedelt nach Belgorod über. Aus der Korrespondenz mit Grischa Guds, der später ebenfalls in Belgorod wohnt, weiss ich, dass Wolodja und Valentina sich im Laufe weniger Jahre buchstäblich totsaufen.

Das genaue Gegenbild zu Wolodja ist Aljoscha (Aleksej Konstantinowitsch) Utotschkin, der gewissermassen die neue sowjetische *Intelligenzija* verkörpert und wegen mir unbekannter disziplinarischer Verstösse in der Armee einsitzt. Vor mehr als 30 Jahren habe ich auf einer Karteikarte Folgendes über ihn notiert:

«Ursprünglich Arbeiter, ist Aljoscha sich für nichts zu schade und wird bei uns schamlos als Mädchen für alles ausgenutzt. Er entwirft Gebäude, führt technische Berechnungen durch, fegt die Räume aus (unterscheidet dabei zwischen mineralischem und organischem Dreck) und gräbt bei einem Wachoffizier den Garten um. Er schleppt den unhandlichen Kopierrahmen an die Sonne (als er einmal die schwer zu beschaffende Scheibe des Rahmens zerbricht, weist er Schuldzuweisungen zurück und erklärt, das Glas sei nach dem Pascalschen Gesetz geborsten, das er nicht ausser Kraft setzen könne). Er ist klein, dicklich, immer unrasiert und schmutzig. (Dieses Hemd», sagt er gelegentlich, (habe ich doch in diesem Jahr schon einmal gesehen.» Wenn er einen Schrank im Büro übernimmt, herrscht dort nach drei Tagen absolutes Chaos. Dabei ist er immer liebenswürdig und blinzelt einen durch die Gläser seiner selbstgebastelten Brille unschuldig an. Er verlässt sich *nur* auf das Experiment. Gesellschaftswissenschaften sind für ihn reiner Humbug, auch jeder anderen Literatur sei zu misstrauen. Man liest keine Bücher mehr, wenn man über 25 ist, so doziert er, allenfalls schreibe man welche, aber nur, wenn man damit Geld verdienen könne.»

Als reine Fachleute präsentieren sich Sekershezki und Sykow.

Sekershizki ist Mathematiker. Sein Vergehen besteht darin, dass er während eines Urlaubsaufenthalts bei seiner Mutter in Minsk vom Krieg überrascht wurde und während der Besetzung als Techniker in Minsk gearbeitet hat. Bei uns berechnet er die Statik, macht aber meist, indem er, mit seinem Bleistift spielend, in die Luft schaut, einen geistesabwesenden Eindruck. Wenn eine Kreissäge im Werkge-lände ein unangenehmes Geräusch verursacht, sagt er: «Der Tangens des Schneidezahns müsste verringert werden.»

Sykwow ist ein äusserlich unscheinbarer Mann, der in der Lagerhaft den Schlussstrich seines recht turbulenten Lebens sieht. «Schaljapin», sagt er, «ist tot, aber seine Stimme lebt – Sykwow lebt, aber seine Stimme ist tot.» Er ist ein ehemaliger *besprisorni* (Verwahrloster) und kann hanebüchene Geschichten über den Bürgerkrieg und die ersten Jahre der NÖP erzählen. Damals wurde er aufgegriffen und kam in Makarenkos berühmte Kommune nach Bolschewo. Wenn er über diese Zeit berichtet, leuchten seine sonst stumpfen Augen. Offenbar war er ein Lieblingsschüler des Meisters, der ihn als Student an das Institut für Verkehrswege delegierte. Nach seinem Diplomabschluss wurde er den sowjetischen Militärberatern bei Tschiang Kai-shek zugeteilt. Nach dem Rückzug der Berater wurde er an die Baikal-Amur-Magistrale (BAM) versetzt, also an die zweite Transsibirische Bahn, wo er bald zum Chefingenieur (oder Stellvertretenden Chefingenieur) aufrückte. Über diesen Jahrhundertbau, der nach dem Zweiten Weltkrieg hochgejubelt wird, erfahre ich von Sykwow eine Menge. Zum ersten Mal höre ich, dass die BAM schon unter dem Zaren, und zwar von dem hervorragenden Ingenieur und späteren Schriftsteller Garin-Michailowski, projektiert wurde und sich die sowjetischen Erkundungstrupps genau an die seinerzeit festgelegte Trasse hielten. Er erzählt, dass er im Sommer 1942, also ein Jahr nach Kriegsbeginn, mit

einem Trupp von Projektanten in der Nähe des Oljokmas, eines Nebenflusses der Lena, auf eine völlig abgesonderte Gruppe von Altgläubigen stiess, die nicht einmal wussten, dass Krieg war. Dort wurde alles von einem Ältesten, einem äusserst selbstbewussten Mann mit Prophetenbart, bestimmt. Im Übrigen herrschten Inzucht und Naturalwirtschaft. Nur einmal im Jahr ging dieser Älteste mit einem Gehilfen nach Blagoweschtsk, um Pelze gegen Munition und Salz einzutauschen. Als Sykow mit seinen Eisenbahntechnikern dort aufkreuzte, wurden sie von den Altgläubigen feindselig empfangen (durften, da sie unrein waren, nur *unterhalb* der kleinen Siedlung Wasser aus dem vorbeifliessenden Bach schöpfen), aber nach dem Verlauf der künftigen Bahnlinie ausgefragt. Als er ein Jahr später an dieselbe Stelle kam, waren die Sektierer verschwunden. Sie hatten alles, was brauchbar war (Ziegel, Ofenklappen, Fenster u.a.), mitgenommen, sodass nur die verödeten Wände der Häuser geblieben waren. Sykow berichtet auch, dass die Bahn bis zur Station Sima (also südlich der eigentlichen Transsibirischen Eisenbahn) schon vor dem Krieg fertig gewesen war, dann jedoch wieder abgerissen wurde, weil man den Stahl der Schienen für die Herstellung von Kriegsgerät brauchte.

Wie willkürlich Straftaten von den Gerichten als «konterrevolutionäre Propaganda» gewertet wurden, wird am Beispiel Sawwenkows deutlich, eines unscheinbaren Mannes, der angeblich an einem Mord beteiligt war. Sawwenkow war während des Krieges Bordmechaniker und Navigator eines Jagdflugzeuges und hatte mit dem Piloten der Maschine manche Luftschlacht bestanden. Als sie kurz nach Kriegsende auf einen Fliegerhorst im Süden der Ukraine dienten, waren sie zu Stammgästen eines anrühigen Etablissements geworden und hatten dort im Suff zwei Milizionäre, die ihnen bei den

«leichten Mädchen» in die Quere gekommen waren, kurzerhand erschossen. Der Pilot fuhr schnurstracks zum Horst zurück, setzte sich in sein Flugzeug und entwischte über das Schwarze Meer in die Türkei. Sawwenkow, der wohl noch mehr getrunken hatte, blieb am Tatort zurück und wurde verhaftet. Da die Damen aussagten, dass nur der Pilot geschossen hätte, die Fahnenflucht des Piloten aber in den Gerichtsakten nicht zugegeben werden durfte, verurteilte man Sawwenkow einfach nach Artikel 58, Absatz 10, also wegen «konterrevolutionärer Propaganda», zu zehn Jahren Lagerhaft.

Andere «Politische» sitzen, weil sie einen antisowjetischen Witz erzählt haben, wie der als Zeichner beschäftigte Moskauer Taxichauffeur Kabanow oder wegen der Zugehörigkeit zu einer religiösen Sekte, wie der Ingenieur Wolobujew. Er ist dem allgemeinen Gespött ausgesetzt, fühlt sich aber gerade deshalb zum Missionar und Märtyrer berufen, doziert bei den unmöglichsten Gelegenheiten im Predigerton über das allorts herrschende Sündenbabel und nimmt alle Schikanen des «Antichrist» (insbesondere die häufigen Karzeraufenthalte) demütig an, baut er doch darauf, im Himmel für seine Leiden belohnt zu werden.

Selbstverständlich gibt es unter den Politischen auch schmierige Typen, ehemalige Betriebsdirektoren und Werkleiter, wie etwa den sich überall anbietenden Gurewitsch oder den Zuträger Petrenko. Nicht so richtig schlau wird man aus einem mit allen Wassern gewaschenen Ukrainer. Er heisst Kiko, ist erst 40 und hat sich einen langen Bart zugelegt, um als alter Herr zu erscheinen. Zurückhaltend gibt sich eine Ingenieurin, Polina Antonowna Siwizkaja, die ihre Strafe – ebenfalls zehn Jahre – wegen einer Beziehung zu einem Wehrmachtssoldaten verbüsst.

Eine besondere Kategorie unter den Politischen stellen die litau-

schen Intellektuellen dar, die mit einem Wilnaer Sträflingstransport ins Lager gekommen sind. Ihrer gibt es in unserem Büro drei: den gescheiterten Kownoer Juden Chasanas, den Architekten Jankauskas, der ironisch *portetz* (Grossbürger) genannt wird, und Kasimir Matwejewitsch Klimauskas. Alle drei erleben übrigens 1950 das Ende ihrer Haftzeit.

Chasanas gleicht einem Fisch im Wasser – er gehört zu den Menschen, die nicht untergehen. In vielen Ländern der Erde hat er Verwandte, die ihm ständig Pakete schicken, sodass er dauernd damit beschäftigt ist, teuer verpackte (allerdings von den Wachsoldaten aufgeschlitzte) Waren zu verkaufen, um die Zollgebühren aufzubringen. Mit unbeteiligter Miene, fast verbindlich, spricht er die einfachsten und doch unerfreulichsten Wahrheiten aus. «Grosse Völker», sagt er beispielsweise, «begehen grosse Verbrechen, kleine Völker nur kleine.» Als der oberste Chef, Wassin, einmal befiehlt, einen schweren Traktor vom Typ *Stalinez 60* über das Eis des Flusses zu bugsieren, zieht Chasanas, der hinter ihm steht, seinen Rechenschieber aus der Tasche, liest auf ihm etwas ab und sagt: «Bürger Oberst, auf der Strömungsseite ist das Eis noch zu dünn, der Traktor bricht ein.» Wassin zischt ihn nur an, ohne sich umzudrehen, und presst, als der Traktor bereits zwei Drittel der Strecke zurückgelegt hat, ein verächtliches «Ach, diese Ingenieure ...» zwischen den Zähnen hervor. Aber gerade in diesem Moment kracht das Eis, der Traktor bäumt sich auf, kippt zur Seite und geht im brodelnden Wasser unter. Der Traktorist, der verloren ist, taucht noch ein- oder zweimal auf und versinkt in den eisigen Fluten. Unbeeindruckt von dessen Schicksal schaut Wassin wütend auf das Wasserloch und wendet sich an seinen Stellvertreter: «Eine Brigade anfordern! Den *Stalinez* müssen wir rausholen.» Chasanas schiebt die Skalen seines Rechenschiebers wieder hin und zurück und sagt: «Bürger Oberst, das rentiert sich nicht.

Der Einsatz der Brigade kostet 1,4-mal mehr als der Anschaffungspreis des Traktors.»

Kurz vor seiner Entlassung wird Chasanas von irgendwelchen Moskauer Instanzen ein Arbeitsplatz in Krasnojarsk zugesichert. Das grenzt an ein Wunder, denn die nach Artikel 58, Absatz 10 Abgeurteilten dürfen sich normalerweise nicht einmal in einer Kreisstadt niederlassen, Krasnojarsk ist aber nicht nur Gebietszentrum, sondern auch Grossstadt. Allerdings muss er, um dort verbleiben zu können, auch dort freigelassen werden. Aber selbst das haben seine Moskauer Gönner bedacht, denn kurz vor Ende seiner Haftzeit wird er nach Krasnojarsk verbracht. Ehe er abtransportiert wird, bittet er mich, für ein Paket, das er aus Amerika erwartet, meine Adresse zur Verfügung zu stellen und ihm das Paket dann nachzusenden. Das tue ich und erhalte alsbald ein Paket mit einem tadellosen Anzug – so etwas Feines habe ich selbst vor 1933 nicht gesehen! Ausserdem zwei Oberhemden, Krawatte, Halbschuhe, Socken usw.

Längst nicht so gut geht es den beiden anderen Litauern. Jankauskas liegt, als sein Freilassungstermin näher rückt, im Krankenhaus. Was aus ihm geworden ist, weiss ich nicht. Über Klimauskas habe ich, damals zutiefst berührt von seinem Schicksal, vor mehr als drei Jahrzehnten eine Skizze seines Lebens angefertigt. Ich will sie hier in vollem Wortlaut wiedergeben:

Kasimir Matwejewitsch Klimauskas wurde zwischen 1890 und 1895 als Sohn eines armen Bauern in der Nähe von Kowno (Kaunas) geboren. Obwohl er die Dorfschule bisweilen schwänzen musste, um mit dem klapprigen Gaul der Familie den Acker zu pflügen, erkannten sowohl Lehrer als auch Pfarrer seine Begabung und überredeten die Eltern, ihn aufs russische Gymnasium nach Vilnius zu schicken. 1915 wurde er zur Armee einberufen und wegen seiner Geschicklich-

keit als Reparaturschlosser eingesetzt. Während der Wirren 1918/19 schlug er sich als Klempner durch, bis er sich 1920, da er auch vorzüglich Deutsch sprach, nach Berlin aufmachte und sich dort an der Technischen Hochschule Charlottenburg immatrikulieren liess.

Zwei Jahre später ging er an die Technische Hochschule nach Paris und schloss dort sein Studium ab. Als junger Diplomingenieur erhielt er eine Anstellung bei der Litauischen Staatsbahn, verheiratete sich Ende der zwanziger Jahre glücklich und wurde Vater einer Tochter. Bei der Bahn war er unter anderem zuständig für den Kauf von Lokomotiven, reiste viel in Europa umher (zu den Skodawerken nach Pilsen, zu Krupp nach Essen usw.) und avancierte 1935 zum Chef der für das rollende Material zuständigen Eisenbahnverwaltung (solche Verwaltungen gab es – der zaristischen und auch der sowjetischen Struktur entsprechend – drei: für das Streckennetz, für den Verkehrsablauf und für das rollende Material).

Als die Rote Armee im Juni 1940 Litauen besetzte, wurde Klimauskas wenige Tage nach dem Einmarsch zu einem sowjetischen General bestellt und erhielt die Anweisung, binnen 48 Stunden einen Zug aus 40 Waggonen zum Soldatentransport zusammenzustellen. Persönlich überwachte er den Zustand der bereitgestellten Mannschaftswagen, das Anbringen der Pritschen und Ähnliches und meldete dem termingerecht mit einer NKWD-Bereitschaft auf dem Kownoer Güterbahnhof erschienenen Auftraggeber, dass die Anweisung ausgeführt sei. «Ausgezeichnet», befand der General, «nun steigen Sie mal als Erster ein.» Klimauskas war sprachlos, doch blieb ihm nichts übrig, als zu gehorchen. Er hatte sich nicht einmal von Frau und Tochter verabschieden können. Während nun andere Opfer – vorwiegend Intellektuelle – aus ihren Wohnungen abgeholt wurden, stand der Zug noch 24 Stunden auf dem Abstellgleis. Dann setzte er sich mit 1'600 Mann an Bord in Bewegung, nach Soswa. Dort wurden

die Insassen im August 1940 (also zur Zeit des «feierlichen Anschlusses» Litauens an die UdSSR) in Drei-Minuten-Verfahren von einer Troika* wegen «konterrevolutionärer Tätigkeit» zu zehn Jahren Haft verurteilt. Erst sehr viel später erfuhr Klimauskas, dass seine Frau und seine Tochter nach Kasachstan deportiert worden waren. Eine briefliche Verbindung mit ihnen kam nur mit Mühe zustande.

Fünf Jahre kämpfte Klimauskas als Baumfäller in der Taiga rund um den Lagpunkt Likino gegen Unterernährung, Dystrophie und Furunkel. 1945 stellten die Ärzte bei ihm akute Herzschwäche fest, verpassten ihm die Kategorie «leichte Arbeit» und schickten ihn als Hilfsarbeiter zum Bau des neuen Verwaltungsgebäudes nach Soswa. Dort schleppte er Balken, Bretter und Heizungsrohre, bis ihn eines Tages, an dem ein Klempner ausgefallen war, der versoffene Vorarbeiter Ryblow fragte, ob er nicht einige Rohre zusammenschrauben könne.

«Gewiss kann ich das», antwortete Klimauskas, «ich kann sie nachher auch wieder auseinanderschrauben.»

«Was quatschst du da?», fragte Ryblow zurück.

«Nun», kam die Antwort, «diese Rohre müssen wieder abgeschraubt werden, denn hier gehören eigentlich Eineinhalb – Zoll-Rohre her, anderenfalls entsteht ein Stau, und die Heizung funktioniert nicht.»

Ryblow hörte nicht auf den abgerissenen Gefangenen, besann sich aber auf ihn, als sich die Heizungsanlage des ersten Gebäudeflügels beim Probelauf als untauglich erwies. Klimauskas wurde zum Chef der Bauabteilung, Washezew, beordert. Der sagte: «Es heisst, du hättest gesagt, die Heizung würde nicht funktionieren. Stimmt das?»

«Jawohl, Bürger Chef.»

Daraufhin Washezew: «Hm, ich werde mir deine Akte kommen lassen. Was bist du denn von Beruf?»

«Diplomingenieur für den Bau von Hoch- und Niederdruckkesseln.»

«Hm, hm. Da müsstest du doch eine Heizung projektieren können.»

«Selbstverständlich.»

So kam Klimauskas zu uns ins Projektierungsbüro. Er war unser stillster Kollege, summte nur leise, während er sich über das Reissbrett beugte, Melodien von Vivaldi, Mozart, Chopin vor sich hin. Selten kam es – und zwar immer in Deutsch – zu Gesprächen zwischen ihm und mir, manchmal auch zu ein paar russischen Sätzen zwischen ihm und den Mitarbeiterinnen des Büros. Ihnen begegnete er zurückhaltend, aber mit grosser Verehrung. Verlegen bedankte er sich, wenn sie ihm bisweilen ein Stück Kuchen oder eine andere Kleinigkeit mitbrachten. Im Gegensatz zu anderen Häftlingen bat er die Frauen niemals nur um die kleinste Gefälligkeit.

Als die Entlassung der Litauer näherrückte, sagte jemand zu ihm, dass er sich freuen könne, nun bald ein freier Mann zu sein. Daraufhin schwieg er lange und entgegnete schliesslich: «Was soll mir diese Freiheit schon bringen? Man wird mir bestimmt nicht erlauben, dorthin zu fahren, wo meine Frau und meine Tochter leben.»

Er sollte recht behalten.

Als er freikam, hörten wir drei oder vier Monate nichts von ihm. Dann erhielten wir auf einem Fetzen Papier einen tieftraurigen Brief. Er war in ein winziges Nest im Norden des Krasnojarsker Gebiets verfrachtet worden, in dem es nicht einmal Strom gab. Er klagte über das ihn umgebende Misstrauen der wenigen Einheimischen und der russischen Verbannten. Arbeiten musste er unter freiem Himmel, obwohl er keine angemessene Kleidung besass. Warme Sachen konnte man nicht kaufen, zudem hatte er kein Geld.

Wir – da lebte ich schon mit Taja (Taissja Petrowna) zusammen – schickten ihm ein Paket: Meinen vor einem Jahr auf dem Markt gekauften alten Rotarmistenmantel, den ich einigermassen entbehren konnte, ein paar Fausthandschuhe, zwei Kerzen und einige Päckchen Trockensuppe – alles Dinge, die auch in Soswa schwer aufzutreiben waren. Er bedankte sich in rührender Weise mit einem Brief, der noch pessimistischer klang als sein erster. Von Frau und Tochter hatte er keinerlei Nachricht. Zwei Zehen waren ihm abgefroren. Ihn halte, schrieb er, nur die «Feierstunde» aufrecht, die er sich abends, nach dem Tag in der Kälte, erlaube. Da zünde er sich für ein Viertelstündchen eine Kerze an (mit Licht müsse er sparen), verzehre sein Brot und seinen Tee. Allerdings wisse er nicht, ob er die Kraft bringe, solch ein Leben lange zu ertragen.

Wir schickten ihm noch ein Paket: Getragene, aber dafür frisch besohlte Filzstiefel, wieder zwei Kerzen und Bonbons, die auch bei uns eine Rarität waren. Eine Antwort von Kasimir Matwejewitsch Klimauskas haben wir nicht mehr bekommen.

Nicht direkt zu unserem Büro gehört ein Politischer, ein unheimlicher junger Mann mit geradezu versengendem Blick namens Chalizki. Ihm wird nachgesagt, er habe in Deutschland auf bestialische Weise einige Morde begangen. Er ist Autodidakt mit erstaunlichen physikalischen Kenntnissen, nimmt zum Beispiel einen defekten Radioapparat, an dem sich schon viele Bastler versucht haben, auseinander und baut ihn funktionstüchtig wieder zusammen oder installiert im Projektbüro (damals eine Sensation!) eine sich automatisch öffnende Tür.

Nach seiner Ankunft im Lager behauptet Chalizki in einem Gesuch an die Verwaltung, er stehe kurz vor dem Abschluss einer «für die Vaterlandsverteidigung bahnbrechenden Erfindung», die es ermögliche, jedes feindliche Flugzeug schon mit der ersten Salve vom Himmel zu holen. Nun gehen derartige Schriftstücke bei der Lager-

verwaltung massenhaft ein, werden aber meist nicht beachtet, da sie unfachmännisch abgefasst sind. Nicht so Chalizkis Eingabe. Sie besticht durch wissenschaftliche Wortwahl und eine Unmenge von Formeln, die die Soswaer Chefs zwar nicht verstehen, von denen sie jedoch beeindruckt sind. So leiten sie das Gesuch an das Moskauer Innenministerium weiter. Von da geht es ans Verteidigungsministerium, wo man offenbar auch nicht recht weiss, wie man mit Chalizkis Berechnungen umgehen soll. Jedenfalls ergeht eine Weisung des Innenministers, dem Erfinder optimale Arbeitsmöglichkeiten einzuräumen. Daraufhin erhält Chalizki in einer Ecke unseres Büros einen Schreibtisch, um den gewissermassen ein «Bannkreis» gezogen wird – keiner der anderen Mitarbeiter (die sind ja alle «Konterrevolutionäre!») darf an ihn herantreten. Dort träumt der unheimliche Patriot vor sich hin, verschwindet mitunter halbe Tage in der Tischlerei nebenan, wo er seltsame Modelle anfertigt, notiert ab und zu mal etwas in einen Schreibblock, den er bei Feierabend sorgfältig in seiner Tasche verbirgt.

Mir gegenüber gibt Chalizki die Distanz, die er zu anderen wahr, teilweise auf. Er denkt sich knifflige Aufgaben aus, die er mir vorlegt, und feixt, wenn ich sie nicht zu lösen vermag. Ausserdem bringt er mir Tricks in der Mnemotechnik bei, mit denen ich noch nach Jahrzehnten die Leute verblüffe.

Nach anderthalb Jahren teilt das Verteidigungsministerium dem Innenminister und dieser der Lagerverwaltung mit, dass die Chalizkische Erfindung bereits anderswo entwickelt und erprobt worden sei. Daraufhin verschwindet der düstere Mann aus unserem Büro. Doch nicht für lange. Flugs hat er nämlich eine andere Erfindung in petto, reicht wiederum ein Gesuch ein und erlangt seine zweite Freistellung. Als ich in die DDR ausreise, brütet (oder simuliert?) er abermals an seinem abgeschirmten Schreibtisch in einer Ecke des Projektierungsbüros.

Da sich unser Büro nach einigen Umzügen in der Werkzone etabliert, ergeben sich auch Kontakte mit den dort an verschiedenen Stellen arbeitenden Sträflingen. Erwähnen will ich hier nur Viktor (Jewgeniewitsch) Görzen, einen beklagenswerten jungen Sowjetdeutschen, der in der Tischlerei ausgelernt hat und von Zeit zu Zeit sauber gearbeitete Holzkästchen oder andere Geschenke zum Kauf anbietet. Geboren wurde er 1936 als Sohn eines zwei Jahre später in Stawropol als «Volksfeind» erschossenen Offiziers der Roten Armee. Anzunehmen ist, dass sich seine verbitterte Mutter zumindest nicht widersetzte, als sie mit ihm drei Jahre später von den bis in den Nordkaukasus vorgedrungenen Nazitruppen als Volksdeutsche «heim ins Reich» gebracht wurde. Mutter und Sohn kamen in ein Auffanglager nach Lodz (damals Litzmannstadt) und dann, da sie als «vollwertige Arier» eingestuft wurden, weiter in die Provinz Brandenburg. Vitja ging in Magdeburg zur Schule, wurde Pimpf, bewunderte als kleiner Junge die SS. Nach der Zerschlagung des Dritten Reiches setzte die sowjetische Kommandantur seine Mutter, weil sie Russisch konnte, in dem kleinen Ort Paretz als Bürgermeisterin ein. Da aber bald rüchbar wird, dass sie aus der Sowjetunion stammt, werden sie und ihr zehnjähriger (!) Sohn verhaftet und wegen «Vaterlandsverrats» zu zehn Jahren Lagerhaft verurteilt. Nachdem Vitja neun Jahre abgesessen hat, wird er freigelassen, «weil man nun plötzlich feststellt, dass er als Minderjähriger gar nicht hätte verurteilt werden dürfen». Nun holt er die Schule nach, studiert in Swerdlowsk Medizin und heiratet eine zehn oder zwölf Jahre ältere Frau. Er entwickelt sich zum Herzspezialisten, bekommt eine Oberarztstelle in Kursk, behandelt dort den infarktgefährdeten Ersten Gebietsparteiensekretär, der ihm zu einer Wohnung in einem Neubauviertel, einer Datsche und einer Kaufgenehmigung für ein Auto verhilft.

Sobald es möglich wird, besucht Vitja, der von allem Deutschen begeistert bleibt, die DDR, trifft sich jedes Jahr mit alten Kameraden aus der Magdeburger Schule und zieht schliesslich (während der Wende) erst nach Genthin und dann nach Berlin um. Er wird unter ziemlich entwürdigenden Bedingungen in einem Westberliner Krankenhaus angestellt, sein Zeitvertreib besteht fortan in Wehklagen über seine Krankheiten und seinen Ziehsohn. Ich habe ihn mehrmals besucht, es dann aber aufgegeben und weiss nicht, was er mittlerweile tut.

TEIL IV • DIE EWIGKEIT

UNTAUGLICHE FREIHEIT

Während meines ersten Jahres im Projektierungsbüro wird das zu Beginn des Krieges über die Deutschen verhängte Verdikt aufgehoben. Im April 1946 teilt man uns mit, dass wir von nun an «gewöhnliche» Sonderausgesiedelte (*spezpereseljenzy*) seien und annähernd dieselben Rechte hätten wie alle Sowjetbürger.

Wir könnten also wählen, ein Zimmer mieten, gegebenenfalls ein Haus bauen, heiraten, Gewerkschaftsmitglieder, ja womöglich sogar Parteimitglieder werden (darüber schwiegen sich unsere Chefs jedoch aus, wissen sie wohl selbst nicht). Nur dürften wir den uns zugewiesenen Wohnort nicht verlassen. Allerdings stünde uns frei, zwecks Familienzusammenführung Anträge auf Zuweisung eines anderen (natürlich nur im asiatischen Teil der UdSSR gelegenen) Aufenthaltsortes zu stellen oder – wozu uns die Lagerverwaltung rät – die Umsiedlung unserer Angehörigen aus Kasachstan hierher, in den Nordural, zu beantragen.

Später stellt sich heraus, dass derartige Gesuche wegen der Schwerfälligkeit des bürokratischen Apparates zwei oder drei Jahre lang bearbeitet werden.

Mein erster Gedanke nach dieser nebulösen Eröffnung ist, dass mir nunmehr auch das Recht auf Bildung zustehe; dass mir also gestattet werden müsste, mein Studium abzuschliessen – und sei es nur als Fernstudent in Swerdlowsk. Gewiss, sage ich mir, gebe es in Soswa keine Arbeitsmöglichkeit für einen Hochschulabsolventen, doch sei eine künftige Lockerung der Verbannungsbedingungen nicht auszu-

schliessen. Für diesen Zeitpunkt müsse man gerüstet sein, also ein Diplom in der Tasche haben. Vielleicht, sinniere ich, ergäbe sich zu einem nicht allzu fernen Zeitpunkt die Möglichkeit, in eine sibirische Universitätsstadt überzusiedeln und dort – in der Zukunft – wie ein Mensch zu leben. Mit «Zukunft» meine ich eine Zeit, in der der «Führer aller Werktätigen» tot sein wird, ich aber noch lebe. Fest bin ich davon überzeugt, dass sich dann alles ändern wird...

An diesen Gedanken knüpft sich ein zweiter. Ich muss, eine geplante (oder tatsächliche?) Familienzusammenführung vorschützend, die Genehmigung zu einem Kurzaufenthalt in Kasachstan ergattern, um endlich zu erfahren, was mit Veronika in all den Jahren passiert ist. Zugleich muss ich die noch in Kasachstan befindlichen Papiere über mein Moskauer Studium an mich bringen.

Zunächst beschliesse ich, das uns zugestandene Recht auf ein Zimmer wahrzunehmen und aus der widerwärtigen und stinkenden Freigängerbaracke auszuziehen. Endlich mal wieder allein sein. Doch ein eigenes, separates Zimmer ist in Soswa nicht so leicht zu bekommen. Und das neue Recht steht ohnehin auf wackligen Füßen. Mir wird bedeutet, dass es, wegen der Kontrolle, «wünschenswert» sei, wenn sich drei oder vier «Ex-Arbeitsmobilisierte» gemeinsam eine Bude mieten. Also suche ich ein Zimmer für Ljonja Usaitis, Petja Tews und mich. Ich finde es bei der steinalten Marakulina, deren Tochter, eine ehemalige Mitarbeiterin der Lagerverwaltung, wegen Korruption einsitzt und die sich deshalb mit der Vermietung ihrer beiden Zimmer über Wasser halten muss (ihr zweites Zimmer, durch das wir hindurchmüssen, hat sie an einen kürzlich freigelassenen, geschwätzigen Schneider vermietet). Die Alte selbst begnügt sich mit ihrer winzigen Küche, in der sie meistens auf dem Brett über dem Ofen (*leshanka*) hockt.

Jetzt brauche ich die langen Abende nicht in den Räumen der

Forstabteilung zu verbringen, sondern kann mich nach Feierabend auf meinem Bett ausstrecken und lesen. Bücher gibt es genug, weil in den ersten Kriegstagen eine ausgezeichnete Leningrader Bibliothek nach Soswa ausgelagert worden ist, die von der Bevölkerung indes kaum wahrgenommen wird. Der Direktor des Sägewerks, Kufyrew, hat nach langen Kämpfen durchgesetzt, dass die Bücher behelfsmässig geordnet und zweimal in der Woche von einer Bibliothekarin ausgeliehen werden. Die Bestände dort sind wirklich überwältigend – von Sophokles über Petronius bis hin zu John Milton, Lord Byron, Erich Maria Remarque und Lion Feuchtwanger gibt es (auch in Deutsch und Englisch) so gut wie alles. Bald kenne ich mich als engagiertester Benutzer in den Bücherregalen besser aus als die Bibliothekarin und schlepe Woche für Woche dicke Bände nach Hause. So verschlinge ich, allerdings gänzlich unsystematisch, haufenweise Werke, die mir neue Welten eröffnen: Aristoteles, Horaz und Cervantes, Rudyard Kipling, Bernard Shaw, Beaumarchais oder Victor Hugo. Ich entdecke mir bis dahin unbekannte russische Dichter, zum Beispiel Semion Nadson und Dmitri Mereshkowski, manchmal greife ich auch zu Marx und Engels. In der Bibliothek ist sogar die alte, in Berlin und Wien verlegte, Marx-Engels-Gesamtausgabe (MEGA) vorhanden. Ein paar Jahre später – um 1950 – erklärt mir die Bibliothekarin allerdings, ihr Vorgesetzter habe verfügt, die Marx-Engels-Bände, die ohnehin niemand lesen könne und von denen man nicht genau wisse, was darinstehe, zu verbrennen (!).

Unmittelbar nach unserem Umzug müssen wir uns zum Essen noch in der Kantine einfinden, doch sehr bald erhalten wir, da wir ja im Lager beschäftigt sind, den offiziellen *pajok*, die Trockenverpflegung, die meist – vom Brot abgesehen – nur aus einer einzigen Lebensmittelsorte besteht. Dann muss einer von uns auf den Markt gehen, den Stockfisch, das Milchpulver oder die Grütze verscherbeln

und für den Erlös die Lebensmittel besorgen, die wir brauchen. So verkaufe ich einmal einen ganzen Sack Fisch (unsere Monatsration für drei Personen), erst für 25 Rubel das Stück, dann – als die Hausfrauen schon die grössten herausgesucht haben – für 20 und 15 Rubel, bis ich die mickrigsten am Ende für fünf Rubel abgebe.

Gelegentlich kreuzt auch meine Freundin Lieschen bei mir auf. Als sie jedoch auf die 170 Kilometer entfernte Kondinka versetzt wird, ist es mit ihren regelmässigen Besuchen vorbei. Ich bin nur ein einziges Mal dort, fahre 50 Kilometer mit dem Lastkahn und bewältige die restlichen 120 Kilometer zu Fuss, werde von ihr sehr lieb empfangen, erfahre aber auf dem Rückweg, dass sie, die Lebenshungrige, auf der Kondinka eine Liaison mit dem dortigen *techruk* angefangen hat. Ich bin verletzt und stelle sie zur Rede, als sie das nächste Mal in Soswa auftaucht. Eigentlich hätte ich ihr verzeihen müssen – aber dafür bin ich noch zu jung.

Nachdem wir in unsere neue Wohnung eingezogen sind, lerne ich auch Menschen ausserhalb des Lagers kennen, präziser gesagt, Leute, die im Lager gegessen haben, nach Verbüsung ihrer Strafe jedoch in Soswa geblieben sind, weil sie «draussen» als Vorbestrafte allerlei Schikanen ausgesetzt wären. In grösseren Städten dürfen sie ohnehin nicht wohnen, verantwortliche Posten werden ihnen nicht überlassen, und das Misstrauen der neuen Umgebung wäre immer präsent. Hier werden die vermeintlichen Volksfeinde, die sich in der Arbeit bewährt und oft sie bemutternde Frauen gefunden haben, als normale Bürger akzeptiert.

Die herausragendste Gestalt unter den ehemaligen Lagerinsassen ist Aschat Bastjatowitsch Bidshejew, ein geistreicher, eigenwilliger und von den Frauen umschwärmter Mann zwischen 50 und 60 mit tiefschwarzen Augenbrauen und buschiger Silbermähne. Bidshejew ist Karatschajewer, gehört also einem kleinen kaukasischen Berg-

völkchen an, bei dem zur Zarenzeit noch Blutrache und Matriarchat herrschten. In seiner Kindheit war seine Ururgrossmutter Stammesälteste. Sie mochte den aufgeweckten Jungen und beschloss seinem Wunsch stattzugeben und ihn in Moskau studieren zu lassen. Bidshejew, der übrigens zwölf oder 15 (zum Teil sehr unterschiedliche) kaukasische Sprachen beherrscht und in der Jugend Lermontows «Ein Held unserer Zeit» übersetzt hat, erwies sich als hochbegabt und wurde nach dem Studium als angehender Chirurg Assistenzarzt bei Botkin, dem Gott der russischen Medizin. Mit einigen damals sensationellen Operationen machte er sich einen Namen und wurde ins Kremlkrankenhaus berufen. In einem Geheimprozess im Zusammenhang mit der Affäre Pletnjow wurde er aber zu zehn Jahren Lagerhaft verurteilt: Professor Pletnjow war im dritten Moskauer Schauprozess 1938 wegen «Begünstigung» der Ermordung von Kuibyschew, Menschinski und Maxim Gorki zu 25 Jahren verurteilt worden. Als ich Bidshejew einmal vorsichtig frage, was es mit dem Tode von Kuibyschew und der anderen auf sich habe, winkt er verächtlich ab: «Frag nicht nach den Verbrechen, sondern lieber nach den Untersuchungsmethoden.»

Bidshejew wird ausnahmslos von allen in Soswa als eine herausragende Persönlichkeit verehrt. Selbst die geizigen Marktweiber behandeln ihn, als wäre er nicht von dieser Welt. Wenn er sie fragt, wie viel ein Glas Walderdbeeren kostet, wehren sie schamhaft ab: «Aber für Sie doch nicht, Doktor! Nehmen Sie nur das Glas, ich schenke es Ihnen!» Mehrmals habe ich erlebt, wie Bidshejew im Kino vergeblich eine Eintrittskarte zu lösen versuchte.

Über sich selbst sagt Bidshejew – halb im Spass, halb ernst: «Aussergewöhnliche Chirurgen gibt es derzeit nur drei auf der Welt. Einer sitzt in Chicago, einer in Berlin und der dritte, nun ja, der sitzt

in Soswa.» Sein Tag beginnt damit, dass er – noch im Bett – einige Suren von Nisami im Original liest. Er kleidet sich, soweit das in Soswa möglich ist, geschmackvoll und berührt fast nichts mit den Händen. «Meine Hände», pflegt er zu sagen, «sind mein Kapital – ich muss sie schonen.» Dies ist ihm, da er nach der Einlieferung ins Lager nur als Arzt beschäftigt war, bis zum Kriegsbeginn auch problemlos gelungen. Als eine Moskauer Direktive aber 1941 verfügte, alle nach Artikel 58 verurteilten Sträflinge bei direkten Arbeiten einzusetzen, und auch Bidshejew zum Bäumefällen in die Taiga geschickt wurde, nahm sich seiner ein krimineller Brigadier an. «Wir», sagte er zu ihm, «sind nicht so dumm wie die Lagerobrigkeit – einen guten Arzt braucht man immer.» Im Winter stellte der Brigadier, ein bekannter Ganove, speziell einen Mann für den Doktor ab, um das Feuer, an dem sich Aschat Bastjatowitsch langweilte, zu unterhalten. Mehr als ein Jahr verbrachte Bidshejew im Wald, ohne auch nur einen Handschlag zu tun, wurde aber in den Tagesabrechnungen der Brigade stets als Bestarbeiter ausgewiesen. Seine Untätigkeit fand erst ein Ende, als sich Wassins Frau eine Blinddarmentzündung zuzog. Da besann sich der Lagerchef auf den hervorragenden Chirurgen. Nachdem Bidshejew die «First Lady» operiert und en passant einige Unzulänglichkeiten im Krankenhaus abgestellt hatte, wurde er stillschweigend wieder in den medizinischen Dienst übernommen. Die Direktive vom Kriegsbeginn war zu dieser Zeit – wie andere Direktiven auch – längst vergessen.

Nach Stalins Tod trägt sich Bidshejew mit dem Gedanken, nach Moskau zurückzukehren. Er ist schon dabei, die Sachen, die er verschenken will, auszusortieren und die zum Mitnehmen bestimmten Bücher zurechtzulegen. Doch seine Rechnung geht nicht auf. Mitten in einer Beratung der Gesundheitsabteilung öffnet sich die Tür, und ein Offizier bellt: «Bidshejew, mitkommen!» Alle Anwesenden sind

schockiert, wie kann so ein Schnösel es wagen, sich in diesem Ton an den hochverehrten Doktor zu wenden! Noch mehr sind die Teilnehmer der Beratung und wir alle entsetzt, als sie am nächsten Tag erfahren, dass man Bidshejew in einen Jeep gesetzt, in den Wald gefahren und dort erschossen hat. Wer für diese Tat verantwortlich ist, erfahre ich nie.

Während ich bei der alten Marakulina wohne, lerne ich eine ältere sympathische Polin kennen. Sie heisst Jadwiga Michailowna Jablonska, hat als Politische zehn Jahre Lagerhaft hinter sich und arbeitet jetzt als Rechtsexperte (*juristkonsult*) in der Verwaltung. Sie stammt aus Rostow am Don, wo sie mit einem Studienkameraden, der gleichzeitig mit ihr verhaftet wurde, verheiratet war. Die beiden hatten einen damals zweijährigen Sohn, der nach dem Arrest der Eltern in ein Kinderheim gekommen ist, dessen Spuren sich aber in den Kriegswirren verloren haben. Jadwiga Michailownas Denken und Trachten gilt fast ausschliesslich diesem Kinde. Sie ist fest davon überzeugt, dass es am Leben ist, und fährt, seit sie vor einigen Jahren freikam, in jedem Urlaub nach Rostow, um auch die unwahrscheinlichsten Spuren des nunmehr fünfzehnjährigen Burschen zu verfolgen. Sie hat Kontakte zu einer seinerzeitigen Mitarbeiterin des Kinderheims hergestellt, korrespondiert mit mehreren Leuten, die dem Vermissten womöglich begegnet sind, hat aber bei all ihren Anstrengungen bis jetzt nichts erreicht. Sie weiss nicht einmal genau, unter welchem Namen der Kleine damals ins Kinderheim eingeliefert wurde.

Ich gehe manchmal abends zu ihr, spalte Brennholz für sie und höre mir anschliessend bei einem Glas Tee die Geschichten über die beiden ersten Lebensjahre ihres Sohnes und über ihre ins Leere laufenden Suchaktionen an.

In dieser Zeit gewinnt auch die Freundschaft mit Ludwig Elfinger

mehr und mehr an Gestalt. Ludwig wurde 1915 als unehelicher Sohn eines bayerischen Gutsbesitzers und seines Dienstmädchens geboren, dann vom späteren Mann dieser Bediensteten adoptiert. Er ist in München aufgewachsen, hat bei BMW gelernt und 1932 bei seinem angeheirateten Onkel, dem berühmten Dichter Erich Mühsam, in Britz gewohnt. Von dort ging er als Facharbeiter in die Sowjetunion, war erst in einem Rüstungsbetrieb tätig, kam aber, als alle Ausländer aus der Rüstungsindustrie abgezogen wurden, in ein Werk in Rybinsk, das Prothesen herstellte. 1941 wurde er nach Kasachstan verfrachtet und Anfang 1942 in die Arbeitsarmee eingezogen, wo er zunächst hungerte, schliesslich aber Leiter eines Lokomotivdepots wurde – eine Funktion, die er noch immer bekleidet. Ludwig, der einmal Boxmeister von München war, ist sehr sportlich. In den wenigen Soswaer Sommermonaten unternehmen wir Ausflüge und Badetouren. Unsere Beziehungen werden noch enger, als er 1951 mit seiner Frau Nina eine Wohnung am rechten Soswa-Ufer erhält, wo zu dieser Zeit auch Taja und ich wohnen. Fast gleichzeitig werden unsere Söhne – Sascha und Shenja – geboren. 1958, zwei Jahre nach uns, gelingt es auch Ludwig und Nina, in die DDR überzusiedeln. Hier wird er Meister im Babelsberger Karl-Marx-Werk, wo Lokomotiven produziert werden. Bedauerlicherweise wird Ludwig aber zunehmend dogmatisch, verbietet seiner Familie das Westfernsehen oder beschimpft den auf der Mattscheibe erscheinenden Willy Brandt als «Kapitalistenknecht». Mit den Jahren kühlen unsere Beziehungen ab. Ludwig ist 1980 gestorben.

Hier muss ich ein paar Worte über meine flüchtigen Kontakte zu den Kriegsgefangenen einflechten. Die ersten Begegnungen mit den in der Regel ganz jungen Leuten ergeben sich, als Lieschen auf dem Gefangenenpunkt Koschai eingesetzt ist. Allerdings ist das beiderseitige Misstrauen gross, eigentlich unüberwindlich. Sie sehen mich,

wenn ich sie deutsch anspreche, mit ungläubigen Augen an und verstehen nicht, wie ich in diese Einöde gelangt bin. Von Politemigranten haben sie noch nie etwas gehört – oder geben dies, da sie in vieler Hinsicht von ihren Offizieren abhängig sind, zumindest vor. Lieschen erzählt mir von den schüchternen Versuchen der Soldaten, ihr primitive Pornohefte zum Tausch anzubieten. Solche Hefte, die sie mir zeigt, scheinen in der Wehrmacht sehr verbreitet gewesen zu sein. Es ist das Einzige, womit diese armen Teufel jetzt noch Tauschhandel betreiben können.

Die ehemaligen Landser sind in der Regel nicht in Soswa, sondern an der Peripherie untergebracht. Dort beeindruckt sie die Einheimischen, weil sie – wiewohl zerlumpt – immer laut singend («Schwarzbraun ist die Haselnuss ...») und streng in Reih und Glied zur Arbeit ausrücken. Einzeln wirken sie orientierungslos und deprimiert. Erinnerunglich ist mir ein klirrend kalter Wintertag, an dem ich zu Fuss zur Tesma laufe und mitten in der Taiga auf eine Gruppe jämmerlich gekleideter ehemaliger Nazisoldaten stosse, die in einem Waldstück umherschleichen, das sie aufräumen sollen. Da ich jetzt schon ordentlich gekleidet bin (Filztiefel, Halbpelz, Fellmütze) und fast wie ein Offizier aussehe, lädt mich der frierende Wachsoldat, natürlich vorschriftswidrig, ein, kurz an seinem Lagerfeuer Platz zu nehmen. Ich hole meinen Tabakbeutel heraus, drehe mir eine *papirrosa* und biete auch dem Posten Papier und Tabak an. Als wir schweigend rauchen, nähert sich ein Gefangener dem Feuer und bittet mit scheuer Geste, ihm den Stummel zu überlassen. Ich schaue ihn an, entsinne mich, dass ich vor kurzer Zeit in ebendieser Verfassung war, reiche ihm Papier und Tabakbeutel und sage auf Deutsch: «Rauch dir eine an!» Er blickt mich entgeistert an, zieht dann den zusammengeflackten Handschuh aus und schabt mit blau gefrorenen

Fingern eine Prise Tabak zusammen. Nun ist der Wachposten irritiert, zumal die übrigen Gestalten, als sie meine Freizügigkeit sehen, zögernd näherkommen und untereinander tuscheln: «Der kann Deutsch.»

Ich verteile noch Tabak für zwei oder drei Selbstgedrehte. So kommt eine Art Gespräch zustande. Meine Fragen über die gegenwärtigen Bedingungen in Deutschland können sie nicht beantworten. Dafür überhäufen sie mich, nach anfänglichem Zögern, mit Fragen. Die Landser, denen man einen leichten Krieg gegen das Untermentum versprochen hat, haben nicht die blasseste Ahnung über die Verhältnisse in der Sowjetunion. Vor allem wollen sie wissen, wo sie sich befinden. Da kann ich mich aber nur mit nichtssagenden Antworten aus der Affäre ziehen. Als einer direkt fragt, wohin denn dieser Weg führe, kommt mir der (sicher unbegründete) Verdacht, eine zutreffende Auskunft könne mir später als «Fluchthilfe» angekreidet werden, und ich antworte kurz: «Hier? Hier geht's schnurstracks zum Nordpol.» Sie sehen mich verdutzt an. Dann werden sie von dem verunsicherten Posten auseinandergetrieben.

Die makaberste Episode mit den Kriegsgefangenen trägt sich 1955 – nach dem Adenauer-Besuch in Moskau – zu, als die «normalen» Gefangenen, soweit sie überlebt haben, längst zu Hause sind und sich der westdeutsche Regierungschef um die als Nazis oder Kriegsverbrecher eingestuften Zurückgebliebenen bemüht. Kurz nach dem Adenauer-Besuch wird in Soswa eine Kommission der deutschen Kriegsgräberfürsorge angekündigt. Obwohl die auf den Lagpunkten zugrunde gegangenen Gefangenen ohne viel Federlesens an Ort und Stelle verscharrt worden sind und niemand weiss, wo sie liegen, soll nun plötzlich ein vorzeigbarer Soldatenfriedhof präsentiert werden. Das bringt die Lagerverwaltung nicht in Verlegenheit. Auf einer idyllischen Wiese neben einem Birkenwäldchen werden in Reih und

Glied 25 oder 30 Holzkreuze eingerammt und – in Russisch – mit den Namen der angeblich hier Begrabenen beschriftet. Ich erhalte den Auftrag, dieses Terrain zu vermessen, die nicht existierenden Grabstätten zu nummerieren und die Namen – in Deutsch – unter den entsprechenden Zahlen aufzulisten. Die Kommission wird (ohne mich) auf das Gräberfeld geführt, ein paar Wachsoldaten ballern einen Ehrensalmut in die Luft, man hält eine kleine Gedenkstunde ab, und die Kommissionsmitglieder reisen mit meinem Plan im Gepäck befriedigt weiter, wahrscheinlich ins nächste Lager, in dem sich das Schauspiel wiederholen wird.

DREI TAGE KASACHSTAN

Die über Urlaubsgesuche entscheidende Lagerverwaltung, die sehr daran interessiert ist, dass qualifizierte Kader in Soswa ansässig werden, bewilligt meine Anfrage für eine Reise nach Kasachstan erstaunlich schnell.

Als ich die Reisegenehmigung erhalte, wird mir regelrecht schwindlig. Ich kaufe mir (von geborgtem Geld) auf dem Markt einen amerikanischen Anzug zum Spottpreis von 1'200 Rubel, packe mir einen kleinen Rucksack mit Lebensmitteln und mache mich am 9. oder 10. August 1946 auf den Weg.

In Serow muss ich einen Tag auf den Zug Iwdel-Swerdlowsk warten. Ich übernachte auf dem Bahnhofsvorplatz, wo eine Menge undurchsichtiger Gestalten herumlungern. Bei Nishni Tagil sehe ich, wie die aus Deutschland eingetroffenen Reparationen einfach am Bahndamm abgekippt werden. Viele Kilometer lang liegen da Werkbänke und verbeulte Autos im Dreck, vergammelte Kräne recken ihre Hälse zum Himmel, Fabrikanlagen rosten vor sich hin. Mein (wohl doch noch deutsches) Herz krampft sich zusammen. Ich weiss nicht mehr genau, was ich denke: Vielleicht, dass diese Art von Ent-eignung für keinen eine Bereicherung bedeutet.

Auf dem von Menschen überquellenden Bahnhof in Swerdlowsk werde ich nachts Zeuge einer wohl für die Nachkriegszeit typischen Szene. Ein betrunkenener Offizier zückt seine Pistole und fuchtelt, sinnlose Bedrohungen ausspuckend, mit ihr herum. «Ihr Etappenschweine», gurgelt er, bös um sich blickend, vor sich hin, «habt euch gedrückt, während wir da vorne verblutet sind. Ich kann euch jetzt

alle über den Haufen schiessen, mir macht's nichts aus – bin sowieso schon zigmal gestorben!» Die um den Ausgerasteten Stehenden weichen ängstlich zurück, andere alarmieren die Transportmiliz, die dem Mann erst gut zuredet und ihn dann nach einem raschen Zugriff abführt.

In Swerdlowsk erfahre ich, dass der Schnellzug Moskau-Chabarovsk zwar verkehrt, dass es aber absolut unmöglich ist, einen Platz in ihm zu ergattern. Der Bahnsteig, an dem der Express hält, ist von der Bahnmiliz für Passagiere ohne Fahrkarten abgesperrt. Figuren wie ich, die keine Militärangehörigen oder Regierungsbeamten sind und obendrein kein Geld haben, müssen auf einen unregelmässig von West nach Ost pendelnden Güterzug ausweichen, der *Pjatsotvesjoly* (etwa «Fünfhundertundlustig») genannt wird.

Schon bevor dieser Zug, von Moskau kommend, auf ein entlegenes Abstellgleis geschoben wird, ist rings um dieses Gleis alles schwarz von Menschen. Von irgendwoher wissen sie, dass die nach Osten fahrende Bahn hier halten wird. Als der Zug endlich kreischend zum Stillstand kommt, halten die Menschen in den Waggons die Türen von innen zu, die draussen stossen und prügeln sich vor den wenigen Wagen, aus denen jemand aussteigt. Auch die Dächer und Puffer der Waggons werden besetzt. Säcke und Kisten fliegen herum, Geheul erfüllt die Luft. Hier schreit jemand: «Fedja, komm schon!», dort schreit eine Frau: «Haltet den Dieb!»

Ich kann mich in einen Wagen zwängen, schaffe es sogar, die oberste Pritsche zu erklimmen, schiebe mich förmlich in einen Wust übelriechender Leiber hinein. Mein Nachbar, ein unscheinbarer junger Mann, flucht über mich, fragt aber, noch während der Zug steht: «Kannst wenigstens Schach spielen?» Nachdem ich fünf oder sechs

Partien verloren habe, erfahre ich, dass mein Partner Jugendmeister der RSFSR ist. Wo der wohl hinreist?

Auf dem kleinen Bahnhof in Petropawlowsk ist das Durcheinander noch grösser als in Swerdlowsk. Alle wollen nach Süden. Sie warten auf einen von hier nach Karaganda verkehrenden Zug, den der Volksmund «Spekulant» getauft hat. Nach anderthalb Tagen trifft er ein und speit mit Kisten und Truhen beladene Menschenmassen aus. Dass er wieder nach Karaganda zurückfährt, gilt als sicher, sodass der Sturm auf die endlose Wagenkette beginnt, ehe die Anreisenden richtig ausgestiegen sind. Ich erobere mir einen Platz neben der Tür. Hier kann ich wenigstens frische Luft atmen.

Der «Spekulant» hält oft auf freiem Feld, rast dann wieder stundenlang ohne Halt dahin. Wir erreichen Karaganda gegen Abend. Von hier bis zum etwa 20 Kilometer entfernten Temir-Tau verkehren die Züge wieder nach einem mehr oder weniger festen Fahrplan. Anders ginge es auch nicht, wohnen doch viele Leute, die in Temir-Tau arbeiten, in Karaganda. Überfüllt sind die Waggons aber auch hier. Ich bleibe, da es drinnen stickig ist, auf der Plattform. Ein Reif hat sich um meine Brust gelegt – bald, sehr bald werde ich erfahren, wie es Veronika nun wirklich ergangen ist und ob sie mit mir einen zweiten Anfang in Soswa wagen will. Ich betrachte die Leute ringsum. Diese junge Frau, denke ich, könnte mit Veronika bekannt sein. Ich spreche sie an, erfahre, dass sie im Metallkombinat arbeitet. Sie fragt mich, ob ich Sowjetdeutscher sei, ob ich aus der «Arbeitsarmee» komme, und wenn ja, woher. Langsam senkt sich die Dämmerung nieder. Mein Gegenüber mustert mich aufmerksam, fragt dann geradeheraus: «Sind Sie nicht der Mann von Veronika?» Ich nicke. Sie hätte, sagt sie vieldeutig, von mir gehört. Was, sagt sie nicht. Ich traue mich nicht, sie danach zu fragen. So verharren wir schweigend.

Als der Zug in Temir-Tau einfährt, ist es dunkel. In der Finsternis nehme ich die in Reih und Glied stehenden barackenartigen Häuser der aus dem Boden gestampften Stadt nur als Schatten wahr. Meine Begleiterin sagt, sie wohne ganz in der Nähe von Veronika und könne mir deren Haus zeigen. Gesprochen wird zwischen uns nicht mehr. Schliesslich bleibt meine Begleiterin stehen und deutet auf ein im ersten Stock erleuchtetes Fenster: «Das ist ihre Küche.» Wir verabschieden uns. Sie gibt mir ein tröstendes Wort mit auf den Weg.

Ich steige die Treppe hinauf. Es riecht nach Kommunalwohnung. Vor Veronikas Tür bleibe ich stehen, hole tief Luft: Was wird geschehen?

Ich klopfe mehrmals, warte. Dann öffnet sich die Tür – Veronika steht, in einen Morgenmantel gehüllt, vor mir. Sie sieht aus wie immer, nur blass ist sie. Erschrocken schaut sie mich an: «Du...?»

Mit Mühe ihre Fassung zurückgewinnend, bittet sie mich einzutreten. Ich lasse mich in der Küche auf einen Stuhl fallen und fühle, wie sich mir die Kehle zuschnürt, spüre ich doch, dass alles vergeblich ist. Veronika geht für einen Moment hinaus. Ob dieser Moment lang oder kurz ist, weiss ich nicht. Die Küche, die ich nur halb wahrnehme, bedrückt mich. Das fremde Familienleben ist überall spürbar.

Dann kommt Veronika zurück und setzt sich mir gegenüber. Ich ergreife ihre Hand, doch die ist kalt, gefühllos. Sie entzieht sie mir nicht, sagt aber: «Ich bin nicht allein.» Richtig, da ist ja dieser Mann, mit dem sie jetzt zusammenlebt...

Langsam, ganz langsam fügen sich geflüsterte Brocken zu einem Gespräch zusammen. Mal wird es eindringlich, mal versiegt es. Es ist, als sprächen wir über Ereignisse, die sich vor 1'000 Jahren abspielten. Zögernd, oft stockend, Pausen einlegend, schildert sie ihren Leidensweg.

Nachdem sie mit Kira Reppich nach Temir-Tau übergesiedelt war und dort einen guten Posten als Buchhalterin bekommen hatte, interessierte sich ein NKWD-Oberst für sie. Er war ein hohes Tier in der Gebietsverwaltung der Staatssicherheit in Kasachstan, liess alle Briefe von mir an sie und von ihr an mich abfangen und eröffnet ihr schliesslich, dass ich als faschistischer Spion entlarvt und erschossen worden sei. Es bestehe die Gefahr, dass auch sie als Komplizin ihres Mannes verhaftet und erschossen werde.

«Du kannst dir nicht vorstellen», sagt Veronika, «in welchem Zustand er mich versetzt hat. Er trat ja keineswegs als Erpresser auf, sondern als um mich bemühter fürsorglicher Helfer. Er nahm Rücksicht auf mich, scheinbar rührend, liebevoll...»

Veronika glaubt dem NKWD-Offizier lange nicht, trägt sich mit Selbstmordgedanken, ergibt sich schliesslich. Sie wird schwanger. Der Oberst, der verheiratet ist, lässt sie, als er davon erfährt, natürlich fallen und ersucht um seine Versetzung, die auch bewilligt wird.

«Ich habe geglaubt, ich sei stark», sagt sie, «aber ich habe mich als schwach erwiesen, ganz anders als du!» Oh Gott, denke ich, was bin ich schon für ein starker Mann?! Habe mich doch nur durchgemogelt!

Ich sage ihr, dass ich gekommen bin, um sie und ihr Töchterchen mit nach Soswa zu nehmen. Sie schüttelt den Kopf: «Das ist unmöglich ... Es hat nichts mit Liebe zu tun ... Liebe ist für mich ein Land, in das es keine Rückkehr gibt... Ich will nicht verhehlen, dass Zuneigung zu Juri Aleksejewitsch mitspielt. Aber Zuneigung und Liebe sind zweierlei ... Wolfgang, du musst mich verstehen. Er hat sich meiner angenommen, hat mich aus einer schier ausweglosen Lage gerettet, mich buchstäblich vor dem Selbstmord bewahrt. Ich kann ihn einfach nicht verlassen, ich würde zum zweiten Mal Verrat üben.»

Wir sprechen miteinander bis zum Morgengrauen. Zum Frühstück erscheint Juri Aleksejewitsch – ein stattlicher Mann (älter als ich), zurückhaltend, gut angezogen. Er begrüsst mich nicht unfreundlich, aber reserviert. Während des Essens sprechen wir kaum miteinander. Was sollen wir auch sagen? Schliesslich bin ich gekommen, um ihm seine Frau und das ihm ans Herz gewachsene Kind wegzunehmen. Ich bin hier ein Fremdkörper, ein Störenfried. Ich muss verschwinden.

Juri Alexejewitsch geht zum Dienst (ich glaube, er ist Arzt). Veronika bringt das Kind zum Kindergarten und geht im Metallkombinat vorbei, um sich zwei freie Tage zu nehmen. Ich bleibe in der mir fremden Wohnung, mit den Spuren des fremden Lebens. Nach der durchwachten Nacht schlafe ich, von verworrenen Albträumen behelligt, erschöpft ein.

Als Veronika wiederkommt, ist sie schon im Standesamt gewesen und hat einen Termin für unsere Scheidung vereinbart. Die Ehen mit Deutschen werden hier – sozusagen als Routineangelegenheiten – in wenigen Minuten geschieden.

Am 19. August 1946 stehen Veronika und ich vor der Standesbeamtin. Die üblichen Fragen und die entsprechenden Antworten. Dann muss ich zweimal unterschreiben. Wortlos verlassen wir die Amtsräume. Im Grunde haben wir nichts mehr zu besprechen. Sie bietet mir die kläglichen Überbleibsel meiner aus Moskau mitgebrachten Sachen an, doch ich winke ab. Nur meine Dokumente, Fotos, Studienunterlagen nehme ich an mich.

Ich begleite meine nun geschiedene Frau zu ihrem Betrieb. Am Wachhäuschen wartet schon (auch das hat sie organisiert!) ein Lkw-Fahrer, der täglich in die Gebietshauptstadt fährt. Mit ihm hat sie vereinbart, dass er mich zum Bahnhof Karaganda mitnimmt. Zum Abschied küssen wir uns. Dann winkt sie mir mit einer müden Handbewegung zu und geht – ohne noch einmal den Kopf zu wenden.

Der Bahnhof von Karaganda wirkt bei Tageslicht noch trostloser als in der Nacht. Wann der «Spekulant» nach Petropawlowsk abfährt, weiss niemand. Der Fahrkartenschalter ist geschlossen. Trotzdem drängen sich dort die Leute. Die Schlange zieht sich bis zum Ende des Bahnhofsgebäudes. Ich bringe es einfach nicht fertig, mich einzureihen, ich kann nicht stillstehen, muss mich bewegen.

Soll ich es wagen, ohne Fahrkarte zu fahren? Kontrollen sind zwar selten, doch wenn ich erwischt werde, kann's gefährlich werden. Bei den fragwürdigen Papieren, die ich habe, muss ich damit rechnen, eingelocht zu werden. Für ein paar Wochen, wenn *meine* Lagerverwaltung eine wohlwollende Auskunft über mich gibt, mit mehr, wenn nicht.

Unschlüssig streune ich um den Bahnhof. Über die Gleise, an der Wasserpumpe vorbei, über den Vorplatz. Denke an Veronika. Wie traurig sie aussah, als sie davontrippelte ... Bei der dritten, vierten Runde um den Bahnhofsvorplatz ertappe ich mich dabei, wie ich eine junge Frau anstarre. Grosse braune Augen, wie Veronika. Werde ich jetzt in jeder Braunäugigen Veronika sehen?

Die Braunäugige muss meinen Blick gespürt haben; auch sie mustert mich. Sie ist mit einer Freundin zusammen, einem kess wirkenden Mädchen, etwa gleichaltrig, höchstens 25. Beide tragen schulterfreie Kleider aus buntem Sommerstoff (russisch: *sarafan*), sind braun gebrannt, stechen von der ganzen Umgebung ab. Sorglos sitzen sie auf einer Truhe, neben ihnen liegen diverse Bündel und Taschen. Solche Gepäckstücke erregen hier keine Aufmerksamkeit – viele schleppen ja all ihr Hab und Gut mit sich. Eher fällt schon ein Reisender ohne Gepäck auf, ich zum Beispiel, mit meinem in ein weisses Tuch gewickelten Brotlaib (Veronikas letzter Gruss). Ungewöhnlich, wenngleich zerknittert, ist auch mein frisch gekaufter amerikani-

scher Anzug. Kein Wunder, dass die beiden Frauen mich neugierig anschauen. Bei meiner nächsten Runde spricht mich die Kesse an: «Wollen wir den Bahnhof unsicher machen, junger Mann?»

Schnell kommt ein Gespräch in Gang. Wohin ich in diesem Dandy-Aufzug wolle, ob ich schon eine Fahrkarte hätte. Auch die Braunäugige sagt ein paar Worte. Sympathische Stimme, überhaupt ist mir ihre ganze Erscheinung vertraut. Plötzlich sagt sie zu ihrer Freundin: «Wollen wir ihm nicht sagen, wie man zu einer Fahrkarte kommt?» Die Freundin zögert, rückt dann aber mit dem Tipp heraus. Ich solle ins Revier der Transportmiliz an der Bahnhofsecke gehen und – wenn nur *ein* Milizionär im Zimmer sei – 100 Rubel auf den Tisch legen und mein Reiseziel nennen.

«Ihr wollt mich doch nicht verarschen?», frage ich misstrauisch.

«Mann», sagt die Kesse, «Leute wie dich verarscht man nicht!» Für wen halten die beiden mich?

Der Transportmilizionär, dem ich meinen Geldschein auf den Tisch lege, zeigt keinerlei Regung. Ich kehre zu meinen neuen Bekannten zurück: «Wie nun weiter?» «Ganz einfach», werde ich aufgeklärt, «nach zehn Minuten gehst du wieder hinein und bekommst die Karte. Sie wird bereits auf dem Tisch liegen». Und wirklich – es klappt.

Jetzt bin ich schon so etwas wie ein Komplize der beiden Frauen. Zwar weiss ich nicht, was mir diese Ehre verschafft, doch erzählen sie mir in der nächsten Stunde mit frappierender Offenheit, wer sie sind und was sie treiben. Sie gehören einem Schieberring an, die Kesse schon zwei Jahre lang, seit der Handel mit dem Beutegut aus Deutschland in Schwung kam, die Braunäugige seit ein paar Monaten. Sie bringen Textilien, Uhren, Feuerzeuge, allerlei Ringe und Ketten, manchmal auch Schuhe oder Fotoapparate aus Moskau nach Ka-

sachstan und tauschen sie gegen Lebensmittel ein. In entgegengesetzter Richtung verfrachten sie Mehl, Butter und Speiseöl. Heute haben sie schon zwei grosse Kisten als Expressgut aufgegeben: Zum Normaltarif kommen 300 Rubel Schmiergeld. Sie kennen die massgebenden Leute in den Gepäckannahmestellen aller grösseren Bahnhöfe in Kasachstan. Auch mit den Beamten der Transportmiliz stellen sie sich gut.

«Komm doch auch zu uns», sagt die Braunäugige. Die Kesse ergänzt: «Papiere besorgt dir der Chef – einwandfreie.» Ehe ich ja oder nein sagen kann, nennen sie mir die Adresse ihres Stabsquartiers in Moskau, *Babuschkino*. Dort träfe ich jederzeit jemanden an. Ich könne mich auch auf sie berufen (die Kesse nennt ihren Namen), ich würde vertrauensvoll aufgenommen.

Seltsame Offerten macht das Schicksal.

Das Angebot steht, die beiden kommen nicht mehr darauf zurück, behandeln mich aber so, als hätte ich zugesagt. Ihr Abendbrot teilen sie mit mir – Speck wie aus einer Schaufensterauslage in Friedenszeiten! Sogar Zucker zum Tee. Nach dem Essen zaubert die Kesse richtige *papirossy* hervor. Ich inhaliere tief, mir wird ganz schwindlig. Dabei bringt mich diese sonderbare Bekanntschaft schon ohne blauen Dunst durcheinander. Ich betrachte die Braunäugige: die Schultern, ihre Hände, ihre ganze Gestalt – fast eine zweite Veronika...

Die Kesse macht, wie sie sagt, eine «Rekognoszierungsrunde». Ich bleibe mit der Braunäugigen allein. Ich erzähle ihr, dass ich aus Berlin stamme, in Moskau studiert habe, berichte über die Kriegsjahre im Lager, deute an, warum ich nach Karaganda gekommen bin. Ihre Augen weiten sich.

Die Kesse hat inzwischen in Erfahrung gebracht, wann der «Spekulant» abfährt und welche Waggons angekoppelt werden. Wir schleppen die Truhe und das übrige Gepäck zu diesen Waggons, die auf einem entfernten Abstellgleis stehen, suchen uns einen möglichst

sauberen aus und steigen ein. In einer Ecke lassen wir uns häuslich nieder, bereiten unser Lager vor.

Als die für Petropawlowsk bereitgestellten Waggons bekanntgegeben werden, ist es bereits dunkel. Die Waggons werden von den Reisenden gestürmt. Schieben, Stossen, Fluchen – aber wir sind hinter unserer Truhe in Sicherheit. Irgendwann hat jeder ein Plätzchen gefunden. Es wird heiss, ich ziehe den Anzug aus, verstaue Sakko und Hose unter dem Kopf. Die junge Frau neben mir glüht. Ich muss an meine erste Fahrt in einem Viehwaggon denken, damals, bei der Ausiedling aus Moskau ... Damals fuhr ich mit Veronika. Eng aneinandergedrückt lagen wir auf dem handtuchgrossen Flecken, den ich ergattert hatte. Jetzt liege ich beklemmend dicht an einer anderen, Fremden. Ich spüre ihren Atem, die Wärme ihres Körpers. Endlich fährt der Zug an, erfrischende Nachtluft dringt durch die offene Tür. Die Räder unter uns rattern. Das Schaukeln des Waggons und das gleichmässige Getöse schläfern mich ein.

Als ich erwache, herrscht unwahrscheinliche Stille ringsum. Der Zug steht, die Hitze drückt. Erst langsam wird mir wieder bewusst, dass ich neben der braunäugigen Spekulantin liege. Jetzt merke ich, dass sie mich mit ihren Beinen umklammert. Ihr Atem verrät, dass sie nicht schläft. Unheimlich und wundersam wird mir zumute. Ich, der ich einst ein Berliner Jungkommunist war, bin hier, irgendwo in Mittelasien, mit mir unbekanntem Spekulantinnen in einem Viehwaggon unterwegs. Keine Heimat mehr, keine Ideale, keine Zukunft, selbst die Vergangenheit ist verloren. Alles, was zählte, ist fort: Veronika, mein Glauben, mein Studium. Wirklich ist nur dieser Zug, die Finsternis, die junge Frau neben mir, deren Namen ich nicht einmal kenne.

«Steht er schon lange?», frage ich flüsternd. Die Braunäugige ant-

wortet: «Bei dir ja – schon lange.» Jetzt erst nehme ich die eigene Erregung wahr. Ich frage mich, ob so etwas überhaupt möglich ist, ein paar Stunden nach einem Abschied für immer? Der Zug setzt sich in Bewegung ... Erst langsam, dann zunehmend schneller rattern die Räder unter uns.

FERNSTUDIUM

An diesen Zeitabschnitt denke ich gern zurück, obwohl ich selten darüber spreche. Er war so abenteuerlich, dass ich mich nicht getraue, Einzelheiten über ihn zu berichten – meine Leser müssten annehmen, dass ich ihnen Lügen auftische.

Es beginnt damit, dass ich auf der Rückfahrt von Kasachstan in Swerdlowsk aussteige und mich zur Universität durchfrage. Es ist ein bombastisches, im pompösen Stalinstil errichtetes Gebäude. Scheu trete ich in das riesige Foyer ein: schwere Teppiche, Palmen in grossen Kübeln, riesige Anzeigentafeln – weitaus ehrwürdiger als die Historische Fakultät der Moskauer Universität. Ich atme den Geruch der Gelehrsamkeit und komme mir fehl am Platz vor.

Der Sektor Fernstudium befindet sich, weniger vornehm, in einem unscheinbaren Keller. In einem schlichten Büro sitzt dort die Sekretärin, Jewdokija (Dussja) Popowa, eine hübsche junge Frau, die mich erst etwas kratzbürstig empfängt, mich in der Folgezeit aber tatkräftig unterstützt. Sie weiss nicht so recht, was sie mit mir anfangen soll, ist es doch nicht alltäglich, dass sich ein Fernstudent für den dritten Kurs anmeldet. Sie gibt vor, nicht die erforderlichen Fragebögen zu haben, und vertröstet mich auf morgen. Ich erwidere, dass ich nur auf der Durchreise sei und morgen nicht kommen könne. Mir gehe es vor allem darum, die Studienprogramme des dritten Kurses und eine Bescheinigung für die Bibliothek zu erhalten. Schliesslich lässt sich Dussja überreden, gibt mir die Programme und stellt mir ein Papierchen für die Buchausleihe aus.

In der Bibliothek gelingt es mir sogar, der Bibliothekarin klarzumachen, dass ich, weil ich vielbeschäftigt sei, die entliehenen Bände womöglich erst verspätet zurückbringen könne.

Höchst zufrieden und mit einem Rucksack voller Bücher fahre ich noch kurz vor Mitternacht über Serow nach Soswa zurück. Es gelingt mir, die Gedanken an Veronika zu verdrängen. Jetzt habe ich ein Ziel vor Augen und lasse in meinem Inneren keine Auseinandersetzung über Sinn und Sinnlosigkeit aufkommen.

Dabei – und das weiss ich natürlich – beginnen die Schwierigkeiten erst jetzt. Würde ich meinen Vorgesetzten sagen, dass ich ein Fernstudium aufgenommen habe, würde man mir jede Fahrt in Richtung Swerdlowsk strikt untersagen. Um überhaupt dorthin zu gelangen, muss ich im Projektierungsbüro erreichen, dass ich mit dienstlichem Auftrag zu irgendwelchen Institutionen in Swerdlowsk oder notfalls in Serow geschickt werde und entsprechende Genehmigungen bekomme. Dabei muss ich den Eindruck erwecken, als nähme ich solche Aufträge höchst ungern an, andernfalls laufe ich Gefahr, das Misstrauen Schtrauchmans oder Washezews zu wecken. Auch muss man damit rechnen, dass es immer junge Offiziere gibt, die nicht abgeneigt sind, einen Dienstururlaub in der Gebietshauptstadt zu verbringen. Deshalb muss ich mich um Dienstfahrten bemühen, die innerhalb des Projektierungsbüros vergeben werden. Das hat wiederum einen Haken: Die in unserem Büro ausgegebenen Ausweispapiere haben keinen Wappenstempel. Bei Vorlage solcher Papiere wird die Fahrkarte beim Umsteigen in Serow entweder gar nicht oder erst nach langem Anstehen beglaubigt. Ohne Fahrkarte kommt man aber nicht weiter – die Zugbegleiter stehen bei der Abfahrt des Zuges auf den Trittbrettern und passen auf, dass niemand nachträglich aufspringt.

Doch da hilft mir wieder einmal der Zufall. Mein ehemaliger Sau-

na-Kumpel Epp ist inzwischen Deutschlehrer in Serow geworden und hat dort sogar, nach der Familienzusammenführung mit seiner Frau und zwei Kindern, eine Wohnung bekommen. Er ist Lehrer einer Klasse, in die auch die faule und dumme Tochter des Bahnhoftsbeauftragten des NKWD geht. Mit diesem Tschekisten macht er aus, dass er die Tochter vorm Sitzenbleiben bewahrt, dafür aber bei Bedarf den begehrten Stempel auf der Fahrkarte erhält. So gehe ich in der Folgezeit, wenn ich in Serow eintreffe, zu Epp und dann mit ihm zur Eisenbahn. Er verschwindet dort in einer geheimnisumwitterten Amtsstube, zehn Minuten später verlange ich am Vorortschalter, wo nur Karten in Richtung Soswa verkauft werden, ein Ticket nach einer nahen Station. Ich reiche meinen in Zeitungspapier eingewickelten Fahrausweis (das ist das Erkennungszeichen) mitsamt dem Geld der Kassiererin hinein und bekomme das abgestempelte Billett zurück.

Wenngleich die Ausgabe und das Abstempeln der Fahrkarten in Richtung Swerdlowsk oder Moskau weitaus penibler überwacht werden als in entgegengesetzter Richtung, ist es auch nicht ganz einfach, eine Rückfahrkarte zu ergattern. Da muss ich mir jedes Mal etwas einfallen lassen. Einmal kaufe ich einem Betrunkenen eine Fahrkarte ab. Ein anderes Mal spendiere ich einem Eisenbahner mit Holzbein im Bahnhoftsrestaurant zwei Wodka und helfe ihm, seine schweren Bündel in den Waggon hineinzubringen. Er lässt mich in der Gepäckablage mitreisen und lenkt den Kontrolleur ab. Ein drittes Mal stecke ich dem Zugbegleiter, den ich vorher beim Annehmen einer Schnapsflasche beobachtet habe, einen 50-Rubel-Schein zu.

Zu meinen Eisenbahnerlebnissen gehören auch jetzt nicht mehr vorstellbare Überfälle und Betrügereien. Einmal erlebe ich, wie zwei oder drei Ganoven in das letzte Abteil stürmen und wahllos Koffer und Packen aus dem anfahrenden Zug werfen. Ehe sich die Reisen-

den besinnen, springen sie ab. Bei einer anderen Rückfahrt höre ich mit an, wie sich ein ziemlich gut gekleideter Mann einem anderen gegenüber mit seinen Taschenspielertricks brüstet. Der andere sagt immer wieder: «Aber das oder jenes kannst du nicht», und drängt auf eine Wette. «Na gut», willigt der Bessergekleidete schliesslich ein, «wetten wir um 20 Rubel, dass ich dem Leutnant dort das Bündel unter dem Kopf wegziehen kann, ohne dass er es merkt.» Sein Gesprächspartner ist einverstanden. Daraufhin hebt der Taschenspieler den Kopf des schlafenden Offiziers behutsam an, hält bei jedem ungleichmässigen Atemzug des Liegenden vorsichtig inne und schiebt ihm schliesslich einen etwa gleich grossen Packen als Kissen unter. Dann sagt er triumphierend: «Nun, Wette gewonnen! ... Ich geh mal eben raus, kannst ihn aufwecken und fragen, wo sein Bündel geblieben ist – da wird er ein Gesicht machen!» Als er geweckt wird, geht der Leutnant dem Verlierer der Wette an die Gurgel: In dem Paket hätten sich 80'000 Rubel befunden! Doch Wüten und Schreien hilft nichts, der Dieb ist längst abgesprungen, das Geld weg.

Einmal, im Frühjahr, gerate ich sogar in Lebensgefahr. Ich bin zur Ermittlung der Reparaturkosten nach Scholtshino geschickt worden, lege davor einen illegalen Abstecher in Swerdlowsk ein. Auf der Rückfahrt stellt sich indes heraus, dass der Schienenstrang Serow-Soswa vom Schmelzwasser des Soswa-Flusses unterspült worden ist und keine Züge mehr fahren. Ich muss – koste es, was es wolle – am nächsten Tag in Scholtshino sein. So gehe ich, als ich nach Anbruch der Nacht in Serow ankomme, zur Stelle des Dammbrochs unweit der Stadt und sehe, dass die Gleise in einem etwa 60 bis 80 Meter weiten Bogen über den dahinbrodelnden Fluten des Stromes in der Luft hängen. Weisse Schaumkronen markieren den Verlauf der Strecke bis zum gegenüberliegenden Ufer, das in der Finsternis nur zu

erahnen ist. Was tun? Mir bleibt nichts übrig, als das Wagnis einzugehen. Meinen Rucksack mit den Universitätsbüchern binde ich mir fest auf den Rücken und probiere, ob ich mich an den Gleisen fortangeln kann. Es scheint zu klappen – mit den Füßen stemme ich mich, jeweils die nächste Bohle ertastend, gegen das eine Gleis, während ich mich mit den Händen am anderen festhalte. Wenn nur das über die Hände schäumende Wasser nicht so kalt wäre! Die Finger werden klamm und gefühllos, ich kann sie kaum noch bewegen. Plötzlich ertaste ich statt der Bohle eine gähnende Leere. Ich versuche, die übernächste Bohle zu erspüren – Gott sei Dank, sie ist noch da. Wenn nur nicht, schießt es mir durch den Kopf, zwei Bohlen hintereinander fehlen ... Ich zwingen mich, mich auf meine Schritte und Griffe zu konzentrieren. Noch acht Schritte, noch drei – dann: Geschafft! Obwohl meine Zähne klappern und ich völlig durchnässt bin, erfasst mich ein Freudentaumel – kein Aufpasser, kein reissender Strom, kein Verkehrszusammenbruch kann mich aufhalten!

Mit dem schweren Rucksack auf dem Rücken bewältige ich im Dauerlauf die Strecke bis zur nächsten Station, erwische dort den absolut menschenleeren Zug, der wegen der Überschwemmung stehen geblieben ist, sich aber bald in Bewegung setzt. Im Abteil kann ich mich gemächlich ausziehen, meine Sachen trocknen und sogar ein bisschen schlafen.

Grosse Schwierigkeiten ergeben sich für mein Studium natürlich auch dadurch, dass ich Deutscher bin. Es gibt jedoch Fälle, wo dieser Umstand wider Erwarten zu meinen Gunsten ausschlägt. Im Oktober, als ich zum ersten Mal wieder nach Swerdlowsk fahren kann, treffe ich Dussja an, als sie gerade ihr Büro abschliessen will. «Wie gut, dass Sie noch da sind», sage ich nach der raschen Begrüssung, «ich möchte nämlich ausser der Reihe ein paar Prüfungen ablegen.» Erstaunt fragt sie, in welchen Fächern, und meint: «Werde gleich mal

nachsehen, wer von den Lehrkräften morgen im Hause ist.» «Nicht morgen – heute!», sage ich. «Morgen muss ich schon wieder an meinem Arbeitsplatz sein.» Sie blickt mich entgeistert an: «Das geht nicht, heute ist niemand mehr da.» «Nun», erwidere ich, «die Dozenten müssen doch irgendwo wohnen. Ich könnte zu ihnen nach Hause gehen und mich examinieren lassen.» Dussja findet diese Idee unmöglich, doch ich rede unbeirrt auf sie ein. «Nun ja», sagt sie endlich, «vielleicht können Sie zu Solomon Grigoriewitsch Lifschitz gehen. Er wohnt im Gemeinschaftshaus der Uni, da gibt es ein paar Zimmer für unverheiratete Lehrkräfte.» Zögernd gibt sie mir die Adresse.

Ich finde erst das Studentenwohnheim, dann das Zimmer im dritten Stock, klopfe an und werde hineingebeten. Drei junge Männer sind gerade beim dürftigen Abendbrot. Es gibt nur Schwarzbrot und Tee. Einer mit einer verkrüppelten Hand (es ist Solomon Grigoriewitsch) fragt mich nach meinem Begehrt. Als ich antworte, dass ich, Fernstudent des dritten Kurses und auf der Durchreise, den Genossen Dozenten ausnahmsweise bitten möchte, mich im Fach «Koloniale und halbkoloniale Länder bis 1789» zu prüfen, ist ihm sein Unmut am Gesicht abzulesen. Dennoch widersteht es ihm offensichtlich, mich unverrichteter Dinge fortzuschicken. Er blickt mit einer entschuldigenden Kopfbewegung zu seinen Kollegen hinüber und sagt unwirsch: «Setzen Sie sich hierher.» Er selbst räumt, da es keinen vierten Stuhl im Raum gibt, einige Zeitungen vom Bett. «Hier haben Sie ein Blatt Papier, machen Sie sich ein paar Notizen zu folgenden Fragen.» Er überlegt einen Moment und nennt dann seine Fragen. Ich nehme Platz und sage: «Ich kann gleich antworten, Vorbereitungszeit brauche ich nicht.» Er schaut mich noch unzufriedener an, setzt sich mir gegenüber und sagt: «Nun, schiessen Sie los.» Als ich zur Antwort

auf die zweite Frage ansetze, unterbricht er mich: «Nun, ich sehe: Sie beherrschen den Stoff. Das reicht.» Während er eine Note in mein Studienbuch einträgt, räuspere ich mich: «Wenn es Ihnen nichts ausmacht, würde ich mich auch noch für die Periode ‚von 1789 bis 1917‘ prüfen lassen.» Fast belustigt schaut er mich an, zuckt mit den Schultern. Die beiden am Tisch sitzenden Männer mustern mich neugierig.

Die zweite Prüfung verläuft wie die erste. Als ich danach bitte, mich auch für die Periode «von 1917 bis zur Gegenwart» zu prüfen, lachen alle drei und fragen mich, ob ich nicht erst mal ein Glas Tee mit ihnen trinken möchte (Brot, das rationiert ist, bieten sie mir natürlich nicht an). Die beiden anderen sind ebenfalls Hochschullehrer (Pädagogik und Geschichte). Nachdem ich den Tee getrunken und komplikationslos meine dritte Prüfung abgelegt habe, frage ich den Pädagogikdozenten, ob er mich nicht im Fach Pädagogik prüfen könne. «Das geht ja bei Ihnen wie’s Brezelbacken», sagt er. «Aber gut, an mir soil’s nicht liegen.» So bestehe ich eine weitere Prüfung und lege anschliessend noch eine Prüfung über «Geschichte der Westslawen» ab. Fünf Prüfungen auf einen Streich – alle am Anreisetag und zudem mit «ausgezeichnet»! Solch einen Erfolg hätte ich mir bei der Herfahrt nicht träumen lassen. Erstaunt sind aber auch die jungen Hochschullehrer. So einem, sagen sie, seien sie noch nicht begegnet.

Ich werde von ihnen ausgefragt, antworte jedoch möglichst knapp, dass ich in Soswa im Rayon Serow lebe und dort in einem Büro arbeite. «Soswa», fragt Solomon Grigoriewitsch, «gibt es da nicht ein Lager?» Ich bejahe. «Und ... sind Sie vielleicht Deutscher?» Auch das bejahe ich. Die beiden anderen blicken unbeteiligt drein, Solomon Grigoriewitsch, offenbar etwas von meiner Situation ahnend, fragt: «Und wo übernachteten Sie hier in Swerdlowsk?» Ich sage, dass

ich das noch nicht wüsste. Daraufhin er: «Ich kann Ihnen zwar nichts Besonderes anbieten, aber notfalls können Sie bei mir auf dem Fussboden schlafen.» Ich nehme dankend an und komme auch bei meinen nächsten Swerdlowsk-Besuchen darauf zurück.

Dieses Erlebnis beflügelt mich ungemein. Fortan lebe ich gar nicht mehr, ich funktioniere nur noch für mein Fernstudium: pauke, fertige Konspunkte und tüftle in den Zwischenpausen die Tricks aus, die mir abermals eine Fahrt an die Universität ermöglichen. Insgesamt schaffe ich es, fünf- oder sechsmal nach Swerdlowsk auszubüchsen. Zu guter Letzt kann ich sogar, ohne dass es Schtrauchman oder die Lagerleitung bemerkt, ein paar Geschichtsstunden in der örtlichen Mittelschule erteilen und dafür das erforderliche Zertifikat für die absolvierte «pädagogische Praxis» bekommen. Die Stunden, die ich gebe, sind nach meinem Dafürhalten grauenhaft, aber ich muss mich, wenn ich eine entsprechende Bescheinigung erhalten will, streng an den vorgegebenen Lehrplan halten.

Natürlich fürchte ich immer, wegen meines Nichterscheinens zu den vorgegebenen Prüfungsterminen und vor allem wegen meiner Nationalität aus der Universität hinausgeworfen zu werden. Bedenkliche Anzeichen dafür gibt es. Als ich beispielsweise bei Professor Bortnik eine Arbeit über den deutschen Bauernkrieg einreiche, verlangt er, die Seite mit einem von mir angeführten Engels-Zitat, wonach auch das deutsche Volk eine revolutionäre Vergangenheit habe, herauszureissen, weil es in Deutschland keine fortschrittlichen Regungen gäbe. Bortnik hat, wie ich später von Dussja erfahre, seinen Sohn im Krieg verloren.

Ein anderer Dozent, der – womöglich hauptamtlich – in der NKWD-Verwaltung arbeitet und an der Uni Staats- und Rechtstheorie unterrichtet, fragt mich mitten im Prüfungsgespräch, während er an meinem Examinationsbüchlein mit dem nicht russischen Namen

herumfingert, auf welcher Grundlage – *na kakom osnowanii* – ich überhaupt studiere. Als ich kurz antworte *Na obstschem* – auf der allgemeinen –, bricht er die Prüfung ab und gibt mir, obwohl ich keinen einzigen Fehler gemacht habe, mein Studienbuch mit der Eintragung «genügend» zurück. Bei meinem nächsten Swerdlowsk-Aufenthalt sagt mir Dussja, mit der ich mittlerweile auf Du und Du bin, dass die Gebietsverwaltung meine Akte angefordert und noch nicht zurückgegeben habe.

Massiv greift mich dieser Dozent beim Staatsexamen an. Als erste Prüfung muss man dort das Fach Marxismus-Leninismus hinter sich bringen. Fällt man da durch, wird man zu den weiteren Prüfungen gar nicht zugelassen. Zunächst stellt mir der Vorsitzende eine Frage über den Grossen Vaterländischen Krieg, von der ich natürlich genau weiss, wie ich sie zu beantworten habe. So spule ich meinen Text ab. Doch plötzlich unterbricht mich dieser Dozent, der in der Prüfungskommission sitzt, und fragt: «Sagen Sie mal, ist die Kriegführung des Genossen Stalin Kunst oder Wissenschaft?» Ich versuche, mich mit einer unscharfen Antwort aus der Affäre zu ziehen, werde aber gleich wieder unterbrochen: «Kunst oder Wissenschaft?» Ich entscheide mich für «Kunst», worauf der Dozent sich (was er aber sicher auch bei der anderen Antwort getan hätte) triumphierend an die Kommissionsmitglieder wendet und sagt: «Nun ja, das war von Anfang an klar, der Prüfling ist durchgefallen.» Das ist aber seinen Kollegen in der Kommission doch zu starker Tobak. Später berichtet mir Solomon Grigoriewitsch, dass es hinter verschlossenen Türen eine erhitzte Aussprache gab, in der es nicht etwa um meine Antwort, sondern darum ging, ob man einem Deutschen zum Diplom eines Geschichtslehrers (eines Erziehers der Jugend!) verhelfen solle.

Meine Teilnahme am Staatsexamen hat indes eine Vorgeschichte.

Während ich vorher meine Prüfungstermine immer selbst irgendwie *hinbiegen* konnte, muss ich nun zu einem festgesetzten Tag in der Uni erscheinen. Rechtzeitig versuche ich beim stellvertretenden Lagerchef Galusin auszuloten, ob er mich für ein paar Tage zum Staatsexamen beurlauben würde. Er blickt mich verdutzt an und sagt: «Wir sind hier ein Forstlager. Wir brauchen keine Klugscheisser.»

Kurze Zeit später werde ich von Auser, einem «Arbeitsmobilisierten», der für Galusin einen exklusiven Radioapparat gebaut hat, gebeten, die Skala für diesen Empfänger zu zeichnen. Ich sage: «Nein, das tue ich nicht.» Auser ist baff: «Was soll ich denn Galusin sagen?» «Sag ihm einfach, der Ruge will die Skala nicht zeichnen.»

Wie erwartet, werde ich daraufhin zu Galusin bestellt. Er gibt sich konzilient und fragt: «Was höre ich da? Du willst mir einen kleinen Freundschaftsdienst verweigern?» Ich erinnere ihn an meine Bitte und sage, dass ich meine Arbeit, so hoffe ich wenigstens, ordentlich erledige, für Freundschaftsdienste aber nur bei Gegenseitigkeit zur Verfügung stehe. So etwas hat er von einem wie mir noch nicht gehört. Aber die Zeiten haben sich ein wenig geändert, immerhin schreiben wir das Jahr 1948. Der stellvertretende Lagerchef bitte mich, Platz zu nehmen, und fragt mich über mein Studium aus. Dann steht er auf und sagt: «Also abgemacht, du zeichnest mir jetzt diese Skala, und ich bewillige dir deinen Diplom-Urlaub.» Diese Abmachung hat er tatsächlich eingehalten.

Auf das Staatsexamen – sowohl auf das mündliche als auch auf das schriftliche – habe ich mich gründlich vorbereitet. Anfangs wollte ich für meine Diplomarbeit ein möglichst fernes Thema wählen: einen Vergleich der Wirtschaftsstrukturen des vorkolumbianischen Amerika mit denen des ostasiatischen Raumes, doch zu dieser The-

matik gibt es in Swerdlowsk weder Fachleute und Lehrveranstaltungen noch ausreichend Literatur. So weiche ich auf das europäische Mittelalter aus und werde – wieder mal – in unwahrscheinlicher Weise vom Zufall begünstigt. Nach Swerdlowsk ist kriegsbedingt die Bibliothek der Odessaer Heimatkundlichen Gesellschaft ausgelagert worden. Hier entdeckte ich einige dicke Bände mit den Statuten der genuesischen Kolonie Kaffa auf der Krim und der venezianischen Niederlassung Tana in der Donnmündung. Alles lateinisch, aber das macht mir – dank meines Krichazki – nichts aus.

Die Bände über Kaffa und Tana enthalten massenhaft Angaben über Schiffsverbindungen, Zünfte, Märkte, gehandelte Produkte, Preise etc. sodass ich eine auf Originalquellen gestützte Arbeit über den «Schwarzmeerhandel Genuas und Venedigs im 14. und 15. Jahrhundert» vorlegen kann. Da ich in der Bibliothek der Odessaer Gesellschaft sowie in den ausgelagerten Leningrader Beständen in Soswa ausreichend ergänzende Literatur finde, entsteht schliesslich eine durchaus passable Examensarbeit. Für ihre Qualität spricht, dass Diwinski (der Dozent, bei dem ich das Examen zu den Westslawen abgelegt habe) meine Arbeit mit allen Quellen plagiiert und sie als Doktorarbeit (in der Sowjetunion: Kandidaten-Arbeit) einreicht.

Diese Examensarbeit verteidige ich erfolgreich am 22. Juni 1948, genau sieben Jahre nach Kriegsbeginn, und erhalte wenige Tage später mein Diplom (das ich übrigens später nie irgendwo vorlegen musste!) und das rhombenförmige Universitätsabzeichen von Swerdlowsk, das ich mir eine Zeitlang ans Revers stecke: Es erfüllt mich mit Genugtuung, einen Hochschulabschluss geschafft zu haben. Vermutlich bin ich der Einzige, dem dies damals unter den Bedingungen der Verbannung gelungen ist.

Zur Feier des Tages kaufe ich mir eine klobige Taschenuhr, habe

dabei aber Pech: Buchstäblich am nächsten Tag werden die Preise für Uhren um mehr als 50 Prozent gesenkt.

Meine Studienwut hält noch einige Zeit an. Ich bewerbe mich beim Moskauer Ferninstitut IN-JAS, bei dem man nur schriftliche Belegarbeiten einsenden, also nie persönlich erscheinen muss, für einen Englisch-Kurs, danach lasse ich mich sogar noch für einen Französisch-Kurs immatrikulieren, den ich aber aus Gründen, die noch zu schildern sind, abbreche.

Schon während des Studiums bin ich von der alten Woroschilowa, die mein Zimmer an eine zugereiste Verwandte vermieten will, zu Klawdija Matwejewna Jeremejewa gezogen. Das Zimmer dort ist für Soswaer Verhältnisse geradezu luxuriös – nicht zu klein, mit einer richtigen Tür (!), einem ordentlichen Bett, Tisch und zwei Stühlen.

Die «Jeremeicha», wie sie allgemein genannt wird, ist eine tüchtige russische Bauersfrau, die das Glück hatte, nicht den Kulaken zugerechnet zu werden. Ihr Haus und die angebauten Stallungen sind solide, die Zimmer sauber. Alles, was sie tut, ist durchdacht. Sie meditiert ständig über die eigene Rechtschaffenheit, versteht es aber, dem Hauptkassierer der im Bau befindlichen Eisenbahnlinie Soswa-Alapajewsk, der einmal im Monat bei ihr übernachtet, eine beträchtliche Summe abzuknöpfen. In ihrem Garten pflanzt sie Kartoffeln und Zwiebeln. Im Frühjahr, wenn die Preise am höchsten sind, verkauft sie die Zwiebeln auf dem Markt im Rayonzentrum. Bis zu ihrer alljährlichen Fahrt nach Serow, wo sie – für alle Fälle – auch mal beim Popen vorbeigeht und ihm die Hand küsst, hängen die Zwiebeln in langen Zöpfen in der Küche – sehr malerisch. Sie hält eine Kuh und ein Schwein, das sie liebevoll kraut. Als ich sie frage, ob es ihr nicht leidtue, es zu schlachten, sagt sie: «Wieso, zuerst füttere ich es, nachher füttert es mich, wir bleiben einander nichts schuldig!»

Über ihren Mann, der an der Front gefallen ist, spricht sie emotionslos: «Er taugte sowieso nicht viel.» Sie hat drei Töchter, eine ist in Chabarowsk verheiratet, eine lebt in der Ukraine, und die jüngste, Tatjana, studiert in Moskau Medizin. Klawdija Matwejewna möchte unbedingt, dass Tanja nach Abschluss des Studiums nach Soswa geschickt wird. Da sie Analphabetin ist, schreibe ich ihr die entsprechenden Gesuche an Ministerien und sonstige Behörden, dabei immer herausstreichend, dass sie – in Wahrheit eine stämmige, vitale Frau – die dahinsiechende Witwe eines Kriegsveteranen wäre. «Gut hast du das hingekriegt», sagt sie, wenn ich ihr meine Eingaben an Minister oder Hauptabteilungsleiter vorlese. Meinen Schreibereien ist schliesslich Erfolg beschieden – Tanja wird, als es so weit ist, als Kinderärztin an die Soswaer Poliklinik geschickt.

Überhaupt scheint mich die Jeremeicha zu mögen. Meinen Namen, sagt sie, habe sie auf Anhieb behalten: Alwof! Da ich studiert bin, nicht trinke und auch nicht den Eindruck mache, als könnte ich eine Frau verprügeln, sieht sie in mir sogar schon den künftigen Schwiegersohn. Obwohl Tanja recht zurückhaltend ist, scheint sie den Plänen der Mama nicht abgeneigt. Jedenfalls legt sie sich, obwohl sie sonst in der Wohnstube schläft, als die Mama mal wieder in Serow ist, dürrtig bekleidet aufs mütterliche Bett in der Küche. Ich schleiche mich auf Zehenspitzen vorbei.

Inzwischen geht das gleichförmige Leben in Soswa weiter. Alle 14 Tage hört man von Morden und Raubüberfällen, regelmässig steht auf dem Friedhof ein neues Kreuz mit einer ungelenken Beschriftung, die besagt, hier ruhe eine unbekannte Person, die dann und dann am Bahnübergang tot aufgefunden wurde. Das Personalkarussell in der Lagerverwaltung dreht sich weiter...

Mich kümmern diese Veränderungen jedoch wenig. Zuerst bin

ich mit meinem Studium beschäftigt, und auch danach verwende ich den grössten Teil meiner Freizeit darauf, die Lücken in meinen Literaturkenntnissen zu schliessen. Allabendlich lese ich, auf meinem Bett ausgestreckt, bis tief in die Nacht. Einzelne Aussprüche und Aphorismen schreibe ich in ein dickes Diarium, das sich bis heute erhalten hat. Ausserdem fertige ich Konjugations- und Deklinationsstabellen in verschiedenen Sprachen an, schreibe einen Roman, übersetze Gedichte aus den vier Sprachen, die ich mehr oder weniger beherrsche: Deutsch, Russisch, Latein, Englisch. Ich wage mich sogar an die ausgeklügelte Kunst der Alliteration, bei der alle betonten Silben einer Verszeile mit denselben Konsonanten beginnen. Kurzum: Ingeheim hoffe ich, dass ich bald nach Deutschland ausreisen kann, und bemühe mich, nicht in der Geistlosigkeit meiner Umgebung zu versacken. Diese Hoffnung wird durch ein aussergewöhnliches Ereignis beflügelt.

Schon im März 1947 habe ich einen Brief erhalten, auf dem ausländische Marken klebten. Er kommt, wie sich herausstellt, aus Berlin, und zwar von keinem Geringeren als dem SED-Politbüromitglied Paul Merker. Er teilt mir knapp mit, dass meine Mutter noch in Mexiko sei, sich jedoch anschicke, in die alte Heimat zurückzukehren. Meine Adresse, die dem Roten Kreuz bekannt sei, habe er ihr mitgeteilt.

Natürlich bin ich froh, dass meine Mutter den Krieg überlebt hat, zugleich sage ich mir: Wenn sich schon ein Politbüromitglied um mich kümmert, werde ich sicher bald aus dieser Einöde herauskommen! Um nicht untätig zu sein, wende ich mich nun auch selbst an verschiedene Institutionen (ZK der Partei, Ministerrat, Aussenministerium) und beantrage, mich in die sowjetisch besetzte Zone nach Deutschland zu entsenden. Dabei vermeide ich, mich als deutschen Kommunisten darzustellen, sondern biete mich als Sowjetbürger an,

der die sowjetischen Besatzungsorgane bei ihren schwierigen Aufgaben unterstützen könnte (perfekte deutsche Sprachkenntnisse usw.).

Die meisten meiner Anträge werden gar nicht, die anderen abschlägig beantwortet. Schliesslich erkühne ich mich sogar, ein Gesuch an Stalin zu richten. Dass ich mich darin mit Huldigungen über die Weisheit des «Grossen Führers» überschlage, versteht sich von selbst. Aber auch da erhalte ich nur eine von ZK-Sekretär Suslow unterzeichnete, dreizeilige Antwort, die mich davon in Kenntnis setzt, dass meine Ausreise aus der UdSSR «zurzeit nicht möglich» sei.

Mehr als ein halbes Jahr warte ich an den Posttagen auf den von Merker angekündigten Brief meiner Mutter. Als ich ihn endlich, im Dezember, erhalte, kann ich an den Poststempeln ablesen, dass er von Mexiko nach London einen Tag brauchte, von London nach Moskau vier oder fünf Tage, von Moskau nach Swerdlowsk drei Wochen und von Swerdlowsk nach Soswa drei Monate. Sehr zurückhaltend schreibt Mutter, dass sie mich bei guter Gesundheit hoffe und davon ausgehe, dass wir uns nach ihrer baldigen Rückkehr in die sowjetisch besetzte Zone Deutschlands wiedersehen werden. Ich schlage in meiner Antwort den gleichen Ton an: Mir gehe es «ausgezeichnet», ich hätte eine gut bezahlte Arbeit, schliesse demnächst mein Fernstudium ab und freute mich ebenfalls auf unsere Begegnung.

Im August 1948 erhalte ich überdies ein Paket aus Mexiko, mit Sachen, über die sich ein Bewohner Sibiriens nach westlicher Vorstellung freuen müsste, die für mich aber eher überflüssige Luxusgegenstände sind: Kakao, getrocknete Bananen und ähnliche Dinge. Nun bin ich, wie seinerzeit Chasanas, gezwungen, einen Teil des Paketinhalts weiterzuverkaufen, um die Zollgebühren aufzubringen, was mir ziemliche Laufereien beschert. Deshalb beeile ich mich, an Mutter zu schreiben, dass ich nichts benötige. Diese Nachricht erhält

meine Mutter jedoch nicht, unsere Korrespondenz bricht Anfang 1949 ab. Der Grund dafür ist ebenso typisch wie lächerlich. Da ich ein bisschen «Reklame» für die ruhmreiche Sowjetunion machen möchte, stehe ich bei meinen Swerdlowsk-Aufenthalten auf der dortigen Hauptpost stundenlang an, um grosse und bunte Marken zu ersteinen. Diese klebe ich auf meine Briefe, weiss aber nicht (das erfahre ich erst viel später), dass Auslandsbriefe mit mehr als zwei Marken laut einer Weisung des Postministers schnurstracks in den Reisswolf wandern. Als Mutter keine Briefe mehr von mir bekommt, hört auch sie auf, zu schreiben.

Zum Jahresende 1948 brodeln wieder mal die Gerüchteküche. Am 10. Dezember werden alle «mobilisierten Deutschen» zu einer Versammlung in den Klub beordert. Ausdrücklich heisst es, dass Nichterscheinen mit 100 Rubel Strafe geahndet wird. So etwas hat es bisher noch nicht gegeben. Abgesehen davon ist die Drohung vollkommen überflüssig, da jeder brennend an Neuigkeiten interessiert ist.

So versammeln sich die Leute schon vor der festgesetzten Stunde. Im düsteren Klubraum ist es fast so still wie in einer Kirche – Hoffen und Bangen verdichten sich zu einem kaum hörbaren Gemurmel. Nach 15 Minuten erscheinen drei Figuren am Präsidiumstisch: der stellvertretende Lagerleiter, ein uns unbekannter Oberst und ein kleingewachsener, uns ebenfalls unbekannter Hauptmann. Die drei nehmen Platz, tuscheln miteinander, dann sagt Galusin knapp: «Oberst Sowieso von der Gebietsverwaltung des NKWD hat euch eine Mitteilung zu machen.»

Der Oberst erhebt sich sogar zu seiner Rede. Doch die Rede ist kurz. Seine Worte habe ich mir genau gemerkt:

«Alle mal herhören! Ihr seid zu Anfang des Krieges aus euren Heimatorten ausgesiedelt worden. Damals war keine Zeit, um über das Warum und Weshalb eurer Aussiedlung nachzudenken. Jetzt gibt es keinen Grund mehr, darüber nachzudenken. Trotzdem kommen manche von euch noch mit Fragen, Bittschriften und Gesuchen. Um ein für alle Mal eine Antwort darauf zu geben, hat der Ministerrat

beschlossen, dass ihr auf ewige Zeit dort bleibt, wo ihr nunmehr seid. Klarer Fall... ihr werdet einer Kommandantur unterstellt. Kommandant ist Hauptmann Anastassenko, der hier neben mir sitzt. Nach der Versammlung haben sich alle bei ihm zu melden. Zimmer Nummer Sowieso im Hauptgebäude. Da liegt auch der Beschluss des Ministerrats aus... So, das war's. Oder gibt es Fragen?»

Die Stille, die sich nach dieser Eröffnung im Versammlungsraum ausbreitet, ist beklemmend. Der Oberst, immer noch stehend, lässt seinen Blick über die Anwesenden schweifen und setzt sich dann zu Frieden hin. Galusin will die Versammlung schon auflösen, doch da wird wider Erwarten eine Frage gestellt. Danach eine zweite und schliesslich eine dritte.

Zunächst will ein Mann wissen, was denn nun mit seiner Sippe geschehe, seine Kinder seien in Kasachstan, also im ersten Aussiedlungsgebiet, seine Frau habe man in eine Werkkolonne ins Altai-Gebiet mobilisiert, wo sie nun, dem zweiten Aussiedlungsgebiet, ebenfalls auf ewige Zeiten verbannt sei. Er selbst befinde sich im dritten Aussiedlungsgebiet. Ob man, fragt er, die Familien nicht wenigstens zusammenführen könne?

Der Oberst antwortet, dass eine solche Möglichkeit «selbstverständlich» bestehe. Man brauche nur ein entsprechendes Gesuch an die Kommandantur zu richten, diese werde es an die zuständigen Stellen zwecks Überprüfung weiterleiten. Überhaupt sollen wir uns mit allen Anliegen an den Kommandanten wenden, dem es ja obliege, sich aller Sorgen der ausgesiedelten Bürger anzunehmen.

Vorgreifend sei hier gesagt, dass die nächsten Jahre jedoch bewiesen werden, dass die Behörden oft mehr auf die «Fortsetzung der Trennung» als auf die Zusammenführung der deutschen Familien bedacht zu sein scheinen. Anträge auf Familienzusammenführung müssen schriftlich, natürlich in Russisch und mitunter mehrmals einge-

reicht werden, und die Bearbeitung dauert in der Regel mehrere Monate oder Jahre. Oft werden die Gesuche mit der Floskel abgelehnt, dass es «zurzeit nicht möglich» sei, der Eingabe stattzugeben. Dies erfolgt, wie es der sowjetischen Rechtspraxis entspricht, ohne jede Begründung. An dieser Gepflogenheit ändert sich übrigens auch nach Stalins Tod wenig, sodass nur die Hartnäckigsten die Vereinigung mit ihrer Familie erreichen – falls sie sich nicht bereits von ihren Ehepartnern, zu denen sie oft nicht einmal brieflichen Kontakt haben, entfremdet und neue Bindungen geknüpft haben. Da aber in der neuen Umgebung im Allgemeinen ausschliesslich russische Partner zur Verfügung stehen, werden auf diese Weise nicht nur familiäre Bindungen zerstört, sondern auch Völkerschaften aufgelöst. Während die alten, nicht mehr zeugungsfähigen Menschen aussterben, wird in den neuen Partnerschaften und mit den daraus hervorgehenden Kindern Russisch gesprochen. Die Deportierten, Ausgesiedelten, Verbannten verlieren ihre nationale Identität. Auf diese Weise findet ein schleichender Genozid statt, was vermutlich dem Kalkül der Machthaber entspricht.

Erst 1964, also 23 Jahre nach der Aussiedlung und 16 Jahre nach der «Verbannung auf ewige Zeiten», erlässt das Präsidium des Obersten Sowjets eine Verordnung, durch die die Deutschen – allerdings nur *teilweise* – rehabilitiert werden. Da dieser Ukas skandalöserweise nicht einmal den unmittelbar Betroffenen – also den Verbannten – zur Kenntnis gebracht wird, kopiere ich ihn aus den *Vedomosti Verchovnogo Sowjeta* und verschicke ihn in etlichen Exemplaren an meine zurückgebliebenen Bekannten in Soswa. Darin heisst es, das Leben habe bewiesen, dass die Massenbeschuldigungen der deutschen Sowjetbürger nicht gerechtfertigt gewesen seien.

Bemerkenswert an diesem erst nach dem Sturz Chruschtschows

(!) verabschiedeten Erlass ist, dass er ausdrücklich nur jenen Teil des Erlasses von 1941 zurücknimmt, in dem die Sowjetdeutschen pauschal der aktiven Unterstützung für Hitlerdeutschland beschuldigt wurden. Anders gesagt, die die Verfassungsnormen verhöhnende Liquidierung der Autonomen Deutschen Wolgarepublik und folglich auch die Vertreibung ihrer Bewohner werden faktisch als rechtens anerkannt!

Im Übrigen ist in besagtem Erlass nur von den «Deutschen in der Wolgarepublik» die Rede, während in Wahrheit alle Deutschen, die westlich des Uralgebirges wohnten, nach Osten zwangsumgesiedelt wurden.

Praktisch bleibt aber auch nach diesem Erlass vom 29. August 1964 die Diskriminierung und die Aussiedlung der Deutschen bestehen, weil Personen, deren Nationalität im Ausweis mit «deutsch» vermerkt ist (angeblich, weil die Behörden vor Ort den Deutschen Unterstützung gewähren sollen), nur in seltenen Ausnahmefällen Zuzugsgenehmigungen in den europäischen Teil der UdSSR erhalten.

Der zweite Fragesteller, ein ungeschlachter Bauer aus der ehemaligen Wolgarepublik, möchte wissen, was nun aus seinem Haus im heimatlichen Dorf würde, ob er es verkaufen oder vererben könne. Der Oberst antwortet eindeutig: Hinsichtlich des alten Besitzes brauche sich niemand Sorgen zu machen, über ihn sei bereits höheren Ortes verfügt worden. Ergänzend erläutert Hauptmann Anastassenko, dessen Stimme wir nun zum ersten Mal hören, dass der Fragesteller die Ausführungen des Genossen Oberst offenbar nicht verstanden habe. Wir seien nicht lebenslänglich, sondern «auf ewige Zeiten» ausgesiedelt. Das bedeute, dass auch unsere Kinder und Kindeskinde hier, im Ural, leben müssten. Folglich könne von der Übernahme des früheren Eigentums durch irgendwelche Erben nicht die Rede sein.

Die dritte Frage wird gar nicht erst beantwortet. Sie lautet

schlicht: «Was ist denn der Grund für die ewige Verbannung?» Der Oberst fixiert den Fragesteller und wendet sich dann an den neben ihm sitzenden Anastassenko. «Hauptmann», sagt er so, dass man es im ganzen Saal hört: «Ihre Arbeit wird nicht leicht sein. Das war die Stimme des Klassenfeindes.»

Eine halbe Stunde später stehen wir Schlange vor der eben erst eingerichteten Kommandantur. Eingelassen werden jeweils drei Mann. Zuerst müssen wir den Personalausweis vorweisen, den wir vor ein paar Monaten bekommen haben. Da hinein stempelt ein Gehilfe Anastassenkos die Worte: «Gültig in der Siedlung Soswa (Rayon Serow, Gebiet Swerdlowsk) und im Umkreis von sieben Kilometern!» Dann wird uns der Text des von Molotow unterzeichneten Beschlusses des Ministerrats der UdSSR vom 26. November 1948 zur Einsicht vorgelegt. Darin heisst es, dass Deutsche, die während des Grossen Vaterländischen Krieges in entfernte Gebiete der Sowjetunion ausgesiedelt worden sind, mit 20 Jahren Zwangsarbeit (*katorga*) bestraft werden, wenn sie sich ohne Erlaubnis aus dem ihnen zugewiesenen Siedlungsraum entfernen.

Mir läuft es beim Lesen kalt über den Rücken. So weit kann die Willkür gar nicht gehen! Aber sie geht. Die erst vor einigen Jahren nach dem zaristischen Vorbild eingerichtete *katorga* bedeutet «Gefangenschaft in Ketten», im besten Fall in Handschellen, die während der Arbeit abgenommen werden. Die Häftlinge in solchen Lagern führen keinen Namen mehr. Ihr Menschsein ist bis zur letzten Konsequenz ausgelöscht, sie rangieren nur noch als Nummern, als Zähl-einheiten, als Tote auf Urlaub. Letztlich bedeutet der Molotow'sche Ukas, dass ich mit dem sicheren Tod rechnen müsste, sollte ich mich bei einem Spaziergang weiter als sieben Kilometer von Soswa entfernen. Ausser Zweifel steht nämlich: 20 Jahre *katorga* kann niemand überstehen.

Ich bin wie gelähmt. Anastassenko muss mich zweimal mit scharfer Stimme anfahren, ehe ich wieder zu mir komme. Er schiebt mir eine Karteikarte hin, auf der ich mit meiner Unterschrift bescheinigen muss, dass ich den Beschluss des Ministerrats zur Kenntnis genommen habe. Meine Unterschrift, so erklärt mir Anastassenko, müsse ich allmonatlich wiederholen und damit auch meine Anwesenheit bestätigen. Wie die anderen «Arbeitsmobilisierten» werde ich verpflichtet, mich an einem bestimmten Tag (ich glaube, am Sechsten eines jeden Monats) in der Kommandantur zu melden.

Der Objektivität halber muss gesagt werden, dass mir später kein Fall bekannt geworden ist, in dem der Beschluss des Ministerrates – 20 Jahre *katorga* – dann tatsächlich angewendet worden wäre. Das ändert jedoch nichts am Wesen der verbrecherischen Nationalitätenpolitik der UdSSR, deren Folgen bis in die Gegenwart hineinreichen.

Daran wurde ich Ende 1981 erinnert, als ein westdeutscher Fernsehkorrespondent (etwa zur Zeit des Breschnew-Besuches in Bonn) von den Sowjetbehörden die Erlaubnis erhielt, in den kasachisch-kirgisischen Siedlungsgebieten der Sowjetdeutschen einen Film zu drehen. Obwohl die Reiseroute des Fernsehteams und die Gesprächspartner des Korrespondenten zweifellos von den Behörden festgelegt waren, um einen möglichst günstigen Eindruck zu erwecken, musste ich feststellen, dass dieser Bericht die Situation weitaus wahrhaftiger schilderte als die Veröffentlichungen in den damaligen DDR-Medien.

Der Film beeindruckte mich nicht zuletzt deshalb so sehr, weil er viele Aufnahmen aus einer Steppensiedlung bei Karaganda enthielt, in der ich meine alte Siedlung Nr. 11 wiederzuerkennen glaubte. Am meisten erschreckte mich der elementare Mangel an Bildung und Kultur. Die Menschen waren desinteressiert gegenüber allem, was

sich nur ein paar Kilometer von ihrem Wohnort entfernt abspielte. Obwohl ich eigentlich darüber jauchzen müsste, dass ich mich nicht unter diesen alten Frauen und Männern befinde, stimmte mich die Sendung traurig. Wenn die Dinge anders gelaufen wären, so musste ich mir sagen, wäre auch ich möglicherweise aus dem Nordural dorthin zurückgekehrt und würde heute unter diesen Menschen leben – oder auch nicht. Sechzigjährige sind dort bereits Greise. Mit 81 wäre ich vermutlich längst tot.

Die welthistorischen Eskapaden, von denen die Entstehung und der Zerfall gewaltiger Reiche und das Schicksal von Millionen Menschen abhängen, werden immer von winzigen Zufällen begleitet, die das eine Individuum vernichten, das andere weiterleben lassen. So ist es auch mir ergangen.

Ein ganzes Jahr lang, in dem zu allem Unglück noch die Korrespondenz mit meiner Mutter abbricht, schlage ich mich mit dem Gedanken herum, dass ich nun – 31 Jahre jung – verdammt bin, bis zum Ende meiner Tage in Sibirien zu leben. In dieser Situation treffe ich Taja, die Frau, mit der ich mehr als 40 Jahre zusammenleben werde. Ich habe sie in diesen Aufzeichnungen schon kurz erwähnt, nun will ich nachtragen, wie wir uns kennenlernten und ein Paar wurden.

Taissa Petrowna wurde im August 1924 geboren. Ihre Mutter brachte sie während der Ernte am Rande eines Kornfeldes zur Welt. Bis zu den letzten Wehen arbeitete Vera Iwanowna mit der Sichel, eine knappe Stunde nach der Geburt stand sie wieder auf, um weiterzuarbeiten.

Taja war ein uneheliches Kind. Ihr Vater, Pjotr Muchlin, war ein umherziehender Pferdehändler und höchstwahrscheinlich «Zigeuner». Er wollte Vera heiraten, aber die Mutter, Tajas Grossmutter, wollte von dem «schwarzen Teufel» nichts wissen, so wuchs Taja ohne Vater (und ohne Grossvater) auf. Neugierig darauf, etwas über die Welt jenseits der Sümpfe und Wälder zu erfahren, knüpfte sie schneller und nachhaltiger Kontakte zu den Ausgesiedelten, die seit der zweiten Hälfte der dreissiger Jahre in zunehmender Zahl nach

Soswa kamen. Sie bewunderte ihre Kleider und Schuhe, half ihnen oft genug, die Sachen gegen Kartoffeln oder andere Lebensmittel einzutauschen, und liess sich von Moskau, Leningrad oder Kiew erzählen.

Selbstverständlich teilte Taja zunächst die in der Schule vermittelte Sowjet-Euphorie und die Stalin-Verherrlichung. Als Gerüchte umgingen, dass Volksfeinde der auf den Streichholzschachteln abgebildeten Zündflamme die Form von Trotzki's Spitzbart verliehen hätten, sammelten die Schüler und Schülerinnen diesen «geheimen Aufruf zur Konterrevolution» in einer grossen Kampagne ein und übergaben die Schachteln dem Schuldirektor.

Drei Monate nach Ausbruch des Krieges meldete sich Taja freiwillig an die Front. Es waren – neben ihrer unbestreitbaren Abenteuerlust – vor allem zwei Motive, die sie zu diesem Schritt veranlassten. Zum einen der Wunsch, endlich einmal dem Soswaer Hungerdasein zu entkommen, zum anderen das Bedürfnis, dem Ruf des bedrängten Vaterlandes zu folgen und für die Heimat, für den Genossen Stalin vorwärtszustürmen, wenn nötig in den Tod.

Das Kreiswehrkommando lehnte die Bewerbung der gerade Siebzehnjährigen ab. Doch Taja erreichte, dass ein Offizier des Einberufungspunktes in ihren Papieren vermerkte, dass sie 18 sei – so wurde sie angenommen. Zu ihrem Glück befand sich in der Kommission, die die Mädchen den einzelnen Truppenteilen zuteilte, ein älterer, grauhaariger Oberst, der ihr den Wunsch, an die Front zu kommen, ausredete: «Die Front ist nichts für Mädchen wie dich.» Er teilte sie zur Verteidigung Moskaus ein, das sei schon schwer genug.

Taja verbrachte die Kriegsjahre mit einer Kameradin in einer Erdhütte, in der im Frühjahr kniehoch das Wasser stand. Im Vier-Stunden-Rhythmus wechselten die beiden Soldatinnen sich bei der Be-

wachung einer Flakbatterie ab, die Moskau vor feindlichen Fliegern verteidigen sollte. Sie hatten an einer bestimmten Stelle Posten zu stehen. Das Gewehr auf der Schulter, machten sie soundso viele Schritte in die eine Richtung, soundso viele in die andere, standen eine Weile, begannen ihren Marsch von vorn. Vier Stunden lang Wache, vier Stunden Schlaf, dann wieder Wache – bei Hitze und Kälte, im Regen und Schnee, Tag für Tag, Woche für Woche, vier Jahre lang.

Als Taja nach dem Kriegsende aus der Armee entlassen wurde, wollte sie gern in Moskau bleiben. Es gelang ihr mit der Unterstützung ehemaliger Vorgesetzter, als Kartenzeichnerin in der Militärschule (WSchUOS) unterzukommen. Da die Planstelle eigentlich für einen Offizier vorgesehen war, bekam sie eine Lebensmittelration, die normalerweise für eine Familie gereicht hätte. Taja unterstützte ihre Mutter und Grossmutter, verkaufte auch Lebensmittel auf dem Schwarzmarkt. Es war das erste Mal, dass sie das Leben in vollen Zügen genoss. Sie tat alles, was man in einer Grossstadt tut, nahm überdies Schauspielunterricht, spielte mit grossem Engagement in einer Laiengruppe und träumte von einer Zukunft auf der Bühne.

Alles änderte sich jedoch, als sie im Februar 1950 die Nachricht von der schweren Erkrankung sowohl ihrer Mutter als auch ihrer Grossmutter erhielt. Als sie nach Soswa eilte, war ihre Grossmutter bereits tot, ihre Mutter aber wollte auf keinen Fall allein sein und verfolgte Taja mit der flehentlichen Bitte, bei ihr in Soswa zu bleiben.

Das Prekäre war, dass ein nur zeitweiliger Aufenthalt in Soswa nicht möglich war. Sobald Taja – und dazu war sie gezwungen – hier eine Arbeitsstelle annahm, musste sie sich in Soswa polizeilich anmelden, womit ihre Moskauer Anmeldung automatisch ungültig wurde und ihr Wohnrecht in der Hauptstadt erlosch. Da es praktisch

unmöglich war, dieses Wohnrecht neu zu erwerben, war eine Arbeitsaufnahme in Soswa für Taja gleichbedeutend mit dem lebenslangen Verzicht auf Moskau als Wohnort, auf den hauptstädtischen Lebensstil, auf Freunde und berufliche Hoffnungen. Und doch blieb ihr, wenn sie ihre Mutter nicht im Stich lassen wollte, nichts anderes übrig. In den letzten Apriltagen 1950, als sie finanziell am Ende war, bewarb sie sich als Zeichnerin bei der Bauabteilung der Soswaer Lagerverwaltung – einen anderen Arbeitgeber als die Lagerverwaltung gab es in Soswa kaum.

Gut erinnere ich mich an jenen grauen Frühlingstag, an dem das Telefon in unserem Büro klingelte und Washezew, der Chef der Bauabteilung, nach Schtrauchman, dem Leiter unseres Büros, fragte. Aber Schtrauchman war gerade nicht da.

«Gut», sagte Washezew, «dann sag ihm mal Bescheid, dass gleich ein Dämchen (*dewiza*) kommt, die als Zeichnerin arbeiten möchte. Du kannst gleich mal zur Wachbude gehen und sie abholen.»

Auf meine Frage, wie ich denn das «Dämchen» erkennen würde, lachte er: «Ist nicht zu verfehlen, sieht aus wie ein Papagei – grüner Hut, gelbe Haare, roter Mantel!»

Wenige Minuten später ging ich hinaus, rauchte eine Zigarette an und beobachtete die Wachbude. Tatsächlich erschien nach einer kleinen Weile eine in dieser Umgebung höchst auffällige, ja fast unwirklich anmutende Person. Sobald sie bemerkte, dass sich ein Mann – meine Wenigkeit – schnurstracks auf sie zubewegte, erschrak sie, hielt inne und wandte sich dann ab. Als ich ihr erklärte, dass ich sozusagen als ihr Begleitschutz gekommen sei, war sie erleichtert.

Mit Taissja Petrowna zieht eine andere Atmosphäre in unser Büro ein. Wenn sie um neun Uhr, zwei Stunden nach dem Arbeitsbeginn der Sträflinge, in ihrer weitärmeligen Seidenbluse und ihrem bis zu

den Knöcheln reichenden, schwarz-weiss gemusterten Rock erscheint, sind keine Mutterflüche mehr zu hören, obwohl sie sonst zum allgemeinen Umgangston gehören. Jeder begrüsst sie mit «Guten Morgen, Taissja Petrowna» und strahlt, wenn sie ihn darum bittet, ihr ein Detail einer Zeichnung zu erklären, die Reissfeder zu schleifen oder einen Radiergummi auszuleihen.

Dennoch zeigt sie sich in keiner Weise überheblich, bringt hin und wieder selbstgebackene Kekse mit, besorgt auch mal Schnürsenkel oder ein Stück Seife und sagt nicht nein, wenn jemand sie bittet, einen Brief draussen in den Postkasten zu werfen – was natürlich streng verboten ist. Kein Wunder, dass unsere ganze Mannschaft nach kurzer Zeit in die so schöne und obendrein/reze Kollegin verliebt ist.

Auch mir gefällt sie mehr und mehr. Der Zufall will es, dass ihr der Arbeitsplatz neben mir zugewiesen wird. Gerade als ich anfange, mir ernsthaft darüber Gedanken zu machen, wie ich die Neue wohl ausserhalb der Arbeitszeit mal treffen könnte, begegne ich ihr eines Abends auf der Strasse. Ich begleite sie zum Klub, wo sie sich zur Gründung einer Theatergruppe verabredet hat. Unsere Unterhaltung wird jedoch so anregend, dass wir, ehe wir uns trennen, noch ein oder zwei Runden um den Häuserblock drehen.

Am 4. Juni – unvergessliches Datum! – erscheint Schtrauchman kurz vor Arbeitsschluss im Büro mit der Mitteilung, dass bis zum nächsten Morgen das Projekt eines Holzstapelplatzes angefertigt werden müsse, weil dessen Abstimmung mit der Eisenbahnverwaltung kurzfristig angesetzt worden ist. Sträflinge kann man zu dieser Arbeit nicht heranziehen, sie sind ja über Nacht eingeschlossen. Taissja Petrowna kann die Arbeit nicht ohne Unterstützung bewältigen. Ausserdem ist es unzumutbar, sie in den Nachtstunden allein in der

Zone zu lassen. So entscheidet Schtrauchman, dass ich, da ich ja lange genug Zeichenarbeiten ausgeführt habe, ihr zur Seite stehen soll.

Zum Abendessen geht jeder zu sich nach Haus, gegen sieben treffen wir uns wieder im Büro. Nebeneinander arbeiten wir an verschiedenen Stellen der Zeichnung. Gegen zehn verzehren wir schweigend ein kleines Abendbrot, das sie mitgebracht hat. Danach müssen wir Licht machen. Wir arbeiten uns, jeder von seiner Seite aus, in die Mitte der Zeichnung vor. Unsere Hände berühren sich, wir schauen uns erschrocken an.

Gegen zwölf sagt Taja, sie sei todmüde und würde sich gern ein halbes Stündchen hinlegen. «Aber ja», sage ich, sie das letzte Mal sitzend, «gehen Sie doch ins Kabinett des Chefs, dort können Sie sich auf der Truhe ausstrecken.» Sie nimmt mir das Versprechen ab, sie in einer halben Stunde zu wecken, und zieht sich zurück.

Eine Stunde nach Mitternacht trete ich in das Zimmer, in dem sie schläft. Ihr Mund ist halb geöffnet, im Ärmelausschnitt kräuseln sich ihre Härchen. Dann wecke ich sie...

Eine halbe Stunde später beugen wir uns wieder über das Projekt des Holzstapelplatzes. Und nach weiteren zwei Stunden – die Sonne ist hier im Norden schon aufgegangen – schreiten wir Hand in Hand durch die menschenleeren Strassen Soswas.

Trotz aller Widernis, trotz der Unfreiheit, der fehlenden beruflichen Befriedigung beginnt für mich eine Zeit des Glücks. Wir treffen uns zunächst heimlich. Wenn Mutter Vera im Sägewerk Nachtschicht hat, gehen wir zu Taja. Hat ihre Mutter Tagschicht, treffen wir uns irgendwo am Ortsrand, streifen zusammen durch Wald und Wiesen. Wir schwimmen im Fluss und lieben uns am menschenleeren Ufer. In Sibirien geht man nicht spazieren. Wer nicht Holz oder

Beeren sucht, geht nicht in den Wald. Wir beide sind wohl die Einzigen, die einfach so, ohne Ziel, in die Landschaft hinausziehen.

Sosehr ich Taja zugetan bin, noch zögere ich, mein Schicksal dauerhaft mit ihrem zu verbinden. Das hängt gewiss auch damit zusammen, dass ich mich innerlich noch nicht ganz von meiner früheren Freundin, einer gewissen Anja Chapun, die im Februar 1950 nach Leningrad zu ihren Eltern zurückgekehrt war, gelöst hatte. Demgegenüber drängt Taja, die inzwischen natürlich von der Existenz Anjas erfahren hat, sozusagen auf eine «Festschreibung» der Beziehung. Meine Entscheidung fällt im Frühjahr 1951, als ich für drei Wochen zum Flössen abkommandiert bin.

Flössen ist vielleicht die schwerste Arbeit, die ich je kennengelernt habe, zugleich eine der schönsten. Der schwierigste Teil der Arbeit findet dabei *nicht* an den grossen Strömen Soswa, Losswa, Tawda oder Tura statt, auf denen die Baumstämme ungebündelt schwimmen, sondern an den kleinen Nebenflüssen, die im Sommer oft kaum einen Meter breit sind. Am Oberlauf solcher Flösschen stapelt man im Winter das frisch geschlagene Holz. Dann legt man bis zu zwei Meter hohe Staudämme aus Strauchwerk und Erde an, in denen sich im Frühjahr bei Schneeschmelze das Wasser sammelt. Sobald ein bestimmter Pegelstand erreicht ist, wird der Damm – meist einmal am Tag – geöffnet. Es entsteht ein riesiger Wasserschwall, das winzige Flösschen verwandelt sich in einen breiten, brodelnden Fluss, der die gestapelten Hölzer mitreisst. Mit ungeheurem Krach werden die sechs bis acht Meter langen Stämme umhergewirbelt. Dabei geschieht es, dass sie an knorrigen Wurzeln hängenbleiben, sich aufrichten, andere aufhalten, sodass in wenigen Minuten eine ineinander verschachtelte Barriere entsteht. Dann ist der Teufel los. Die Flösser, die im Abstand von 200 oder 300 Metern am Fluss stehen, müssen

jetzt in Aktion treten. Sie hetzen, so schnell sie können, zur Havarie-
stelle und versuchen, meist gemeinsam mit drei oder vier ebenfalls
herbeigeeilten Kumpels, die anwachsende Barriere zu entflechten.

Diese Arbeit ist in höchstem Grade kraftaufwendig und gefähr-
lich. Es wird in fieberhafter Eile gearbeitet, weil sonst das Flussbett
leer ist und die ganze Tagesarbeit zunichtewird. Noch wichtiger als
Kraft ist dabei das Können: Unter Hunderten aufgetürmter Stämme
muss man jenen herausfinden, der das chaotische Gebilde verklam-
mert. Mit langen Bootshaken zerrt und stemmt man, bis sich die Bar-
rikade plötzlich löst. Dann heisst es zusehen, dass man von den in
Bewegung geratenden Stämmen wekommt.

So arbeitet man beim Flössen eigentlich nur wenige Minuten am
Tag – allerdings Minuten, die es in sich haben. Die übrige Zeit steht
man entweder wachsam am Ufer oder döst in der primitiven Taiga-
Unterkunft vor sich hin. Kein Wunder also, dass ich in jedem Früh-
jahr am Ufer des Flüsschens Tesma lange und gründlich über Vergan-
genheit und Gegenwart nachdachte. Und als Taja mir zum 1. Mai mit
irgendeinem *natschalnik* ein Päckchen Piroggen schickt, steht mein
Entschluss längst fest.

Am ersten Tag nach dem Flössereinsatz rufe ich sie im Dienst an
und bitte sie, sich mit mir in der Mittagspause zu treffen. Da sie we-
gen dieses Treffens auf das Essen verzichten muss, habe ich im Herd
meiner Wirtin aus einem Rest Mehl ein paar Kekse gebacken, die ich
in den «Park» von Soswa mitbringe. Dieser Park, ein schäbiges grünes
Geviert rund um einen rot gestrichenen Holzobelisken, der an die
Gefallenen im Kampf gegen den Admiral Koltschak und die Weisse
Armee erinnern soll, befindet sich direkt neben dem Klub der Lager-
verwaltung, mitten im Ort, sodass uns jedermann zusammen sehen
kann. Aber das spielt nun, da wir fortan zusammenleben würden,
keine Rolle mehr.

Nachdem Taja sich auf der Bank niedergelassen und mein Gebäck ausgewickelt hat, frage ich sie ohne lange Vorrede, ob wir zusammenziehen wollen. Zu meiner Verwunderung sagt Taja jedoch, dass sie um Bedenkzeit bitten müsse.

Indes reichen ihre Verstellungskünste nicht lange. Nach einer Minute kann ich ihre Zustimmung in den Augen lesen, nach fünf Minuten ist ihr Jawort gefallen. Zehn Minuten später sind wir schon mitten im Gespräch darüber, wie wir die Möbel in dem Zimmer, das sie mit ihrer Mutter bewohnt, umstellen wollen.

STALINS TOD

Am 4. März 1953 kommt Wassja Kowrishin, ein Freier, völlig aufgelöst ins Büro und ruft: «Eben ist im Radio die Nachricht durchgegeben worden, dass der Genosse Stalin erkrankt ist!»

Eisiges Schweigen schlägt ihm entgegen. Nicht, dass die Mitteilung die Leute nicht interessiert – im Gegenteil. Doch keiner sagt auch nur ein Sterbenswörtchen. Alle beugen sich, Beschäftigung vorschützend, über ihre Entwürfe und Tabellen. Alle wissen: Eine offizielle Mitteilung über Stalins Gesundheitszustand hat es noch nie gegeben.

Kowrishin versucht es noch einmal: «Wenn Stalin sterben sollte – unvorstellbar.» Aber auch darauf antwortet niemand.

Ich nehme eine *papirossa* und gehe hinaus, setze mich auf die Stufen vor der Tür. Ich inhaliere tief und schaue auf die schneebedeckte Fläche vor mir. Sollte ich doch noch wärmere Gegenden sehen, bedeutende Städte, das Meer?

In einiger Entfernung geht Shora Breitenbücher, ein mit mir befreundeter Röntgentechniker, vorbei. Er winkt mir ermunternd zu und ruft: «Hallo, Wolf! SSSR!» Ich verstehe nicht: SS SR ist die russische Abkürzung für «Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken». Da kommt Shora näher und übersetzt: *Smert Stalina spasjot Rossiju* – «Der Tod Stalins rettet Russland». Wie schnell sich der Volksmund auf die Nachricht aus dem Radio einstellt!

Von da an läuft im Radio Trauermusik. Als am nächsten oder übernächsten Tag bekanntgegeben wird, dass Stalin gestorben ist, bemächtigt sich der Obrigkeit zunächst eine riesige Unsicherheit. Die

Lagerleitung ist wie gelähmt. Niemand weiss, wie man auf das Ableben des Tyrannen reagieren soll. Verängstigt warten sie auf eine Weisung aus Moskau. Diese kommt erst nach Arbeitsschluss und lautet, dass unbedingt noch heute eine Trauerveranstaltung einzuberufen sei. Nun werden Boten durch die Siedlung geschickt, damit die Leute sich um 21 Uhr im Klub zusammenfinden.

Ich habe mich jedoch schon am Vortag von Bidshejew krankschreiben lassen und gehe nicht zu der Gedenkversammlung. Das wäre die Höhe, wenn ich den Tod dieses Menschenschinders auch noch betrauern müsste.

Aus Moskau hört man bald, dass Malenkov Vorsitzender des Ministerrates wird. Veränderungen liegen in der Luft. Hier in Soswa trauen sich die Leute plötzlich, abfällig über den «Vater aller Völker» zu sprechen. Tamara Sarana, eine intelligente Schülerin der zehnten Klasse, der ich privat Deutschstunden gebe, erzählt mir, dass sie über den Tod Stalins wie ein Schlosshund geheult habe, aber ihre Mutter, eine Ärztin, die zehn Jahre abgesehen hat, habe sie angefaucht: «Hör endlich auf, er war der grösste Schurke aller Zeiten!»

Am frappierendsten ist ein Kommunique, das am 4. April in der *Prawda* erscheint. Dort heisst es, dass die 16 – ich ergänze: zumeist jüdischen – Kremlärzte, die vor Kurzem als «ärztliche Giftmischer» verhaftet worden waren, unschuldig seien. Die Anklage gegen sie habe sich – so wörtlich – als ein «Machwerk der Mitarbeiter des ehemaligen Staatssicherheitsministeriums» erwiesen, sodass die zu Unrecht Beschuldigten wieder freigelassen worden seien. (Ich zähle die aufgeführten Namen und stelle fest, dass nur 14 der Verhafteten die Inhaftierung überlebt haben.)

Auch in der Kommandantur weht plötzlich ein anderer Wind. Als ich mich Anfang April oder Mai bei Anastassenko melde, steht er auf,

kommt mir entgegen, schüttelt mir sogar die Hand und fragt mich freundlich, ob ich irgendwelche Probleme hätte. Welch verblüffende Wende! Mit der Zeit merken wir, dass wir auch nicht mehr zu Sondereinsätzen befohlen werden.

Etwa sechs Wochen nach Stalins Tod bringt die *Prawda*, die wir jetzt begierig lesen, einen Leitartikel, in dem am Rande ein Marx-Zitat angeführt wird, das den «Personenkult» als Ausdruck des bürgerlichen Denkens verdammt. Kurz danach zieht ein anderer Leitartikler gegen die sogenannte Abendarbeit in den Büros zu Felde, also gegen das unnütze Herumsitzen der Angestellten in den Behörden nach Feierabend, das sich eingebürgert hat, weil Stalin nachts zu arbeiten pflegte (sodass man, wenn der Diktator eine Auskunft brauchte, jederzeit mit einem nächtlichen Telefonanruf rechnen musste). Nun schreibt die *Prawda*, dass die «Abendarbeit» sich nachteilig auf das Familienleben und die Gesundheit der Funktionäre auswirke, und dass ihr schon mancher hohe Staatsdiener zum Opfer gefallen sei. All diese Nadelstiche gegen Stalin und seine Beweihräucherung bewegen mich sehr und geben meinen sehnsüchtigen Erwartungen auf eine grundsätzliche Wende der Partei- und Staatspolitik stets neuen Auftrieb.

Wenige Wochen später wird der Chef der Staatssicherheit Berija (angeblich wegen der Vergewaltigung einer Frau) erschossen. Als Taja und ich am Morgen nach der nüchternen, fast unauffälligen *Prawda*-Meldung ins Büro kommen, haben die Sträflinge bereits das obligatorische Berija-Porträt abgenommen, sein Konterfei ausgeschnitten, ihm eine Schlinge um den Hals gelegt und ihn erneut aufgehängt. Euphorisch jubeln sie: «Jetzt ist Woroschilow Präsident, da kriegen wir den wahren Sozialismus!»

Alle Anzeichen deuten darauf hin, dass in den höchsten Sphären

heftige Kämpfe um den Kurs nach Stalin ausgetragen werden. Ich bin zwischen Hoffnung und Enttäuschung hin und her gerissen. Einerseits schmerzt mich, dass die (wie ich später erfahre: noch von Berija angeschobene) Sommeramnestie des Jahres 1953 sich nur auf Kriminelle sowie auf Häftlinge, die wegen der Übergriffe bei der Durchsetzung des Besatzungsregimes verurteilt sind, bezieht. Andererseits versuche ich, die Tatsache, dass den nach Artikel 58 Abgeurteilten *kein* Straferlass gewährt wird, damit zu erklären, dass die Auseinandersetzungen im Kreml um politische Kernfragen noch anhält. Mal glaube ich, in einem Kommuniqué oder einem Artikel ein Zeichen für den Erfolg der Stalin-Kritiker zu sehen. Ein anderes Mal überzeuge ich mich davon, dass in den entscheidenden Fragen keine Bewegung zu beobachten ist. In solchen Momenten packt mich regelmäßig die *chandra*, die Schwermut, für zwei oder drei Tage verfallende ich in einen lähmenden Zustand, in dem mir alles zuwider ist. Vergeblich versucht Taja, mich an solchen Tagen zu trösten.

Bei alledem verblüfft mich aus heutiger Sicht, dass ich mich offenbar schon so weit mit der Rechtlosigkeit abgefunden habe, dass ich eine Rückkehr nach Moskau oder gar nach Deutschland nicht einmal in Erwägung ziehe. Allerdings sind Taja und ich seit dem Frühjahr 1953 zunehmend davon überzeugt, dass keine Verschlimmerung der Verbannungsbedingungen, keine erneute Kasernierung oder gar eine weitere Ausweisung nach Kamtschatka, Tschukotien oder dergleichen zu befürchten sind. Über eine solche Möglichkeit haben wir vorher häufig gesprochen. Meine gute Taja dachte keineswegs daran, mich in diesem Falle im Stich zu lassen, hielt es aber für vernünftiger, *nicht* zu heiraten, damit sie mir als Freie folgen könne, anstatt – als Ehefrau – selbst von den Repressalien betroffen zu sein. Nun reift die Überzeugung, dass einer offiziellen Eheschliessung und

dem Wunsch nach einem gemeinsamen Kind – Taja ist 29 – nichts mehr im Wege steht. So kann man mit einigem Recht sagen, dass unser Sohn Jewgeni (Shenja) sein Auf-die-Welt-Kommen dem Tode Stalins verdankt.

Zunächst klappt es mit dem Kinderkriegen nicht ohne Weiteres – Taja wird nicht sofort schwanger. Wir ziehen die mit uns befreundete Ärztin Anastasja Petrowna zu Rate, befolgen ihre mit komischer Wissenschaftlichkeit gegebenen Empfehlungen hinsichtlich ausgefallener Liebesstellungen und setzen unsere Hoffnungen schliesslich in eine Bäderkur in Bulduri (nahe Riga), zu der uns die Ärztin rät. Taja fährt Ende Oktober dorthin, in Soswa liegt schon Schnee. Wie sich später herausstellt, trägt sie aber schon bei ihrer Abreise unseren kleinen Shenja unter dem Herzen.

Wir heiraten am 15. Mai 1954, sieben Wochen vor Shenjas Geburt. Es ist insgesamt eine kümmerliche Hochzeit – sie füllt nicht einmal die Mittagspause aus. Vielleicht ist dies typisch für die Eheschliessungen der Verbannten, die ihre stillen Hoffnungen nicht durch zu viel Aufheben gefährden wollen. Lediglich eine Zeugin, Henrietta Michailowna, begleitet uns. Von ihr muss ich mir, da ich mein Geld vergessen habe, sogar die 15 Rubel «Registrierungsgebühr» borgen. Nachdem der Vermerk in die standesamtlichen Dokumente eingetragen ist, gehen wir zurück ins Projektierungsbüro, als sei nichts passiert.

Unsere Ehe wird fast 40 Jahre dauern – bis zu Tajas Tod am 18. Februar 1993.

BRUDER WALTER IN SOSWA

Als Shenja zwei Monate alt ist, kommt Walter nach Soswa. Die Begrüssung ist stürmisch, denn wir haben nicht daran geglaubt, uns je wiederzusehen.

Walter war im Gegensatz zu mir «offiziell», also nach Paragraph 58, Absatz 10 wegen «konterrevolutionärer Propaganda» verurteilt worden.¹⁷ Es sei gleich angemerkt, dass Walter nach Stalins Tod offiziell rehabilitiert wurde, weil, wie es in dem entsprechenden Dokument lapidar heisst, «der Tatbestand eines Verbrechens nicht gegeben war».

Aus dem Moskauer Butyrka-Gefängnis wurde Walter zunächst ins Jekaterinen-Gefängnis nach Omsk überstellt, von dort aus in ein sich ebenfalls in Omsk befindliches Lager. Dort verbrachte er die schlimmste Zeit, einschliesslich des Hungerwinters 1943/44.

Etwa 1947 wurde er nach Jermakowo gebracht. Dies ist eine Siedlung, die fast am nördlichen Polarkreis liegt. Hier, in den Lagern 503 und 505, realisierte Stalin mit 500'000 Häftlingen eine seiner Lieblingsmarotten, nämlich eine auf gefrorenem Boden verlegte Eisenbahnverbindung von der Ob-Mündung zur Jenissei-Mündung (deren Bau unmittelbar nach Stalins Tod eingestellt wurde). Den Häftlingen in diesen Lagern erging es trotz der rauen klimatischen Bedingungen etwas besser als den Geschundenen in anderen Lagern, was beispielsweise die Verpflegung oder die Versorgung mit Wintersachen betrifft. Sogar Laienspielgruppen soll es gegeben haben. Zudem schaffte Walter – als ehemaliger Röntgenassistent – den Sprung in die Katego-

rie *pridurki*: Er wurde Arzthelfer. Unter den im Lager herrschenden primitiven Bedingungen wurde ihm einiges abverlangt. Er musste nicht nur assistieren, sondern einfache Operationen selbst durchführen, Behandlungen verordnen, kurz, alles tun, was anfällt, wenn nur ein einziger Mediziner am Ort ist. Walter, der zeitweise sogar mit der Leitung des Medpunkts beauftragt war, hatte dort viele Erfolgserlebnisse, über die er gern und, wie ich glaube, ohne zu übertreiben erzählt.

1950 wurde er – ein Jahr vorzeitig – aus dem Lager entlassen, liess sich in Jermakowo nieder, behielt aber seinen Arbeitsplatz in der Zone, wo er von Häftlingen und Freien mit «Genosse Doktor» angesprochen wurde. Er war jetzt 35, bärenstark und genoss die wiedergewonnene Freiheit. Bei 35 Grad Kälte legte er grosse Strecken mit Skiern zurück, wissend, dass er, falls zum Beispiel die Bindung kaputtging, hoffnungslos verloren sein würde. Im Sommer durchschwamm er – bei immer noch recht niedrigen Wassertemperaturen – den Jenissei, der bei Jermakowo acht bis zwölf Kilometer breit ist und bei dessen Durchquerung man bis zu 20 Kilometer abgetrieben wird.

1952 oder Anfang 1953 gelingt es Walter, über die Moskauer Konsularabteilung der DDR zu erfahren, dass unsere Mutter und Hans kürzlich aus dem mexikanischen Exil zurückgekehrt sind und sich in Potsdam niedergelassen haben. So kommt ein Kontakt zustande, und Mutter teilt ihm in einem ersten, überschwänglichen Brief mit, dass sie von 1947 bis 1949 Verbindung mit mir gehabt habe und dass ich in Soswa wohne. Daraufhin meldet sich Walter bei mir. Schnell kommt ein intensiver Briefwechsel in Gang, den ich sehr genieße. Da ich über Walter auch Mutters Adresse erfahre, schreibe ich ihr ebenfalls und bekomme – nach vier Jahren Unterbrechung – wieder Post von ihr. Nun reisst der sich überkreuzende Schwall von Informationen, Plänen und Hoffnungen nicht mehr ab. Obwohl Walter und ich

uns, besonders wenn wir ins Ausland schreiben, einer «Sklavensprache» bedienen, verschwinden auch jetzt einige unserer Briefe, offenbar werden sie in Walters oder meiner NKWD-Akte in Swerdlowsk «auf ewig» aufbewahrt.

Ein zentraler Punkt unserer Korrespondenz ist natürlich die Frage unseres persönlichen Wiedersehens. Nach Stalins Tod beschliessen wir, eine «Familienzusammenführung» zu beantragen. Als Wohnort kommt praktisch nur Soswa in Betracht. Es ist weit grösser als das seit der Einstellung des Eisenbahnbaus ohnehin verfallende Jermakowo, liegt klimatisch weitaus günstiger und beschert uns zumindest alle zwei Tage Zeitungen, die an der Jenissei-Mündung oft wochenlang auf sich warten lassen. Ich tue mich nach einer Arbeitsmöglichkeit für Walter um und werde tatsächlich fündig, da die Stelle eines Röntgentechnikers im Siedlungskrankenhaus frei wird. So verabreden Walter und ich, gleichzeitig Gesuche zur «Familienzusammenführung» einzureichen.

Die Bearbeitung unserer Eingaben dauert etwas länger als ein Jahr, sodass Walter Anfang August 1954 mit seiner Ehefrau, Irina Andrejewna, die zu unserer Überraschung sogar noch ihre Mutter mitbringt, bei uns eintrifft.

Irina, genannt Ira, stammt aus einer Petersburger Intellektuellenfamilie, die im Anschluss an die Oktoberrevolution nach Lettland emigriert war. 1941, als die Sowjetarmee das Baltikum besetzte, wurde ihr Vater verhaftet und kam im Straflager um. Seine Frau und seine Tochter (Ira) kamen fünf Jahre später ebenfalls ins Lager. Nach ihrer Freilassung fuhren Ira und ihre Mutter ohne Genehmigung zurück nach Lettland, wurden gefasst und in ein Dorf in der Tatarischen Republik ausgesiedelt. Mit anderen Ankömmlingen wurden sie auf dem dortigen Marktplatz feilgeboten wie Sklaven, doch niemand wollte die beiden abgehärmten Frauen haben. Schliesslich kam Ira als

Sekretärin im Dorfsowjet unter. Da es aber im Dorfsowjet kaum etwas zu tun gab, musste sie als Verkäuferin im Dorfkonsum aushelfen, wo sie eines Tages ein Manko in der Kasse hatte. Sie kam vor Gericht und wurde zu einer hohen Freiheitsstrafe verurteilt. So kam Ira nach Jermakowo, wo sie 1953, nach Stalins Tod, amnestiert wurde.

Die drei reisen über Swerdlowsk nach Soswa. Dank eines glücklichen Zufalls haben sie in Swerdlowsk einen Kinderwagen für Shenja erstanden. Taja ist ganz aus dem Häuschen – dieser Wagen, himmelblau und fast europäisch anmutend, ist in Soswa, wo man die Babys auf den Armen herumträgt, eine Sensation.

Im Herbst nimmt Walter seine Arbeit als Röntgentechniker im Krankenhaus auf und bekommt eine Dienstwohnung. Fortan besuchen wir uns alle zwei bis drei Wochen. Es wird geredet und gelacht. Walter berichtet gern über diesen oder jenen Schabernack, den er sich ausdenkt. So schaltet er früh um acht überlaut Radio Moskau an, lässt das Geläut der Kremlglocken erklingen, legt dann aber, wenn – Moskauer Zeit: sechs Uhr – die Nationalhymne dran ist, eine Platte mit der «Internationalen» auf, die in vorstalinischen Zeiten die sowjetische Nationalhymne gewesen ist. Danach schaltet er auf Radio Moskau um. Die Nachbarn wundern sich: Wird die alte Hymne wieder gespielt?

In unseren Gesprächen taucht regelmässig die Frage auf, ob es – wenn sich eine solche Möglichkeit ergäbe – nicht sinnvoll wäre, nach Deutschland zurückzugehen. Taja würde der Sowjetunion lieber heute als morgen den Rücken kehren (nicht jedoch in die Bundesrepublik übersiedeln, weil sie dann ihre Mutter nicht mehr besuchen könnte). Ich bin bei dieser Frage schon deshalb hin und her gerissen, weil ich die unterschiedliche Behandlung der Deutschen durch die

Sowjetbehörden nicht durchschaue – der Ausgesiedelten hier und der Deutschen in der DDR, die mit Studienangeboten, Dienst- und Kongressreisen umworben werden. Einerseits male ich mir natürlich aus, wie ich im neuen Deutschland als Historiker arbeiten und die Kenntnisse, die ich im Studium erworben habe, anwenden könnte. Andererseits habe ich aus zweierlei Gründen schwerwiegende Bedenken gegen die Beantragung einer Ausreise in die DDR.

Erstens befürchte ich, dass die Welle der Nachkriegs-Schauprozesse, die mit Kostow in Bulgarien begonnen, sich über Rajk in Ungarn fortgesetzt und mit dem Verfahren gegen Slánský 1952 in der CS SR einen vorläufigen Abschluss gefunden hat, sich demnächst über die DDR ergiessen und möglicherweise gerade die Heimkehrer aus der UdSSR verschlingen könnte.

Zweitens sehe ich nicht, wie wir – allesamt Sowjetbürger – einen Ausreiseantrag stellen und uns zugleich gegen den leicht zu erhebenden Vorwurf des «Vaterlandsverrats» absichern könnten.

Aus anderen Gründen lehnt Walter eine Rückkehr nach Deutschland ab. Er hat nicht studiert, ist zwei Jahre älter als ich. Offenbar fürchtet er einen Neuanfang im fremd gewordenen Deutschland. Laut sagt er, dass er seine Genossen hier nicht verraten, sich kein leichtes Leben in Deutschland machen wolle. Nachdem Taja und ich schliesslich ausreisen, stellt Walter aber ebenfalls einen Ausreiseantrag und verlässt 1957, mit 42 Jahren, die Sowjetunion.

In der DDR arbeitet Walter zunächst in der Fotoabteilung der DEFA*, wird dann hauptamtlicher SED-Parteisekretär. Kluge und integere Mitarbeiter der DEFA haben sich mir gegenüber sowohl sehr lobend als auch höchst abfällig über Walters Politikkommissariat in einem der grössten Kulturbetriebe der DDR geäussert.

Seine Vorliebe für alles Sowjetische hat sich Walter bis in die späten Jahre bewahrt. Ausser dem «Neuen Deutschland» wurden in seiner Familie vor allem sowjetische Zeitschriften gelesen. Ins Kino ging man stets im «Haus der Offiziere», wo nur sowjetische Filme gezeigt wurden. Seiner Tochter Tanja verheimlichte Walter bis zum 18. Lebensjahr, dass Ira und er im Lager gesessen hatten. Über Probleme des Stalinismus wurde mit ihr nicht gesprochen. Aus solchen und anderen Gründen kam es bald zu einer Entfremdung zwischen Walter und mir. 1959 hörten wir auf, einander zu besuchen.

MUTTER IN SWERDLOWSK

Wenn ich zurückdenke, muss ich mir eingestehen, dass Anfragen, Bittschriften und Erklärungen, die meine Mutter in grosser Anzahl an die Partei, die Sowjetbotschaft, das Rote Kreuz und andere Institutionen richtete und die ich mit gelegentlichen Anträgen an das Präsidium des Obersten Sowjets oder die Swerdlowsker Gebietsverwaltung des NKWD unterstützte, nichts bewirkten, weil über unser Schicksal auf höchster Ebene entschieden wurde.

Sonderbar schien mir indes auch schon zu jener Zeit, dass Adenauer – nicht der die DDR repräsentierende Grotewohl – 1955 nach Moskau kam, die UdSSR diplomatisch anerkannte und dabei die Freilassung der restlichen, wegen Kriegsverbrechen verurteilten deutschen Gefangenen erreichte. Von diesem Zeitpunkt an konnte die sowjetische Führung, wenn sie einigermassen glaubhaft erscheinen wollte, wohl kaum die Rückführung der übrig gebliebenen politischen Emigranten hinauszögern. Das dämmert mir allerdings erst viel später.

Im August 1954 fahre ich nach Swerdlowsk und beantrage für Mutter und Hans eine Besuchereinreise in die Sowjetunion. Ich erhoffe mir zunächst nur, Mutter unter vier Augen über die Verhältnisse in der DDR befragen zu können. Obwohl das NKWD in Soswa mir nicht verbindlich bestätigt, dass ich nicht mehr als Verbannter gelte und frei im Land reisen darf, entschiess ich mich, von Swerdlowsk aus nicht direkt nach Soswa zurückzufliegen, sondern einen Abstecher zum Schwarzen Meer zu machen. Ich setze mich (bei ei-

nem – kaum zu glauben – sommerlichen Schneegestöber!) in Swerdlowsk ins Flugzeug, fliege in das subtropische Krasnodar und fahre von dort aus über Armawir-Tuapse nach Sotschi, wo ich zehn Tage am Strand verbringe.

Meine Stimmung dort ist unbeschreiblich. Als freier Bürger miete ich mir für zehn Rubel ein Zimmer, atme die Seeluft. Mich stören weder die grimmigen Wachposten an den zahlreichen Tunnelleingängen noch die Schlangen vor den wenigen Restaurants. Ich genieße den Sand, das Meer, den Blick auf den Horizont. Jeden Abend gehe ich zum Ufer und erlebe, wie die Sonne in der schimmernden See versinkt.

Nach einem fast einjährigen Papierkrieg wird Mutter und Hans im Juni 1955 schliesslich die Genehmigung erteilt, sich mit uns in Swerdlowsk – natürlich nicht in Soswa – zu treffen. Da es keine Hotelplätze gibt, lässt das NKWD sogar zwei (sicherlich mit Wanzen ausgestattete) Zimmer für uns im einzigen Swerdlowsker Hotel reservieren. Zuerst fahren Taja und ich in die Gebietshauptstadt; Walter und Ira kommen aus mir heute nicht mehr erinnerlichen Gründen zwei Tage später nach und bringen den einjährigen Shenja mit.

Es ist ein seltsames Wiedersehen. Mutter winkt mir aus dem Fenster des soeben aus Moskau eingetroffenen Zuges zu, ich steige in den Waggon und begegne ihr im Gang des Schlafwagens. Natürlich erkenne ich sie, und doch ist sie mir fremd. Sie wirkt, wie soll ich sagen, ausländisch. Keineswegs sieht sie aus wie 60, trägt ein exquisites, hellgraues Kostüm, ein Schleier fällt von ihrem Hütchen über Stirn und Augen, die Hände stecken in zierlichen Handschuhen.

Ich empfinde deutlich, dass mit dieser Begegnung ein gänzlich neuer Abschnitt in meinem, ja unserem Leben beginnt, und möchte Mutter herzlich an mich drücken. Doch eine Umarmung kommt nicht zustande. Vielleicht liegt das an ihrer Zurückhaltung, vielleicht

an der für mich ungewohnten deutschen Sprache. Ich schaue zu ihr auf wie zu einer Botin aus einer fremden Welt. Es wird viel Zeit vergehen, bis ich in der Lage bin, mir ein realistisches Bild von ihr zu machen, das nicht immer vorteilhaft sein wird.

Indes deutet sich schon in Swerdlowsk an, dass wir in Grundfragen völlig konträrer Meinung sind. Am ersten Nachmittag, als wir durch die Uralmetropole spazieren und an den grossen Teich im Zentrum der Stadt kommen, sage ich mir, dass wir hier kaum abgehört werden können. In einem Moment, als auch Hans uns nicht zuhört, spreche ich aus, was mir seit Langem auf dem Herzen liegt: dass Stalin ein Verbrecher und Mörder sei. Da aber hält sich Mutter demonstrativ die Ohren zu und erklärt, dass sie derartige Aussprüche unter keinen Umständen hören wolle. Ich glaube zuerst noch, dass sie einfach nicht mit den Tatsachen vertraut ist, und versuche, ihr etwas von den Dingen mitzuteilen, die ich im Lager erfahren habe, aber das ist, wie ich erst sehr viel später erkenne, gar nicht der Punkt. Mutter hat sich auf Gedeih und Verderb mit der Praxis der kommunistischen Bewegung identifiziert und verschliesst ihre Augen vor deren verbrecherischem Charakter.

So werden politische Themen in Swerdlowsk nur selten berührt. Hans und Mutter, die ihre Enttäuschung über die Zustände in der sowjetischen Provinz kaum verbergen können, bemühen sich, uns mit pragmatischen Argumenten zur Übersiedlung in die DDR zu bewegen. Dort sei das Leben leichter zu meistern, ich würde eine Arbeit als Historiker bekommen und Taja erführe als freiwillige Kämpferin gegen den Hitlerfaschismus die ihr gebührenden Ehren. Die Partei, sagt Hans, würde uns in jeder Hinsicht unterstützen.

Von der Gefahr, dass es auch in der DDR, wie schon in Sofia, Budapest und Prag, zu Schauprozessen kommen könnte, wollen Mutter

und Hans nichts wissen. Ausserdem sind sie bemüht, meine Bedenken wegen des «Vaterlandsverrats» zu zerstreuen. Sie erklären glaubhaft, man habe ihnen im Berliner ZK versichert, dass es feste Vereinbarungen mit den sowjetischen Behörden über die baldige Rückkehr sämtlicher Politemigranten nach Deutschland gebe. Koordinationszentrum bei der Erledigung aller Formalitäten sei das wiederbelebte Rote Kreuz, das engen Kontakt sowohl zu den sowjetischen als auch zu den deutschen Dienststellen unterhalte.

Taja ist bedenkenlos für die Übersiedlung in die DDR. Bei endlos dauernden nächtlichen Zwiegesprächen versucht sie mich davon zu überzeugen, dass unser Sohn Shenja die Chance erhalte, in Europa – nicht im kalten und unwirtlichen Sibirien – aufzuwachsen, dass er der brutalen Militärdienstpflicht in der Sowjetarmee entginge, dass sich für ihn ganz andere Ausbildungsmöglichkeiten ergäben. Auch solle ich an mich selbst denken. In Deutschland könnte ich das Lager mit all diesen Wassins und Schtrauchmännern vergessen, könnte schöpferisch tätig sein, vielleicht sogar Vorlesungen halten oder Bücher schreiben. Zudem hatte Mutter die Babelsberger Villa, in der sie wohnten (und in die auch wir einziehen würden), in prächtigen Farben geschildert.

Kurzum: Ehe unsere Swerdlowsker Woche verflossen ist, entschliessen wir uns endgültig, in die DDR überzusiedeln. Und dann kommt tatsächlich (natürlich nach sowjetischen Massstäben!) Bewegung in die Sache. Im Juli 1955 schickt uns die Konsularabteilung der DDR-Botschaft in Moskau Fragebögen und fordert uns auf, Lebensläufe und an die Regierung der DDR gerichtete Einreiseanträge einzusenden. Monatelang sind wir damit beschäftigt, immer neue Anfragen des Moskauer Roten Kreuzes und der Konsularabteilung der DDR zu beantworten, die Antworten noch einmal zu präzisieren.

Dann endlich, am 15. Februar 1956, erhalten wir die offizielle Mitteilung, dass unseren Ausreisanträgen stattgegeben ist, dass aber die Ausstellung der Dokumente noch etwa eineinhalb Monate dauern wird.

In der Tischlerei fertigen die Häftlinge zwei Kisten für den Transport unserer spärlichen Sachen an. Wir kündigen unsere Arbeitsverhältnisse, kaufen für Tajas Mutter von unseren gemeinsamen Ersparnissen ein kleines Häuschen. Da jetzt ausserdem eine zum Teil vor dem Krieg gezeichnete Staatsanleihe ausgezahlt wird, wir aber über einen möglichen Geldumtausch nichts in Erfahrung bringen können, beschliessen wir, noch einmal zusammen zum Schwarzen Meer zu fahren.

So verbringen wir den März 1956 im Süden. Wir fahren am 28. Februar aus Soswa ab, geniessen den Frühling im Kaukasus, die Küste, die malerische Blumenpracht. Wir bleiben 16 Tage in Sotschi, fahren mit dem Schiff nach Suchumi, von dort aus mit dem in *Grusia* umgetauften deutschen Reparationsdampfer nach Sewastopol und von dort aus über Moskau zurück nach Soswa.

In Moskau erfahren wir, dass wir unsere fertigen Ausreisepapiere in zehn oder fünfzehn Tagen erhalten, und kümmern uns um Fahrkarten, Gepäcktransport und Zoll. Noch immer fällt es uns schwer, an diese Wendung unseres Lebens zu glauben.

NACH 23 JAHREN WIEDER IN BERLIN

Der letzte halbe Monat in Soswa vergeht wie im Fluge. Wir packen die beiden Kisten, die die Sträflinge für uns angefertigt haben – unser Gepäck besteht hauptsächlich aus Büchern und Fotoalben, mehr brauchen wir nicht, hat uns doch Mutter in Swerdlowsk ziemlich deutlich gesagt, dass wir den Grossteil der Kleidung, die wir hier tragen, in der DDR nicht anziehen können. Hauptsächlich sind wir mit dem Umzug von Vera Iwanowna in ihr Häuschen beschäftigt.

In den letzten Tagen geht es bei uns wie im Taubenschlag zu, ein Kommen und Gehen. In der schon halbleeren Wohnung drängen sich Leute mit den unterschiedlichsten Anliegen – ob wir nicht irgendwelche Aufträge in Serow, Swerdlowsk oder Moskau erledigen können, ob wir nicht dieses oder jenes, was wir nicht mehr brauchen, verschenken wollen, ob wir nicht versuchen könnten, ein Buch oder Noten oder irgendwas zu kaufen. Vor allem aber melden sich Freunde, Bekannte, Kollegen und Nachbarn, die noch einmal mit uns sprechen oder sich verabschieden wollen: Unsere Ausreise ist ein aussergewöhnliches Ereignis in einer aussergewöhnlichen Zeit.

Vor wenigen Wochen ist nämlich der 20. Parteitag der KPdSU zu Ende gegangen und hat Erwartungen und Hoffnungen bei den Menschen geweckt. Das betrifft natürlich nicht die üblichen sterotypen Jubelreden auf dem Kongress, sondern das abschliessende Referat Chruschtschows in der geschlossenen Sitzung, das in groben Zügen aber bald bekannt wird. Das Referat wird zwar in Presse und Rundfunk nicht erwähnt, aber den Parteimitgliedern (also im Wesentli-

chen den Offizieren) angeblich in vollem Wortlaut vorgelesen. Wenngleich den Zuhörern untersagt wird, etwas mitzuschreiben, werden hinter vorgehaltener Hand Chruschtschows Enthüllungen weitergegeben, und überall wird über eine zweite, weitaus durchgreifendere Entstalinisierungswelle getuschelt, obwohl Chruschtschow auch von den «grossen Verdiensten» Stalins sowie von den trotzkistischen, sinowjewistischen und bucharinistischen «Verrätern» gesprochen hat. Dennoch wird die fehlerhafte Politik des «Grossen Führers» von der Rednerbühne eines Parteitages aus verurteilt. Es ist davon die Rede, dass die «Wiederherstellung der sozialistischen Gesetzlichkeit» eingeleitet werden soll. Den Menschen in Soswa erscheint unsere Abreise schon als ein erstes Ergebnis des durch den Parteitag eingeleiteten neuen Kurses.

Auch ich bin von Zuversicht erfüllt. Ich beginne zu glauben, dass jetzt, genau in diesem Moment, in dem auch mir wieder Flügel zu wachsen scheinen, die internen Machtkämpfe im sowjetischen Politbüro abgeschlossen seien und nun die Phase der Errichtung eines «wirklichen Sozialismus» beginne. Die Freundlichkeit, mit der man uns überall in Moskau empfängt – sei es im Roten Kreuz oder in der DDR-Botschaft –, bestärkt mich in diesem Glauben. Bei der Zollabfertigung öffnet man nicht einmal unsere zwei Kisten, und am Fahrkartenschalter werden wir ausser der Reihe abgefertigt.

Auf der Fahrt von Moskau nach Berlin versuche ich Taja, so gut es geht, auf die neue Lebenssituation einzustimmen. Ich male mir unsere Ankunft in Berlin aus, die «Luxusvilla» in Babelsberg, meine künftige Arbeit. Ich kann nicht schlafen, gehe auf den Gang hinaus, komme ins Abteil zurück und wandle wieder unruhig umher. Endlich – am Morgen des 26. April 1956 – fahren wir über die Oderbrücke und halten im Bahnhof von Frankfurt.

Der erste ernüchternde Eindruck: völlige Menschenleere. Ich bin etwas enttäuscht. Hatte ich etwas anderes erwartet? Aber dann kommen Grenzer und Zollbeamte, die, kaum zu glauben, deutsch sprechen und – sehe ich recht? – in Uniformen stecken, die fast wie Wehrmachtsuniformen aussehen.

Dann beginnt Deutschland: Wälder und Wiesen, kleine Steinhäuser mit Gartengrundstücken, asphaltierte Chausseen. «Ich dachte», sagt Taja, «in Deutschland gäbe es nur Fabrikhallen und Schornsteine. Dass wir so lange durch Wälder und Felder fahren, hätte ich nicht geglaubt.» In Erkner halten wir auf dem Bahnübergang, hinter geschlossener Schranke wartet eine ältere Frau mit einem Fahrrad und einem Hund im Korb: Ein Hund im Fahrradkorb – unvorstellbar in Russland! Taja ist beeindruckt.

Dann fahren wir nach Berlin hinein. Erst kommen die nüchternen Vororte, dann die Mietskasernen der Ostbezirke. Ich schaue wie gebannt hinaus und registriere erschüttert, dass noch immer, elf Jahre nach den Bombennächten, riesige Schutthalden in den Himmel ragen. Es gibt befahrbare Strassen, aber kaum Verkehr. Nur wenige Fussgänger, ganz selten ein Auto.

Unter dem Glasdach des Ostbahnhofes vervielfältigen sich die Echos, als sich unser Zug langsam in die Halle schiebt. Mutter, Hans und irgendwelche Leute, denen wir vorgestellt werden, schütteln uns freudig die Hände, laufen hin und her. Auch wir werden von der Hektik erfasst. Shenja wird auf den Arm genommen, herumgereicht und bewundert. Er ist im Grunde der Einzige, der alles mit selbstverständlicher Miene aufnimmt.

Taja schaut mit grossen Augen umher und wird selbst bestaunt. Die Russinnen, mit denen die Leute hier gewöhnlich in Berührung kommen (meist Offiziersgattinnen), sind dick und selbstbewusst. Sie verachten alles Deutsche und tun so, als gäbe es die deutsche Sprache

gar nicht. Taja aber ist rank und schlank, modebewusst und bemüht sich, in der fremden Sprache einige Freundlichkeiten zu äussern.

Auf dem Bahnhofsvorplatz, wo ein Kleinbus auf uns wartet, sehe ich mich um. Auch hier, mitten im Zentrum, gibt es noch richtige Ruinen, Tapetenfetzen halten der Witterung stand. Dort ist sogar ein zerbrochener Spiegel zu sehen und da die Rückwand eines seltsam in der Luft hängenden Schrankes. Gespenstisch! Das hätte ich nicht für möglich gehalten.

Zunächst werden wir zum Zentralkomitee der SED in der Wilhelm-Pieck-Strasse gebracht. Ich, der «Arbeitsmobilisierte» aus dem Sewurallag, werde im Politbüro empfangen – von Karl Schirdewan, der damals als der zweite Mann nach Ulbricht gilt. Obwohl er meine Odyssee in der Sowjetunion mit keinem Wort erwähnt, spüre ich, dass er bemüht ist, das mir widerfahrene Unrecht wiedergutzumachen. Er lässt Tee bringen und nimmt sich Zeit für ein längeres Gespräch mit mir. Mutter versucht andauernd, sich einzumischen, doch Schirdewan lässt sie nicht zu Wort kommen.

Für Schirdewan bin ich ein Bilderbuchfall unter den Russlandrückkehrern: jung, zukunftsorientiert, tatendurstig und obendrein mit einem sowjetischen Diplom in der Tasche! Viele der aus der Sowjetunion Kommenden sind krank, mutlos, haben Angehörige verloren. Dennoch bleiben, wie ich später erfahre, mehr als 90 Prozent der Rückkehrer in der DDR, wo man sich bemüht, sie mit einer Wohnung und Rente zu versorgen.

Schirdewan erkundigt sich, ob wir eine Unterkunft haben, und bietet uns das für Rückkehrer vorgesehene Startgeld in Höhe von 5'000 Mark an. Hans besteht jedoch darauf, dass sich die Partei um nichts zu kümmern braucht: Für die Wohnung sei gesorgt, für Geld auch. Ich getraue mich nicht, zu widersprechen – was sich natürlich als Fehler erweist.

Am Ende des Gesprächs schlägt Schirdewan mir vier Arbeitsstel-

len vor: als Übersetzer der Lenin-Werke beim Institut für Marxismus-Leninismus, als Mitarbeiter des Gesellschaftswissenschaftlichen Instituts beim ZK (später «Gewi-Akademie»), als Lektor an der Babelsberger Akademie für Staats- und Rechtswissenschaft «Walter Ulbricht» und schliesslich als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Geschichte der Deutschen Akademie der Wissenschaften, wie die DDR-Akademie damals noch heisst.

Mutter will mich gern an die Babelsberger Akademie haben, wo sie Institutsdirektorin ist¹⁸, doch lasse ich mir nicht hineinreden. Durch ihre Schilderungen glaube ich mir ein Bild von der neugeschaffenen Hochschule machen zu können, die Diplomaten ausbilden soll und in der Parteilichkeit mehr zu gelten scheint als Wissenschaft. Dasselbe nehme ich – wie sich später herausstellt, zu Unrecht – vom Gewi-Institut an. Bleiben also zwei Angebote: Lenin-Übersetzung und Akademie der Wissenschaften.

Zu Lenin habe ich damals zwar noch ein unkritisches Verhältnis, doch widerstrebt es mir, mich ins stille Kämmerlein zurückzuziehen und mir über die richtige Übertragung Lenin'scher Termini zu brüten. So entscheide ich mich für die Akademie der Wissenschaften.

Schirdewan scheint über meinen Entschluss nicht erstaunt. Er telefoniert sofort mit einem Abteilungsleiter des Instituts für Geschichte und kündigt mich als vielversprechenden Absolventen einer sowjetischen Universität an.

Danach wird über Tajas beruflichen Neuanfang gesprochen. Man bringt sie bei der günstigerweise in Babelsberg gelegenen DEFA in einem Bereich unter, wo der Schwerpunkt auf dem Erlernen der Sprache liegt. Nach wenigen Tagen tritt sie ins Orchesterbüro der DEFA ein. Zufrieden verlassen wir schliesslich das ZK-Gebäude.

Der Kleinbus zuckelt mit uns in Richtung Potsdam. Auf der Ausfallstrasse am Schönefelder Flugplatz wundere ich mich, dass schon wieder die Papiere vorgezeigt werden müssen. Dann rollen wir, West-Berlin südlich umfahrend, durch nichtssagende Ortschaften. Ich sehe angespannt aus dem Fenster, versuche, Anzeichen eines sozialistischen Wandels zu entdecken. Aber sosehr ich mich bemühe: Die Häuser, die heruntergekommenen Fassaden, das Pflaster, die Strassenbahnen, die Menschen – sie weisen solche Anzeichen nicht auf.

ANMERKUNGEN

- 1 Nachträgliche Anmerkung von W.R. (nach 1990): Dieser Kumpel war, wie heute jeder weiss, der berüchtigte spätere Stasi-Chef Erich Mielke.
- 2 *Anmerkung des Herausgebers: Gleichbedeutend mit Ministerin; nach der Oktoberrevolution wurden die Ministerien in «Volkskommissariate» umgewandelt.*
- 3 *Anmerkung des Herausgebers: In der Komintern-Kaderakte der Mutter von W.R. findet sich der Hinweis vom 11. Oktober 1936, dass ihr Sohn Wolfgang Ruge «ohne Kenntnis der Partei auf der Deutschen Botschaft war».*
- 4 *Anmerkung des Herausgebers: Hier irrt W.R. wahrscheinlich. Zum Zeitpunkt der Ausreise von Charlotte und Hans (Februar 1938) war Abramow-Mirow schon drei Monate tot (vgl. Wladislaw Hedeler, «Chronik der Moskauer Schauprozesse», Berlin 2003). Aus den inzwischen zugänglichen Komintern-Kaderakten von Charlotte und Hans (die Akten der OMS sind noch immer geschlossen!) lässt sich entnehmen, dass sie 1937 von Hilde Tal denunziert wurden, mit dem Volksfeind Alexander Emel befreundet zu sein.*
- 5 *Anmerkung des Herausgebers: Tatsächlich über 2/0 (siehe dazu Glossar unter «GULAG»).*
- 6 Nachträgliche Anmerkung von W.R. (1988): Als ich diese Aufzeichnungen anfertigte, waren Perestroika und Glasnost in der SU gerade erst angelaufen. Etwas später begann die sowjetische Presse einzelne Untersuchungen über die Schreckenszeit zu veröffentlichen. Jetzt (im April 1988) hat die «Nedelja» (Wochenendbeilage der «Iswestija») erstmals Opferzahlen veröffentlicht. Danach starben während der Kollektivierung 18 bis 20 Millionen Menschen, und zwischen 1935 und 1953 noch mal so viele.
- 7 Anmerkung von W.R.: Es ist dies, wie ich 15 Jahre später erfahre, die Schrift des in die USA emigrierten deutschen Kommunisten Albert Schreiner, in

- dessen Akademie-Abteilung ich nach meiner Rückkehr nach Berlin komme. Schreiner hat dieses Buch (es heisst «Hitlers motorisierte Stossarmee») allerdings unter dem Pseudonym A. Müller veröffentlicht.
- 8 Nachträgliche Anmerkung von W.R. (1994): Meine Ahnungen haben sich bestätigt. Am 10. Mai 1994 veröffentlicht «Neues Deutschland» eine Liste deutscher Antifaschisten, die 1937/38 in Butowo bei Moskau erschossen worden sind. Unter Nummer 35 wurde dort auch Hilde Tal aufgeführt. Sie wurde am 5. Oktober 1937 verhaftet und wegen «Teilnahme an konterrevolutionären, terroristischen Organisationen» verurteilt. Erschossen am 19. März 1938. Rehabilitiert am 28. September 1957.
- 9 *Anmerkung des Herausgebers: Karaganda ist ein Gebiet im Zentrum der kasachischen Steppe, dessen Hauptstadt ebenfalls Karaganda heisst. Das Gebiet ist dafür bekannt, dass dort seit den Terrorjahren zahlreiche Arbeitslager entstanden sind.*
- 10 *Anmerkung des Herausgebers: Gemeint ist Doiinka, der Sitz der Verwaltung des Karlag.*
- 11 *Anmerkung des Herausgebers: W.R. überträgt hier die Wortschöpfung «Germanez» ins Deutsche. Im Unterschied zu «Nemez» (Deutscher), das vom russischen «nemoi» (stumm) abgeleitet ist, verweist «Germanez» auf die Länderbezeichnung «Germania».*
- 12 *Anmerkung des Herausgebers: Der Text bis hierher stammt aus den achtziger Jahren. Den nächsten Satz schreibt W.R. 1998.*
- 13 *Anmerkung des Herausgebers: Offenbar ist mit «sploschnoi powal» gemeint, dass die Bäume nur gefällt, also nicht zerkleinert, entastet, gestapelt werden, dass keine Wege angelegt und keine sonstigen Arbeiten gemacht werden müssen – eine Situation, die praktisch nie eintritt.*
- 14 *Anmerkung des Herausgebers: Vermutlich erinnert W.R. diese Stelle: «Auf den Pritschen liegen Mützen, Schuhwerk, Brotkanten, mit Papier oder Läppchen zugestopfte leere Milchflaschen und Schuhleisten; ... auf den Regalen sieht man Teekessel, Brot und Kästchen.» In: Anton Tschechow. «Die Insel Sachalin», Zürich 1976, Seite 63, aus dem Russischen von Gerhard Dick.*
- 15 *Anmerkung des Herausgebers: «Zwischen den Beinen der Mädchen ist die Wonne der Knaben.»*
- 16 *Anmerkung des Herausgebers: Zeichnung von Ljonja Usaitis siehe Bildteil.*

ANMERKUNGEN

- 17 *Anmerkung des Herausgebers: Nach Aussage von Walter Ruge geschah dies vor allem aufgrund einer Denunziation, die ihm unterstellte, im Jahre 1939 den Hitler-Stalin-Pakt kritisiert zu haben. Absurderweise erfolgte seine Verhaftung erst 1941, nachdem Hitler die Sowjetunion überfallen hatte.*
- 18 *Anmerkung des Herausgebers: Die Sektionen wurden dort als «Institute» bezeichnet.*

NACHWORT VON EUGEN RUGE

Wolfgang Leonhard, der 1935 als Vierzehnjähriger zusammen mit seiner Mutter vor dem Nationalsozialismus in die Sowjetunion geflohen ist, kehrt 1945 mit der «Gruppe Ulbricht» nach Deutschland zurück. Eine Zeitlang arbeitet er in der sowjetischen Besatzungszone im Parteiapparat, als Dozent an der Parteihochschule. 1949 flieht er nach Jugoslawien und schliesslich nach Westdeutschland. Fünf Jahre später veröffentlicht er nach einem, wie er es nennt, «qualvollen Prozess des Zweifels und der Rechtfertigung» einen Bericht über seine Jahre in der Sowjetunion, der unter dem Titel «Die Revolution entlässt ihre Kinder» berühmt werden wird.

Wolfgang Ruge, der 1933 als Sechzehnjähriger zusammen mit seinem zwei Jahre älteren Bruder in die Sowjetunion flieht, sieht Deutschland erst Jahre nach Wolfgang Leonhard wieder. Im Gegensatz zu Leonhard, der während des Krieges die Kominternschule besucht und als Rundfunksprecher im Sender «Freies Deutschland» arbeitet, hat Ruge viele Jahre im Gulag und in der Verbannung verbracht. Trotz allem wählt er 1956 die DDR als Wohnort. Er flieht *nicht* nach Westdeutschland. Ein Bericht über seine Erfahrungen in der Sowjetunion erscheint erst *ein halbes Jahrhundert später*.

Die Frage, warum mein Vater nach dem, was er im «Gelobten Land» erlebt hat, nicht in den Westen gegangen ist, wird mir noch heute oft gestellt. Dass mehr als 90 Prozent der Rückkehrer aus der Sowjetunion die DDR gewählt haben, sagt nichts über die Gründe seiner Entscheidung. Einen einfachen, persönlichen Grund nennt er

in seinem Buch selbst (und lässt dadurch erkennen, dass der Gedanke, wie flüchtig auch immer, erwogen wurde): Seine Frau, meine Mutter, Taissja Ruge, hätte, wenn sie nach Westdeutschland gegangen wären, ihre in Sibirien zurückbleibende Mutter nicht mehr besuchen können. Auch die Tatsache, dass Wolfgang Ruge buchstäblich am Tag seiner Rückkehr eine Stelle am Institut für Geschichte an der Akademie der Wissenschaften angeboten wurde (als einfacher wissenschaftlicher Mitarbeiter mit knapp über 600 Mark Monatsgehalt), mag seinen Vorsatz, in der DDR zu bleiben, noch bestärkt haben. Entscheidend aber war etwas anderes.

1949, als Leonhard dem Sozialismus den Rücken kehrt, ist an das Ableben Stalins nicht zu denken. Die Diktatur scheint nach dem Krieg gefestigt wie nie zuvor. Jeder Versuch der Demokratisierung (wie etwa in Jugoslawien) wird als konterrevolutionär verunglimpft. Noch während Leonhard sein Buch schreibt, finden Schauprozesse in mehreren sozialistischen Staaten statt. Der Terror hat noch immer kein Ende gefunden.

1956, bei der Rückkehr von Wolfgang Ruge, ist Stalin bereits drei Jahre tot. Auf dem berühmten 20. Parteitag leitet Nikita Chruschtschow die Abkehr vom Stalinismus ein. Zum ersten Mal werden die Verbrechen des Diktators benannt. Die Atmosphäre in der Sowjetunion scheint sich zu wandeln. Wolfgang Ruge glaubt Anzeichen dafür zu sehen, dass der Aufbau einer wahrhaft sozialistischen Gesellschaft beginnt. Wenngleich für ihn feststeht, dass der Stalinismus ein verbrecherisches System war, hat er den Glauben bewahrt an eine Gesellschaft ohne Konkurrenz, ohne erniedrigende Ungleichheit, ohne die Herrschaft des Geldes.

Aber erklärt das, warum sein Bericht ausbleibt?

Gewiss, eine Veröffentlichung in der DDR war unmöglich.

Und eine Veröffentlichung im anderen, westlichen Deutschland, das er bis zum Schluss als das fremde, ja sogar als das gegnerische empfand, kam für Wolfgang Ruge nicht in Frage. Auch hätte ein solcher Schritt wahrscheinlich schwerwiegende Repressalien nach sich gezogen. Und wer will einen Menschen, der 15 Jahre in Lager und Verbannung zugebracht hat, verpflichten, um der Wahrheit willen weitere Repressionen auf sich zu nehmen? Doch warum hat er den Bericht nicht wenigstens niedergeschrieben? Warum lag das fertige Manuskript nicht 1989, zur Wende, im Schubkasten bereit? Muss man annehmen, dass der Historiker Wolfgang Ruge von der Vergangenheit nichts wissen wollte? Hat er das Erlebte verdrängt, um mit seinen Kompromissen leben zu können?

Dass er es nicht einfach verdrängt hatte, kann ich bezeugen – und viele andere auch. Zumindest im nicht öffentlichen Raum hat er offen über seine Jahre in der Sowjetunion gesprochen (im Gegensatz zu den meisten anderen Deutschen, die aus der Sowjetunion in die DDR gingen). In der DDR hatten solche Erzählungen Sensationscharakter. Sie hatten den Geruch der Blasphemie, und ich erinnere mich gut daran, wie mein Vater in seinem grossen, grünen Ledersessel sass und dem gebannten Publikum seine Geschichten über Gulag und Verbannung präsentierte, immer in anekdotenhafter Form, immer lächelnd, immer ohne erkennbare emotionale Beteiligung.

Oft, und je älter ich wurde, desto öfter, habe ich ihn aufgefordert, sein Leben, oder zumindest diesen Teil seines Lebens, aufzuschreiben. Stets winkte er ab: Niemand würde seine Geschichte veröffentlichen, wozu also? Für mich, habe ich geantwortet. Für die Nachwelt. Aber er schüttelte nur den Kopf. Dass er in Wahrheit längst daran arbeitete, hat er mir verheimlicht. Nicht etwa, weil er mir verheimlichen wollte, *was* er schrieb, sondern *dass* er schrieb, Weil er, wie

ich heute verstehe, keineswegs sicher war, ob er mit seinem Lebensstoff fertig werden würde.

Denn ein Bericht ist nicht einfach ein Bericht. Ein Bericht ist immer auch ein Auswählen, Werten, Stellung-Beziehen. Jeder Berichtende nimmt eine Haltung ein, formuliert einen Standpunkt. Um diesen Standpunkt hat Wolfgang Ruge zeitlebens gerungen. Seine Haltung zu dem, was er zu berichten hatte, veränderte sich fortwährend. Noch in die letzten Fassungen seines Berichts fügt er Passagen ein, die auf ein anhaltendes ideologisches Besetztsein hindeuten, während er andererseits schon sehr früh in radikaler und mitunter sachlich anfechtbarer Weise gegen die Sowjetunion urteilt – so zum Beispiel, wenn er den Begriff «Genozid» für das Vorgehen gegen die nationalen Minderheiten in Anschlag bringt.

Es kommt noch etwas anderes hinzu. Als ich seinen Bericht nach vielen Jahren endlich zu lesen bekam, stellte ich fest, dass ich viele der Ereignisse und Episoden schon aus seinen Erzählungen kannte. Und doch war, was ich las, neu. Obwohl es das Gleiche zu sein schien, unterschied es sich stark von dem Gehörten. Was ich las, waren *keine* Anekdoten, klang keineswegs gelassen und distanziert. Es war der Bericht eines verletzten und verletzten Menschen, und erst jetzt begriff ich, dass das Lächeln, das er aufzusetzen pflegte, wenn er in seinem Sessel sass und blasphemische Pointen abschoss, nichts anderes gewesen war als *Abwehr*,

Wolfgang Leonhard war Zeuge des Terrors. Wolfgang Ruge hat den Terror *erlebt*. Neben vielen anderen Gründen, die ihn gehindert haben mögen, seinen Bericht in einer plausiblen Frist zu vollenden, ist es die Tatsache, dass seine Erlebnisse nicht nur schwer oder ernüchternd waren, sondern – ich erlaube mir, dieses allzu oft gebrauchte Wort zu verwenden – *traumatisch*. Wolfgang Ruge hat, so

glaube ich, zeitlebens nach einer angemessenen Form für die Verarbeitung seines Traumas gesucht. Und das ist der zweite Grund für die komplizierte Entstehungsgeschichte dieses im Grunde nie fertig gewordenen Buches.

In einer Fussnote des Originalmanuskripts bemerkt Wolfgang Ruge: «Ich stütze mich hier auf Notizen und z.T. schon recht ausführliche Aufzeichnungen, die ich in grossen Abständen seit den sechziger Jahren angefertigt habe.»

Diese Aufzeichnungen sind verloren. Die frühesten erhaltenen Texte stammen aus den achtziger Jahren. Sie sind Teil einer umfassenden *Familiengeschichte** der Ruges, die im 17. Jahrhundert mit dem ersten eindeutig nachweisbaren Vorfahren einsetzt. Vielleicht ist es symptomatisch, dass Wolfgang Ruge sich seiner eigenen Geschichte vorsichtig, über den Umweg einer Familiengeschichte nähert, als brauche er einen Anlauf. Die ersten sieben Bände des umfangreichen Werkes sind den Vorfahren gewidmet, vor allem den rugischen, aber, soweit bekannt, auch den aus Sibirien Stammenden. Diese Bände schliessen Kapitel über seine Eltern, seinen Bruder Walter oder seine Frau Taissja Ruge ein.

Der achte Band sollte den Nachfahren gewidmet sein, also vor allem mir, seinem Sohn, und möglicherweise den Enkeln. Er ist nie geschrieben worden.

Erst die Bände neun bis dreizehn waren für seine eigene Lebensgeschichte reserviert, von der Kindheit bis in die Nachwendezeit. Geschrieben hat er indes nur die Bände neun bis elf, das heisst, *von der Kindheit des Autors bis zu seiner Rückkehr aus der Sowjetunion*. Dieses Textmaterial zerfällt wiederum in zwei zu sehr verschiedenen

* Das gesamte Werk ist im Nachlass W.R.s in der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften zu finden.

Zeiten geschriebene Hälften: die Zeit von der Kindheit (Band neun) über die Moskauer Jahre bis zur Deportation nach Kasachstan (Band zehn); und die Zeit der Zwangsarbeit und der anschließenden Verbannung (Band elf).

Die erste Hälfte des Manuskripts wurde in den achtziger Jahren geschrieben. Wie sich aus verschiedenen Anmerkungen und nachträglich eingefügten Fussnoten rekonstruieren lässt, beginnt Wolfgang Ruge 1981 mit der Arbeit, also kurz vor seiner Emeritierung. Schon vorher ist er vom Posten eines Abteilungsleiters zurückgetreten, um weniger Zeit mit administrativer Arbeit verschwenden zu müssen, seitdem zieht er sich immer öfter in sein Sommerhaus auf Rügen zurück, wo er unter anderem an seinen Erinnerungen arbeitet. Wenngleich er auch nach seiner Emeritierung noch in Arbeitsprojekte des Akademieinstituts eingebunden ist, bleibt es erstaunlich, dass ein Mann, der in 26 Jahren seines aktiven Berufslebens über 800 Publikationen zusammengebracht hat (darunter viele Bücher und umfangreiche Beiträge zu Sammelbänden), im Verlauf von sieben oder sogar acht Jahren nicht über die erste Hälfte des geplanten Projekts hinauskommt.

Zwar beginnt er noch in den achtziger Jahren an Buch elf (Zwangsarbeit und Verbannung) zu schreiben, bringt es aber nur auf vier Absätze, dann reisst der maschinengeschriebene Text ab und wird, nunmehr computergeschrieben, mit der lapidaren Bemerkung «Fortsetzung (aufgezeichnet 1998)» wieder aufgenommen. Ganz offensichtlich sind es die Ereignisse im November 1989, die die Unterbrechung verursachen. Fast *zehn Jahre* lang ruht das Manuskript nun. Wolfgang Ruge wendet sich anderen Arbeiten zu. Unmittelbar nach der Wende schreibt er ein kleines Buch, in dem er als Historiker mit dem Stalinismus abrechnet: «Stalinismus – Sackgasse im Laby-

rinth der Geschichte» (Deutscher Verlag der Wissenschaften 1991); danach mehrere Texte über Lenin, die ich 2010 zu einem Buch zusammengefasst und gemeinsam mit Wladislaw Hedeler unter dem Titel «Lenin – Vorgänger Stalins» bei Matthes & Seitz, Berlin, herausgegeben habe. Daneben schreibt er ungezählte Zeitungsartikel und hält etliche Vorträge zu ähnlichen Themen.

Wie immer man diese Arbeiten beurteilt, Wolfgang Ruge scheint in dieser Periode seines Lebens geradezu besessen von dem Wunsch, endlich die unverblümete Wahrheit schreiben und sagen zu können. Jahrzehntlang hat er sich als Historiker mit der Weimarer Republik und mit dem Nationalsozialismus beschäftigt, und wenn er bei diesen Themen nur in geringem Umfang gezwungen war, seine Überzeugungen anzupassen oder zu verleugnen, so blieben die Kernthemen seines Lebens im Grunde stets ausgespart. Jetzt ist es, als wolle Wolfgang Ruge alles Unterdrückte, Verleugnete in wenigen Jahren nachtragen. Allerdings – jetzt, wo alles gesagt werden darf, ist das Interesse an dem Gesagten begrenzt. Es gibt für den Ex-DDR-Historiker kaum Publikationsmöglichkeiten, und seine häufig im ehemaligen Parteiorgan «Neues Deutschland» veröffentlichten Glossen regen die ehemaligen Genossen so auf, dass er Beschimpfungen und sogar Morddrohungen erntet. Für die einen «Altkommunist», für die anderen «Antikommunist», beginnt er, politisch zu vereinsamen. Auch der einstige Freundeskreis zerstreut sich zusehends. Der Tod seiner Frau (1993) macht ihm zu schaffen.

Als er die Arbeit an seiner Lebensgeschichte im Jahr 1998 endlich wieder aufnimmt, ist er 81. Ob er die eigene Geschichte für weniger wichtig hält als die inzwischen verfassten Arbeiten oder ob er die Zeit gebraucht hat, um emotional, aber auch gedanklich der sich schlagartig verändernden Weltlage nachzukommen, sei dahingestellt. Fest

steht, dass sich in dem Text, den er nun weiterschreibt, allmählich Anzeichen geistiger Erschöpfung bemerkbar zu machen beginnen. Sprachliche Nachlässigkeiten schleichen sich ein. Für Aussenstehende noch nicht wahrnehmbar, im Alltag nicht spürbar, hat bei Wolfgang Ruge ein Prozess eingesetzt, den die Ärzte bald mit dem Begriff *Alzheimer-Demenz* belegen werden.

Es ist seiner guten Bekannten, Helga Gottschlich, zu verdanken, dass Wolfgang Ruge rechtzeitig den Gedanken aufgibt, eine komplette Biographie zu vollenden. Daraus ergibt sich allerdings das Problem, dass der erste, noch in den achtziger Jahren geschriebene Teil, der als Gesamtbioographie angelegt war, nun grundlegend überarbeitet werden muss.

Das unmittelbare Resultat dieser ersten Überarbeitung liegt nicht vor. Was vorliegt, ist lediglich die Überarbeitung dieser Überarbeitung, welche mit Hilfe und unter dem Einfluss von Helga Gottschlich zustande kam.

Diese Überarbeitung betrifft beide Teile des Manuskripts (achtziger und neunziger Jahre). Der Text hat nun die Form eines selbständigen, aus der Familiengeschichte herausgelösten Projekts. Die Geschichte beginnt konsequenterweise mit der Flucht aus Deutschland; Kindheit und frühe Jugend werden in Rückblenden nachgetragen. Der Achtziger-Jahre-Teil wird dabei stark gekürzt, zu Recht, denn trotz des schon beachtlichen zeitlichen Abstands war es Wolfgang Ruge nicht immer gelungen, einen ausreichenden inneren Abstand zum Stoff zu entwickeln, neben erstaunlichen Bekenntnissen und wertvollen, faktenreichen Berichten gab es hier auch Überflüssiges, allzu Detailliertes, zahlreiche Auslassungen schienen durch die Wende überholt, da sie vom Wissens- und Erfahrungsstand eines DDR-Bürgers ausgehen.

Andererseits sind gerade die letztgenannten Passagen nicht immer uninteressant, weil sie die inselhafte Schreibsituation Wolfgang Ru-

ges spüren lassen; weil sie etwas von der DDR erzählen, von ihren Geheimnissen, Beschränkungen, Verboten. Das Rätselraten um die Opferzahlen der stalinistischen Herrschaft bringt vielleicht keinen wissenschaftlichen Gewinn, sagt aber viel über den Ort und die Zeit der Entstehung des Textes. Ausserdem fallen den Streichungen einige Passagen über die Atmosphäre in Moskau der späten dreissiger Jahre zum Opfer, die durchaus erzählenswert scheinen.

Zugleich wird der Text im Verlaufe der Überarbeitung hier und da durch philosophische Spekulationen angereichert oder «lyrisch» aufgebauscht. Auch in den Handlungsverläufen fallen winzige Unterschiede auf. Wenn in der ersten, in den Achtzigern geschriebenen Hälfte mitunter zu wenig Distanz zum Erlebten zu spüren war, so ist nach der zweiten Überarbeitung das Gegenteil zu befürchten: dass der Text sich von der erlebten Wirklichkeit zu entfernen beginnt.

Es besteht kein Zweifel, dass es sich um ein aufrichtiges Buch handelt. Es ist *kein* Rechtfertigungsbuch, wie Autobiographien es mitunter zu sein pflegen. Im Gegenteil, Wolfgang Ruge scheint jede Position seines Lebens auf ihre Haltbarkeit zu prüfen und lässt dabei die unangenehmen Dinge nicht aus. So gibt es nach einem halben Jahrhundert keinen Grund, einzugestehen, dass er in Kasachstan vom NKWD zur Unterzeichnung eines Dokuments gezwungen wurde, in dem er sich zur Spitzelarbeit bereit erklärt. Er tut dies um der Wahrheit willen. Gewiss wird das Geständnis dadurch erleichtert, dass es zu einer tatsächlichen Spitzelarbeit dann nicht mehr kommt, und doch legt dieses Detail nahe, dass hier keine Verdrängungsarbeit stattfindet, sondern Erinnerungsarbeit.

Aber Erinnerungen sind kein Fixum, sondern werden, wie uns Psychologen und Neurobiologen lehren, im Grunde genommen immer wieder neu nach Plausibilitätskriterien kreiert.

Vorgänge werden abgekürzt, umgeformt, geglättet, je öfter eine Erinnerung «überarbeitet» wird, desto mehr. Gewiss ist es unbedenklich, wenn der Stiefvater Hans Baumgarten, anstatt (wie in der ursprünglichen Version) mit den Brüdern Stockholm zu besichtigen, erst auf dem Dampfer nach Turku mit Wolfgang und Walter Kontakt aufnimmt. Schwieriger wird es, wenn Wolfgang Ruges «Ausbruchversuch» nach Palästina ursprünglich *vor* den ersten Berichten über die Terrorzeit und *vor* dem Verlust der Wohnung und den elenden Fahrten nach Klin platziert wird, in der späteren Fassung aber *danach*. Obwohl dieses Ereignis (und der damit verbundene Gang zur deutschen Botschaft, über den mein Vater sein Leben lang geschwiegen hat) nicht ausdrücklich umdatiert wird, entsteht der Eindruck, als sei er hier nachträglich dem Wunsch erlegen, seine Motive durch die Umstellung der Erzählreihenfolge zu stärken.

Hinzu kommen sprachliche Probleme. Im Verlauf der Arbeit nimmt Wolfgang Ruges Demenzkrankheit zu, es fällt ihm offenbar immer schwerer, notwendige Korrekturen zu akzeptieren und umzusetzen. Schliesslich geht der Text – ohne dass ich ihn vorher zu Gesicht bekomme – mit all seinen Unzulänglichkeiten zum ehemals kommunistischen Bonner Pahl-Rugenstein-Verlag und erscheint im Spätsommer 2003, unverändert, ohne Anmerkungen oder Begriffserklärungen, dafür aber mit einem Bildteil, der neben zahlreichen Ungenauigkeiten (Sterbedaten fehlerhaft, Familien- und Vatersnamen werden verwechselt) manches Kuriosum enthält – so findet sich dort ein undatiertes Foto, auf dem ein rundlicher Wolfgang Ruge, umgeben von Picknickbrot und Weinflaschen, die «Lagerzeitung» liest, wie die Bildunterschrift behauptet (in Wirklichkeit stammt das Foto aus den fünfziger Jahren, und Wolfgang Ruge liest nicht die «Lagerzeitung», sondern die deutschsprachige «Rundschau»).

Aus solchen und anderen Gründen schien mir eine sorgfältig überarbeitete Neuauflage dieses im Kern grossartigen, wichtigen und in seiner Art einmaligen Buches nötig. Es ist nicht nur ein beeindruckendes Zeugnis menschlicher Leidens- und Lebensfähigkeit, es ist zugleich ein aussergewöhnliches Zeitdokument, das Verbannung und Zwangsarbeit in der Sowjetunion aus der Perspektive eines deutschen Kommunisten beschreibt und insbesondere über die Deportation deutschstämmiger Menschen in der Sowjetunion und ihre Mobilisierung in die sogenannte Arbeitsarmee umfassend Auskunft gibt.

Ich habe mich entschieden, den Text auf den jeweils frühesten verfügbaren Textversionen zu gründen. Die Teile «Neue Heimat» und «Die Steppe» beruhen auf dem in den achtziger Jahren geschriebenen Abschnitt, der bis zur Verbannung nach Kasachstan führt. Die Teile «Der Hunger» und «Die Ewigkeit» beruhen auf dem 1998 begonnenen Manuskript. Passagen über Wolfgang Ruges Mutter, seinen Vater, seinen Bruder und seine Frau Taissja habe ich stellenweise durch Texte aus anderen Bänden der schon erwähnten Familiengeschichte ergänzt oder ersetzt.

Der Text wurde im Verlauf der Überarbeitung gekürzt und einem kritischen Vergleich mit späteren Fassungen unterzogen. Dabei habe ich mich nur dann gegen die ursprüngliche Version entschieden, wenn gute Gründe für die Neufassung zu erkennen waren. Wo es durch Kürzungen oder Umstellungen nötig war, habe ich Satzstrukturen verändert, ohne den Inhalt zu berühren. Sprachliche Probleme, die sich durch die Krankheit Wolfgang Ruges in den Text eingeschlichen haben, wurden behutsam, oft nur durch Streichung, behoben.

Bei alledem unterstützte mich Isabell Trommer, der ich hiermit herzlich danke.

Ebenso danke ich Wladislaw Hedeler, der Personenregister und

Glossar erstellt, den Text auf sachliche Fehler prüfte und für alle historischen Fachfragen zur Verfügung stand.

Um den Text leichter lesbar zu machen, wurden einige wenige Anmerkungen hinzugefügt und alle im Glossar erklärten Begriffe beim ersten Auftauchen mit einem * versehen.

Eugen Ruge, August 2011

AMO-SIL: Abk. für *Aiotomobilnoje moskowskoje obschestwo-saivod imeni Lichatschevoa*, Moskauer Automobilgesellschaft-Lichatschow-Werk, auch SIS genannt – Abk. für Sawod imeni Stalina.

Arbeitsarmee: Russ. *Trudowaja armija*. Seit Mitte Februar 1942 diente die Arbeitsarmee der Mobilisierung von Arbeitskräften unter Kriegsbedingungen. Zunächst wurden Männer im Alter von 17 bis 50 Jahren einberufen, die Verfügung vom 7. Oktober 1942 bezog in die Mobilisierung Männer der Altersgruppen 15 bis 16 und 51 bis 55 Jahre ein. Auch Frauen im Alter von 16 bis 45 konnten einberufen werden. Die Arbeitsverpflichtung galt für die Dauer des Krieges, die Mobilisierten wurden beim Bau von Eisenbahnen, Strassen und Kanälen sowie für Forstarbeiten eingesetzt.

ASA: Abk. für die Anklageformel *antisoiuetskaja agitazija* (antisowjetische Agitation). Das Strafmass war im Paragraph 58 des Strafgesetzbuches der RSFSR Absatz 10 mit Todesstrafe bzw. Verurteilung zu mindestens drei Jahren Haft angegeben.

DEFA: Abk. für Deutsche Film AG, gegründet am 17. Mai 1946 in Potsdam-Babelsberg. 1992 wurde sie von der Treuhand verkauft.

Deutsche Zentralzeitung (DZZ): Am 1. Januar 1926 gab das Zentralbüro der deutschen Sektionen beim ZK der KPdSU(B) «Unsere Bauernzeitung» heraus. Seit dem 16. Mai 1926 erschien sie unter dem Titel «Deutsche Zentralzeitung für Stadt und Land». Nachdem das Zentralbüro der deutschen Sektionen beim ZK der KPdSU(B) aufgelöst worden war, kam die Zeitung unter die Vormundschaft der deutschen Vertretung bei der Komintern. Ihr Untertitel hiess nunmehr «Zentralorgan der deutschen Werktätigen in der Sowjetunion». Seit 1931 erschien sie täglich in einer Auflage von bis zu 20'000 Exemplaren.

Dochodjaga: Lagerjargon, russ. etwa «Dahinsiechender»; vgl. mit dem Begriff des «Muselmanns», der in deutschen KZs für Häftlinge gebraucht wurde, die im Begriff waren, an Entkräftung zugrunde zu gehen. In den ersten drei Mo-

naten des Jahres 1948 entledigte sich das GULAG jener Häftlinge, die von den eingesetzten Ärztekommisionen als unheilbar krank oder nicht mehr arbeitsfähig eingestuft worden waren, durch «vorfristige Entlassung».

Ehemalige: Russ. *Bytuschie*. In der Amtssprache des NKWD Sammelbegriff für Funktionsträger sowie die Oberschicht im vorrevolutionären Russland. In den Jahren des Grossen Terrors war die Zugehörigkeit zu dieser Gruppe ein Verhaftungsgrund.

EK Kis Abk. für Exekutivkomitee der Kommunistischen Internationale, das Leitungsorgan der Komintern.

Gesellschaft der alten Bolschewiki: Russ. *Obschestwo starych bolschewikow*. Die Gesellschaft bestand von 1922 bis 1935 zunächst im Rahmen des Ispart, später des Lenin-Institutes. Ihre Aufgabe war die Erziehung der Jugend sowie die Sammlung von Dokumenten. Im Januar 1934 gehörten ihr 2'000 Mitglieder an.

Gesellschaft ehemaliger politischer Zwangsarbeiter und Verbannter (gemeint ist: des zaristischen Russland) in der Sowjetunion: Russ. *Obschestwo bytuschich polititscheskich katorshan i ssylno-poselenzeiu*. Die Gesellschaft bestand vom 12. März 1921 bis Juni 1935 und gab die Zeitschrift «Katorga i ssylka» (Zwangsarbeit und Verbannung) heraus. Diese als parteiunabhängig gegründete Gesellschaft geriet seit 1925 unter zunehmende finanzielle und ideologische Abhängigkeit der Kommunistischen Partei.

Gesellschaft für kulturelle Verbindungen mit dem Ausland: Russ.

Wsesojusnoe obschestwo kulturnoj stojasi s saganizej (WOKS). Die Gesellschaft bestand von 1925 bis 1958. Ihre Aufgaben waren die Information der sowjetischen Öffentlichkeit über die Kulturentwicklung im Ausland und die Propagierung der Errungenschaften der sowjetischen Kultur im Ausland.

GULAG: Abk. für *Glaumoe upravlenie lagerej*, Hauptverwaltung der Lager (im Unterschied zum einzelnen Lager, Gulag). Die sowjetischen Lager unterstanden dem Volkskommissariat des Innern, NKWD. Von 1929 bis 1930 nahm die Zahl der Lagerhäftlinge, die an wichtigen Objekten des Fünfjahresplanes eingesetzt wurden, ständig zu. Anfang 1930 waren es 250'000 bis 300'000 Häftlinge. Aber erst in den Jahren 1931 bis 1934 war das Lager system so weit umstrukturiert, dass die Arbeitslager eine «Planposition» darstellten. Im Juli 1934 wurde die Hauptverwaltung Lager (GULAG) innerhalb des

NKWD geschaffen, der fortan die Verwaltung aller Lager oblag. 1934 gab es 14 sogenannte Arbeitsbesserungslager, in denen 510309 Häftlinge Zwangsarbeit leisten mussten. Von 1935 bis 1937 betrug die Gesamtzahl aller Häftlinge (einschliesslich der Gefängnisse und Arbeitskolonien) in der UdSSR über eine Million. Auf dem Höhepunkt des Massenterrors vom 1. Juli 1937 bis 1. April 1938 befanden sich in den Lagern des NKWD über zwei Millionen Häftlinge. Das in der UdSSR von 1931 bis 1960 quantitativ vorherrschende Arbeitslager war das zwischen einem und fünf Jahren existierende Lager. Davon gab es über 270. An zweiter Stelle folgten über 100 maximal ein Jahr bestehende Lager. An dritter Stelle über 80 zwischen fünf und zehn Jahren bestehende Lager. Diese Rangfolge änderte sich – abgesehen von den Kriegsjahren 1941 bis 1945 – nicht, als die maximal ein Jahr existierenden Lager auf Platz eins aufrückten. In den Lagern gab es sowohl Kriminelle als auch politische Gefangene, das heisst nach dem Paragraphen 58 des Strafgesetzbuchs der RSFSR Verurteilte. Die zur sogenannten Arbeitsarmee mobilisierten Deutschen oder Deutschstämmigen wurden formell von den Häftlingen unterschieden. Kriegsgefangenenlager waren nicht dem Gulag-System unterstellt. Die Sterberate war in den verschiedenen Lagern sehr unterschiedlich, die Schätzungen schwanken zwischen 2,5 und 50 Prozent. Die Menschen starben vor allem an Unterernährung und Entkräftung. Auch die Zahl der Opfer ist umstritten, jedoch muss man von weit mehr als einer Million Opfern ausgehen.

Gulag: Umgangssprachlich für das einzelne Besserungsarbeitslager, *Ispravitelno-trudowoj lager*.

Haus der Gewerkschaften: Im zentral gelegenen Moskauer Haus der Gewerkschaften fanden zu Sowjetzeiten Festversammlungen, Totenfeiern und die Moskauer Schauprozesse 1936, 1937 und 1938 statt. Bis zum Ende der UdSSR nahm «die Partei- und Staatsführung und die Bevölkerung» im Säulensaal Abschied von jenen «teuren Toten», die an der Kremlmauer auf dem Roten Platz beigesezt wurden.

Hitlerjugend-Prozess: Gegen die Mitglieder der «Hitlerjugend» in Moskau geführter Prozess. Bis Ende 1938 waren der Deutschen Vertretung des EKKI 842 verhaftete Deutsche gemeldet worden. Ihnen wurde vom NKWD vorgeworfen, verschiedenen «konterrevolutionären-faschistischen Gruppen» anzugehören. Eine dieser Gruppen sollte die «konterrevolutionäre faschistische Spionageorganisation Hitlerjugend» gewesen sein, die angeblich in Moskau

unter deutschen Jugendlichen – Kindern von Facharbeitern und politischen Emigranten – gebildet wurde. Unter dieser Anschuldigung wurden von Januar bis März 1938 mindestens 71 Deutsche und Österreicher sowie einige Russlanddeutsche verhaftet. Die meisten von ihnen arbeiteten in Moskauer Grossbetrieben.

Hungersnöte in Sowjetrußland: Die im Ergebnis der Kollektivierung der Landwirtschaft 1932 eingetretene Hungersnot in der Ukraine (*Holodomor*) kostete über 3,5 Millionen Menschen das Leben.

Istpart: Im August 1920 zur Erforschung der Oktoberrevolution und der Parteigeschichte (*istorija partii*) gegründete Kommission. Seit 1921 als Abteilung im ZK der KPR (B). 1928 wurde erfolgte die Vereinigung von Istpart und Lenininstitut. 1939 stellten die letzten regionalen Büros ihre Arbeit ein.

Iswestija: Regierungszeitung in der UdSSR.

Institut der Roten Professur: Russ. *Institut Krasnoj Professury*, am 11. Februar 1921 gegründete Bildungseinrichtung des ZK der KPR (B) zur Schulung von Ideologiefunktionären und Hochschullehrern. Dem ersten Lehrgang gehörten 300 Absolventen an. 1938 wurde das Institut in die Hochschule für Marxismus-Leninismus beim ZK der KpdSU (B) umgewandelt. 1946 ging daraus die Akademie für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der KpdSU (B) hervor.

Iwdellog: Lager, existierte vom 16. August 1937 bis zur Auflösung am 1. Januar 1960. Seit dem 12. Januar 1942 wurden in geräumten Lagpunkten dieses Lagers Trudarmisten und mobilisierte Deutsche untergebracht. Zum 1. Januar befanden sich im Lager fast 28*500 Häftlinge.

Karl-Liebkecht-Schule: Deutsche Schule in Moskau; die Schule existierte vom 15. März 1924 bis zum 24. Januar 1938. Ihren Namen erhielt sie 1932 nach dem Umzug aus der Gemeinschaftswohnung in der Bolschaja Spasskaja uliza in die Sadowo-Spasskaja uliza 6. Der erste Direktor der Schule, die 137 Kindern unterrichtete, war Emmanuel Schnur. 1935 zog die Schule in die Kropotkinskaja uliza 12. Zu diesem Zeitpunkt hatte sie 750 Schüler. In den Jahren des Terrors wurden viele Lehrer und Schüler sowie deren Eltern verhaftet, die Schule geschlossen.

Klub ausländischer Arbeiter in Moskau: Der Klub ging aus dem 1923 gegründeten Deutschen Kommunistenklub hervor. Die nächste Umbenennung erfolgte Anfang der dreissiger Jahre in Klub ausländischer Arbeiter «Ernst

Thälmann». 1937 hiess der Klub nur noch Ernst-Thälmann-Klub, die Ausländer waren in ihre Länder zurückgekehrt oder hatten die sowjetische Staatsbürgerschaft angenommen. Das vielfältige Programmangebot wurde 1937 von fast 2'000 Mitgliedern wahrgenommen.

Komintern: Abk. für 3. Kommunistische Internationale. Die Weltorganisation der kommunistischen Parteien bestand vom 4. März 1919 bis zur Selbstauflösung am 13. Mai 1943. An der Gründungskonferenz nahmen 52 Delegierte von 35 Organisationen aus 21 Ländern teil. Zum Zeitpunkt der Auflösung gehörten der Komintern 31 Sektionen an. Die Leitung der Weltorganisation lag in den Händen des Exekutivkomitees der Kommunistischen Internationale (EKKI), deren erster Vorsitzender Grigori Sinowjew und letzter Generalsekretär Georgi Dimitroff war. Die Komintern führte sieben Weltkongresse (1919 bis 1935) durch und verfügte über mehrere internationale Organisationen, darunter die Kommunistische Jugendinternationale (KJI), die Rote Gewerkschaftsinternationale (RGI), die Internationale Hilfsorganisation für Kämpfer der Revolution (MOPR), die Internationale Arbeiterhilfe (IAH) und die Bauerninternationale (Krestintern).

Kommunistische Marchlewski-Universität der nationalen Minderheiten des Westens (KUNMS): Kommunistische Universität der Minderheiten des Westens «Julian Marchlewski» – Russ. *Kommunistitscheski uniwersitet natsionalnyh menshinstiu sapada imeni Juliana Marchlewskotuo*. Die Gründung der Kommunistischen Universität geht auf den Beschluss des Rates der Volkskommissare der Russischen Sozialistischen Föderativen Sowjetrepublik (RSFSR) vom 28. November 1921 zurück. An der Universität sollten Parteiarbeiter und Staatsfunktionäre aus den Westgebieten der RSFSR ausgebildet werden. Die Universität war in Sektoren unterteilt. Bis zur Auflösung Anfang 1936 bestanden je ein weissrussischer, bulgarischer, ungarischer, griechischer, jüdischer, italienischer, lettischer, litauischer, moldauischer, deutscher, polnischer, rumänischer, skandinavischer, finnischer, estnischer und ein jugoslawischer Sektor. Ein Standort der Universität, an der auch ausländische Studenten immatrikuliert wurden, befand sich in Leningrad.

Komsomol: Abk. für *Kommunistitscheskijsojus molodjoshi*. Bezeichnung für den Kommunistischen Jugendverband von 1918 bis 1924. Nach Lenins Tod wurde dem Jugendverband sein Name verliehen. 1991 wurde der Komsomol

auf Beschluss des 22. Ausserordentlichen Parteitages aufgelöst, 1993 erfolgte die Neugründung als Jugendorganisation der KPRF (Kommunistische Partei der Russischen Föderation).

KPD: Abk. für Kommunistische Partei Deutschlands. Hervorgegangen aus dem Spartakusbund, gegründet auf dem Parteitag vom 30. Dezember 1918 bis 1. Januar 1919 in Berlin. Im Frühjahr 1919 schloss sich die KPD der Komintern an.

KpdSU (B): Abk. für Kommunistische Partei der Sowjetunion (Bolschewiki). Hervorgegangen aus dem 1895 von Lenin und anderen gegründeten Kampfband zur Befreiung der Arbeiterklasse. Von 1903 bis 1918 unter dem Namen Sozialdemokratische Arbeiterpartei Russlands (Bolschewiki) [SDAPR (B)], von 1918 bis 1925 Kommunistische Partei Russlands (Bolschewiki) [KPR (B)], von 1925 bis 1952 Kommunistische Partei der Sowjetunion (Bolschewiki) [KpdSU (B)]. Von 1952 bis zur Auflösung 1991 unter dem Namen KPdSU.

KRA: Abk. für die Anklageformel *kontrrewoljuzionnaja agitazija* (konterrevolutionäre Agitation). Das Strafmass war im Artikel 58 des Strafgesetzbuches der RSFSR Absatz 10 mit Todesstrafe bzw. Verurteilung zu mindestens drei Jahren Haft angegeben.

KRTD: Abk. für die Anklageformel *kontrrewoljuzionnaja terroristitscheskaja dejatelnost* (konterrevolutionäre terroristische Tätigkeit). Das Strafmass war im Artikel 58 des Strafgesetzbuches der RSFSR Absatz 8 mit Todesstrafe bzw. Verurteilung zu mindestens drei Jahren Haft angegeben.

KRTTD: Abk. für die Anklageformel *kontrrewoljuzionnaja terroristitscheskaja dejatelnost* (konterrevolutionäre trotzkistisch-terroristische Tätigkeit). Das Strafmass war im Artikel 58 des Strafgesetzbuches der RSFSR Absatz 8 mit Todesstrafe bzw. Verurteilung zu mindestens drei Jahren Haft angegeben.

KWtsch: Abk. für *Kulturno-wospitatelnaja tschast*. Der für kulturzerzieherische Arbeit zuständigen Abteilung in der Administration des Gulag oblag die Arbeit unter den Häftlingen. Der Leiter dieser Abteilung war neben dem Leiter der 3. Abteilung einer der Stellvertreter des Lagerkommandanten.

MO PR: Abk. für *Meshdunarodnaja organizazija pomoschtschi borzam rewoljuzii*, Internationale Hilfsorganisation für Kämpfer der Revolution, bestand von Dezember 1922 bis 1941. Die Initiative zur Gründung der Organisation ging von der «Gesellschaft der alten Bolschewiki» (1922-1935) und der «Ge-

sellschaft ehemaliger politischer Zwangsarbeiter und Verbannter in der Sowjetunion» (1921-1935) aus. Die Organisation bemühte sich um die materielle, moralische und juristische Unterstützung von Opfern politischer Verfolgung.

Mosfilm: Abk. für *Moskotoskaja kinostudija*, Moskauer Filmstudio.

Moskauer Tschernyschewski-Institut für Philosophie, Literatur und

Geschichte (MIFLI): Das Institut existierte von 1931 bis 1941. Im Dezember 1941 wurde es mit der Staatlichen Lomonossow-Universität vereinigt.

NKWD: Abk. für *Narodnyj Komissariat Wnutrennich Del*, Volkskommissariat für Innere Angelegenheiten. Hervorgegangen aus der 1917 gebildeten Ausserordentlichen Kommission (Tscheka) und deren Nachfolgerin OGPU. Die politische Polizei übernahm die Vorbereitung und Durchführung des von der Führung der KPdSU(B) beschlossenen Grossen Terrors. Dazu wurden ihr ausserordentliche, in der Verfassung nicht vorgesehene Rechte übertragen.

NÖP: Abk. für Neue ökonomische Politik. Von Lenin angeregte und auf dem 10. Parteitag der KPR (B) im März 1921 zum Programm erhobene neue Wirtschaftspolitik, die die Politik des Kriegskommunismus ablöste. Die Wirtschaftsreform beendete die kriegsbedingte Zwangsablieferungspflicht und gestattete den Bauern, ihre Produkte auf den Märkten zu verkaufen. Diese Politik wurde von den Parteimitgliedern als zeitweiliges Zugeständnis an die Privatwirtschaft und Abkehr vom Kurs auf den Aufbau des Sozialismus interpretiert, 1925 wurde diese Politik auf dem 17. Parteitag für beendet erklärt.

NSDAP: Abk. für Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei. 1919 in München unter dem Namen Deutsche Arbeiterpartei gegründet. 1920 Annahme des Programms und des Namens. Die Führer der NSDAP wurden vom Internationalen Gerichtshof in Nürnberg 1945/46 als Hauptkriegsverbrecher verurteilt und die NSDAP vom Alliierten Kontrollrat verboten.

OGPU: Abk. für *Objedinjonnoje gossudarstwennoje polititscheskoje upratilenije*, auch als GPU bekannt, seit 1922 sowjetischer Geheimdienst, ab 1934 NKWD.

OMS: Abk. für *Otdel meshdunarodnoj siijasi*, Abteilung für internationale Verbindungen. Seit 1936 lautete der offizielle Name Verbindungsdienst des Sekretariates des EKKI. Sogenannte Verbindungspunkte/Verbindungsstellen gab es u. a. in Paris, Prag, Brüssel, Stockholm, Zürich, Athen, Istanbul sowie

in verschiedenen Hafenstädten. Die Verbindungspunkte waren für die Bereitstellung von Papieren (Passwesen/Passtechnik), Geheimschriften sowie die Verschlüsselung von Dokumenten verantwortlich. Über sie erfolgte auch die Bereitstellung von Waffen und Geld sowie die Weitergabe von Informationen an das EKKI. In den Jahren des Grossen Terrors war der Verbindungsdienst als von Ausländern dominierte Organisation in besonderem Masse den «Säuberungen» des NKWD ausgesetzt. Ihr Leiter Alexander Lasarewitsch Abramow-Mirow wurde im Oktober 1936 seines Amtes entbunden und ein Jahr später erschossen. Der über ausgezeichnete Auslandsverbindungen verfügende Dienst leistete während der ersten Kriegsjahre noch wertvolle Aufklärungsarbeit, bevor er im Zuge der Selbstaflösung der Komintern 1943 aufhörte, als Organisation zu existieren.

Postdreiecke: Briefe wurden nicht im Umschlag verschickt, sondern zu Dreiecken gefaltet.

Prawda (Wahrheit): Zentralorgan der KPdSU(B).

PSch podosrenie w spionashe (Spionageverdacht): Das Strafmass für Spionageverdacht war im Artikel 58 des Strafgesetzbuches der RSFSR Abschnitt 6 mit Todesstrafe, Ausweisung aus der UdSSR bzw. Verurteilung zu mindestens drei Jahren Haft angegeben.

Punkt Zwei: Wohn-, Ausbildungs- und Arbeitsstätte der Mitarbeiter der OMS, bewachter, geschlossener Komplex in Podlipki bei Moskau.

Rote Fahne: Seit dem 31. Dezember 1918 Zentralorgan der KPD, hervorgegangen aus dem Zentralorgan des Spartakusbundes. Gegründet am 9. November 1918, seit dem 18. November 1918 eine Tageszeitung. Während der Weimarer Republik immer wieder verboten, endgültiges Verbot mit dem Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft. Von März 1933 bis 1939 und zeitweilig ab Anfang 1941 erschien die «Rote Fahne» illegal.

Rote Gewerkschaftsinternationale: Die RGI existierte von Juli 1921 bis zur Auflösung durch die Komintern im Dezember 1937.

RSFSR: Abk. für Russische Sozialistische Föderative Sowjetrepublik.

SA: Abk. für Sturmabteilung der NSDAP.

Säuberungen im Jahre 1933: Im Mai 1929 beschloss die 16. Parteikonferenz der KPdSU(B), eine *tschistka*, das heisst Säuberung, durchzuführen, die sich auch auf die staatlichen Einrichtungen erstreckte. Im Anschluss wurden vom Rat der Volkskommissare und dem Zentralen Exekutivkomitee (ZEK) der

UdSSR Gesetze verabschiedet, die der Willkür und Unterdrückung den Weg ebneten. Sie bereiteten den Boden für die 1934 einsetzenden Massenrepräsentationen vor, die 1937/38 ihren Höhepunkt erreichten und mehrere Millionen Opfer forderten (Schätzungen schwanken zwischen drei und 20 Millionen).

Schutzbundemigration: Nach der Niederlage im Österreichischen Bürgerkrieg im Februar 1934 in Wien flohen nahezu alle Schutzbündler (Mitglieder des Republikanischen Schutzbundes, einer Organisation der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei) ins Ausland. Diejenigen von ihnen, die eine Einreiseerlaubnis für die UdSSR anstrebten, begaben sich zunächst in die Tschechoslowakei. Politische und wirtschaftliche Momente führten dazu, dass sich die Zahl der von der Sozialdemokratischen Partei in der Tschechoslowakischen Republik betreuten Schutzbündler in den Jahren 1934 bis 1936 von 1'200 auf 45 reduzierte. Die durch die Februarkämpfe radikalisierten, über die Untätigkeit der Partei- und Schutzbundführung in den Februartagen verbitterten Schutzbündler gingen in die UdSSR. Der erste Schutzbundtransport (305 Personen) fuhr am 23. April 1934, der zweite (230 Personen) Anfang Juni Richtung Moskau ab. Weitere Transporte folgten, der letzte traf 1935 in der Sowjetunion ein. Bei Einstellungen in sowjetischen Betrieben waren die ausländischen Arbeiter den sowjetischen Werkträgern gleichgestellt.

Sewsheldorlag: Lager, existierte vom 10. Mai 1938 bis zur Vereinigung mit dem Sewpetschlag am 24. Juli 1950, 1942, 1945 und 1947 wurden in geräumten Lagpunkten dieses Lagers Trudarmisten und mobilisierte Deutsche untergebracht. Am 1. Juli 1942 waren es 4954, am 1. November 1942 waren es 5'411 Personen. Zum 1. Januar 1947 wurden 1130 mobilisierte Deutsche als Sonderansiedler registriert.

Sewurallag: Lager, existierte vom 5. Februar 1938 bis zur Auflösung am 1. Januar 1960. Seit dem 12. Januar 1942 wurden in geräumten Lagpunkten dieses Lagers Trudarmisten und mobilisierte Deutsche untergebracht. Zum 1. Januar befanden sich dort fast 34'000 Häftlinge.

SOE: Abk. für *sozialno-opasnyi element*, sozial gefährliches Element. Sammelbegriff für Obdach- und Arbeitslose. In den Jahren des Grossen Terrors ein Verhaftungsgrund.

Sokolniki: Am 15. Mai 1935 wurde die Station Sokolniki der Moskauer Metro eröffnet. Der nahegelegene Park war ein beliebtes Ausflugsziel der Moskauer.

- Sozialistischer Schülerbund:** Kommunistische Schülerorganisation. Nach dem Reichstagsbrand und der Umstellung auf die Illegalität schlossen sich die Mitglieder in der Regel dem Kommunistischen Jugendverband Deutschlands an.
- Subbotnik:** Russ. Sonnabend. Von Lenin in «Die grosse Initiative» gewürdigte Keimform kommunistischer Arbeit, da sie freiwillig und unentgeltlich geleistet wurde.
- SWE:** Abk. für *sozialno-wrednyi element*, sozial schädliches Element. Sammelbegriff für Kriminelle sowie für Obdach- und Arbeitslose. In den Jahren des Grossen Terrors ein Verhaftungsgrund.
- TASS:** Abk. für *Telegrafnoe agentstwo Sowetskowo Sojusa*, Sowjetische Nachrichtenagentur.
- Troika:** Russ. Dreier, Dreigespann. In den Jahren des Grossen Terrors wurde das zur Verurteilung eingesetzte, in der Verfassung nicht vorgesehene Organ so genannt. Dem Organ gehörten der örtliche Parteisekretär, der Leiter der Gebietsverwaltung des NKWD und der Staatsanwalt des Gebiets an.
- Tscheka:** Ausserordentliche Kommission zur Bekämpfung von Konterrevolution und Sabotage. Dem unmittelbar nach dem Oktoberumsturz 1917 ins Leben gerufenen Organ, das sich als Schild und Schwert der Kommunistischen Partei verstand, oblag zunächst die Niederschlagung der bewaffneten Konterrevolution und die Unterdrückung der Sabotage durch die Beamten und Funktionsträger des gestürzten Regimes. Der Apparat der Tscheka war der Vorläufer des sowjetischen Geheimdienstes OGPU, später NKWD.
- TschSIR:** Abk. für *Tschlen semji ismennika rodiny*, Familienmitglied eines Vaterlands Verräters.
- TschTS 60:** Abk. für den Traktor 60, hergestellt im Tscheljabinsker Traktorenwerk.
- Tufta:** Rotwelsch für Norm- und Rechnungsbetrug im Gulag.
- Uralski rabotschi (Der Arbeiter aus dem Ural):** In Jekaterinburg seit 1917 unter diesem Titel erschienene Tageszeitung der Swerdlowsker Parteiorganisation.
- USPD:** Abk. für Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands.
- Verhaftungen von Kindern verdienter Kommunisten:** Siehe Hitlerjugendprozess.
- Verlagsgenossenschaft ausländischer Arbeiter (VEGAAR):** 1931 aus dem Zentral-Völker-Verlag hervorgegangener Verlag, dessen Programm-

schwerpunkt politische und belletristische Literatur für die ausländischen Arbeiter und Emigranten war. Im Juni 1938 wurde der Verlag aufgelöst.

Weissmeer-Ostsee-Kanal (Belomorkanal): Der 227 Kilometer lange Kanal mit seinem Schleusensystem verband das Weisse Meer mit dem Onega-See. Der Kanal wurde von 1931 bis 1933 von über 126'000 Gulaghäftlingen erbaut.

WOCHR: Abk. für *Wojennisirowannaja Ochrana*, bewaffnete Wachformation.

ZEK der UdSSR: Zentralexekutivkomitee der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken – *Centralnyj Iсполnitelnyj Komitet* (1917-1938). Das ZEK wurde auf den Gesamtrossischen Sowjetkongressen gewählt und stellte die höchste Staatsmacht dar. Dem ZEK stand das Präsidium vor. Am 1. Juni 1938 wurde das ZEK im Zusammenhang mit der Reorganisation des Systems der staatlichen Leitung aufgelöst.

Zentraler Moskauer Kulturpark (Gorki-Park): Zentraler Moskauer Park für Kultur und Erholung.

Ziegenbeinchen: Russ. *Kosja-noshka*. Bezeichnung für selbstgedrehte Zigarette aus wildem Tabak, *Machorka* genannt.

ZK: Abk. für Zentralkomitee.

PERSONENREGISTER

- Abramow-Mirow, Alexander Lasarewitsch (1895-1937) – Von 1920 bis Oktober 1936 in der OMS, ab Juni 1926 als Leiter. Am 25. Oktober 1937 erschossen. **17 f., 83, 441**
- Achmatowa, Anna Andrejewna (1889-1966) – Russische Schriftstellerin. **68**
- Adenauer, Konrad (1876-1967) – Deutscher Bundeskanzler (CDU) von 1949 bis 1963. **27, 374, 430**
- Agejew – Hauptmann, Leiter des Projektierungsbüros in Soswa. **345**
- Ala – Walter Ruges Lebensgefährtin in Moskau. **112**
- Alex – Zur Arbeitsarmee einberufener Wolgadeutscher. **282**
- Alexej – Russischer Mitschüler von Wolfgang Ruge an der Berthold-Otto-Schule in Berlin. **274**
- Alfarowna, Jelena – Germanistikstudentin, Freundin von Wolfgang Ruge in Moskau. **52**
- Anastassenko – Hauptmann, Kommandant in Soswa. **404, 406 ff., 420**
- Andreas – Zur Arbeitsarmee einberufener Wolgadeutscher. **132 f., 145**
- Andrej Andrejewitsch – Technischer Leiter des Lagpunktes Tschornajaretschka. **192f.**
- Andrejew, Leonid Nikolajewitsch (1871-1919) – Russischer Schriftsteller. **68**
- Anna Arkadjewna – Telefonistin im Lagpunkt Bolschaja Kossolmanka. **287**
- Anna Iwanowna – Schwiegermutter von Wolfgang Ruge in Moskau. **105 f.**
- Antonina Michailowna – Ärztin im Lagpunkt Malaja Kossolmanka. **243, 245 f., 252, 256, 258**
- Aristoteles (384-322 v. Chr.) – Griechischer Philosoph. **367**
- Artur – Siehe Geinz, Artur Karlowitsch.
- Assja – Freundin von Wolfgang Ruge in Moskau. **52 f.**

- Aue – Zur Arbeitsarmee einberufener Wolgadeutscher. **162 f., 170**
- Auser – Zur Arbeitsarmee einberufener Wolgadeutscher. **396**
- Awerbach, Leopold Leonidowitsch (1903-1937) – Seit 1929 Redakteur der Zeitschriften *Na literaturnom postu* und *Westnik inostranoj literatury*. Seine Schwester, Ida Leonidowna Awerbach, war mit NKWD-Chef Jagoda verheiratet. **80**
- Babel, Isaak Emmanuilowitsch (1894-1940) – Russischer Schriftsteller. Am 15. Mai 1939 verhaftet, am 26. Januar wegen «Spionage» zum Tode verurteilt und am darauffolgenden Tag erschossen. **80**
- Balmont, Konstantin Dmitrijewitsch (1867-1942) – Russischer Lyriker. **68**
- Baumgärtel – Zur Arbeitsarmee einberufener Wolgadeutscher. **202**
- Baumgarten, Hans (1892-1979) – Deutscher Kommunist, seit 1920 KPD-Mitglied, 1924 Gründung der Steglitzer Ortsgruppe des Rotfrontkämpferbundes (RFB), seit 1926 für die OMS tätig. Lebensgefährtin von Charlotte Ruge, Stiefvater von Wolfgang Ruge. **11-18, 23ff., 41 f., 50, 60, 72f., 81 ff., 92, 181 ff., 425, 430-433, 437f., 441,454**
- Beaumarchais, Pierre Augustin (1732-1799) – Französischer Schriftsteller. **367**
- Bebel, August (1840-1913) – Deutscher sozialdemokratischer Politiker. **23**
- Becher, Johannes R. (1891-1958) – Deutscher Schriftsteller. **48**
- Beer, Max (1864-1943) – Österreichischer Publizist und Historiker. **29**
- Beimler, Hans jun. (geb. 1921) – Sohn des im Spanischen Bürgerkrieg getöteten kommunistischen deutschen Politikers Hans Beimler, verhaftet am 16. März 1938, am 7. Mai 1938 wurde das Verfahren eingestellt. Er floh nach Mexiko. **66**
- Benita – Zur Arbeitsarmee einberufene Wolgadeutsche. **128, 131, 151**
- Berija, Lawrenti Pawlowitsch (1899-1953) – Volkskommissar für Innere Angelegenheiten (NKWD) von 1938 bis 1953. **421 f.**
- Bestushew – Leutnant, Chef im Lagpunkt Bolschaja Kossolmanka. **217, 233f., 240, 242**
- Bidshejew, Aschat Bastjatowitsch – Arzt, Häftling in Soswa. **368-371, 420**
- Blücher, Wassili Konstantinowitsch (1889-1938). Marschall der Sowjetunion. Am 22. Oktober 1938 verhaftet, in der «Untersuchungshaft» am 9. November 1938 erschlagen. **80**

- Bock – Zur Arbeitsarmee einberufener Wolgadeutscher. **266**
- Börne, Ludwig (1786-1837) – Deutscher Journalist. **67**
- Böszi – Freundin von Walter Ruge. **36, 72**
- Bortnik – Professor an der Universität Swerdlowsk. **394**
- Botkin, Sergej Petrowitsch (1832-1889) – Russischer Mediziner und
Therapeut. **369**
- Brandt, Willy (1913-1992) – Deutscher Bundeskanzler (SPD) von 1969 bis
1974. **372**
- Brauer – Zur Arbeitsarmee einberufener Wolgadeutscher. **210**
- Brecht, Bertolt (1898-1956) – Deutscher Dramatiker. **48**
- Breitenbücher, Shora – Zur Arbeitsarmee einberufener Wolgadeutscher. **419**
- Breiting (eigentlich Braitin) – Zur Arbeitsarmee einberufener Wolgadeutscher.
283, 285 f.
- Breschnew, Leonid Iljitsch (1906-1982) – Generalsekretär der KPdSU von 1964
bis 1982. **408**
- Brinkwirt-Altaiski, Boris Borissowitsch – Zur Arbeitsarmee einberufener Wol-
gadeutscher. **124, 126, 151**
- Brinkwirt-Altaiski, Nadjeshda Wassiljewna – Ehefrau von Boris Borissowitsch.
124, 126, 151
- Buber-Neumann, Margarete (1901-1989) – Ehefrau von Heinz Neumann, am
19. Juni 1938 verhaftet, verurteilt zu fünf Jahren Gulag in Karaganda, am 5.
Februar 1940 nach Deutschland ausgewiesen. **85**
- Bubnow, Andrei Sergejewitsch (1884-1938) – Volkskommissar für Volksbil-
dung. Auf dem Januarplenum 1938 des ZK der KPdSU(B) von seinen Funk-
tionen im Staatsapparat entbunden, am 1. August 1938 erschossen. **80, 98**
- Bucharin, Nikolai Iwanowitsch (1888-1938) – Sowjetischer Parteifunktionär.
Von 1934 bis 1937 Chefredakteur der *Iswestija*. Auf dem Februar-März-Ple-
num 1937 aus dem ZK und der KPdSU(B) ausgeschlossen. Im Moskauer
Schauprozess 1938 zum Tode verurteilt und erschossen. **29, 83**
- Buchholz, Kapa – Kollegin von Wolfgang Ruge in Moskau. **49, 77**
- Budjonny, Semen Michailowitsch (1883-1973) – Seit 1934 Mitglied des ZK der
KPdSU(B), von 1934 bis 1937 Inspekteur für Kavallerie, 1937 bis 1941 Kom-
mandeur des Moskauer Militärbezirks. **26**
- Büchner, Georg (1813-1837) – Deutscher Schriftsteller. **67**
- Bujewitsch – Chef der WOCHR in Soswa. **178, 185f., 192**

- Bulgakow, Michail Afanasjewitsch (1891-1940) – Russischer Schriftsteller. **68**
- Byron, George Gordon (1788-1824) – Britischer Schriftsteller. **367**
- Cervantes, Miguel de (1547-1616) – Spanischer Schriftsteller. **367**
- Chalizki – Häftling in Soswa. **359f.**
- Chapun, Anja – Mitarbeiterin des Projektierungsbüros in Soswa. **346, 416**
- Chasanas – Häftling in Soswa. **354f., 401**
- Chopin, Frédéric (1810-1849) – Polnischer Pianist und Komponist. **131, 358**
- Chruschtschow, Nikita (1894-1971) – Erster Sekretär der Moskauer Stadtparteiorganisation der KPdSU(B) und der Organisation des Moskauer Gebiets von 1935 bis 1938, 1938 Kandidat des Politbüros, von 1939 bis 1964 Vollmitglied des Politbüros, von 1953 bis 1964 Parteichef der KPdSU, ausserdem von 1958 bis 1964 Regierungschef. Leitete mit seiner sogenannten Geheimrede auf dem 20. Parteitag die Entstalinisierung in der Sowjetunion ein. **55, 405, 435 f., 446**
- Dahlem, Franz (1892-1981) – Kandidat des EKKI 1935, Mitglied der Auslandsleitung der KPD. **33**
- Danton, Georges (1759-1794) – Französischer Revolutionsführer, nach der Französischen Revolution Justizminister. **92**
- Darlinger, Fedor Fedotowitsch – Zur Arbeitsarmee einberufener Wolgadeutscher. **203, 205, 284f., 306**
- Diegel, Emil – Cheffingenieur der Bauabteilung in Soswa. **347**
- Diegel, Hilde – Ehefrau von Emil Diegel. **348**
- Dima – Verbannter in Kasachstan. **153**
- Diwinski – Dozent an der Universität Swerdlowsk. **397**
- Doronina, Valentina – Mitarbeiterin im Projektierungsbüro in Soswa. **350**
- Dostal – Chef der Produktionsabteilung des Lagers Soswa. **306f., 311, 314-317, 320, 325 f., 328, 332, 338**
- Dostojewski, Fjodor Michailowitsch (1821-1881) – Russischer Schriftsteller. **231**
- Dressler, Alexander – Mitarbeiter des Projektierungsbüros in Soswa. **347**
- Drontschuk – Chef der Freigängerzone in Soswa. **314**
- Eberlein, Hugo (1887-1941) – Mitbegründer der KPD 1918 und 1919 Grün-

- dungsmitsglied der Komintern. 1936 Ankunft in der UdSSR, am 26. Juli 1937 verhaftet, am 5. Mai 1939 vom Militärkollegium des Obersten Gerichts zu 15 Jahren Lager verurteilt, nach Aufenthalt im Lager am 30. Juni 1941 zum Tode verurteilt und am 16. Oktober 1941 erschossen. **19**
- Ebert, Friedrich (1871-1925) – Deutscher Reichspräsident (SPD) von 1919 bis 1925. **27**
- Ehler – Zur Arbeitsarmee einberufener Wolgadeutscher. **264f.**
- Elfinger, Ludwig (1915-1980) – Münchener Kommunist, 1932 als Facharbeiter in die Sowjetunion gekommen. Zur Arbeitsarmee einberufen, 1956 in die DDR zurückgekehrt, Meister im Babelsberger Karl-Marx-Werk. **126, 136, 371 f.**
- Elfinger, Nina – Ehefrau von Ludwig Elfinger. **372**
- Elfinger, Sascha – Sohn von Nina und Ludwig Elfinger. **372**
- Emel, Alexander (eigentlich Moisei Lurje) (1897-1936) – Stellvertretender Abteilungsleiter für Agitation und Propaganda des ZK der KPD von 1929 bis 1931, wurde wegen «Abweichung» abgesetzt. Seit 1933 in der Sowjetunion, Dozent an der Moskauer Universität. Am 24. August 1936 im Moskauer Schauprozess zum Tode verurteilt und erschossen. **59, 71, 441**
- Engels, Friedrich (1820-1895) – Theoretiker und Führer der deutschen und internationalen Arbeiterbewegung. **23, 29f., 92, 204, 367, 394**
- Epp – Zur Arbeitsarmee einberufener Wolgadeutscher. **275 f., 279-282, 333f., 389**
- Epstein, Alexander Dawidowitsch – Bekannter von Wolfgang Ruge in Moskau. **95**
- Feuchtwanger, Lion (1884-1958) – Deutscher Schriftsteller. **367**
- Figner, Wera Nikolajewna (1852-1942) – Russische Revolutionärin. **231**
- Florin, Wilhelm (1894-1944) – Führungsmitsglied der KPD und von 1931 bis 1943 Mitsglied des EKKI. **33**
- Forsander, Vera Valentinowna – Von 1937 bis 1940 Ehefrau von Wolfgang Ruge in Moskau. Gemeinsame Tochter Charlotte. **96-102, 106, 225, 246**
- Frank – Zur Arbeitsarmee einberufener Wolgadeutscher. **200**
- Friedrich der Grosse (1712-1786) – König von Preussen. **28**
- Frumkin, Moise (1878-1938) – Stellvertretender Aussenhandelskommissar von 1922 bis 1929, stellvertretender Kommissar für Finanzen von 1932 bis 1935.

- Am 23. Oktober 1937 verhaftet, am 28. Juli 1938 wegen Mitgliedschaft in einer «Konterrevolutionären terroristischen Organisation» zum Tode verurteilt und am gleichen Tag erschossen. **43**
- Frumkina, Maria (1880-1943) – Rektorin der Kommunistischen Marchlewski-Universität der nationalen Minderheiten des Westens (KUNMS) von 1925 bis 1936, 1937 als «Volksfeindin» entlarvt, starb 1943 im Lager. **43 f., 81**
- Funk – Zur Arbeitsarmee einberufener Wolgadeutscher. **243f, 327, 330**
- Galusin – Stellvertretender Lagerkommandant in Soswa. **396, 403 f.**
- Gebhardt, Julius (gest. 1942) – Zur Arbeitsarmee einberufener Deutscher, Lebensgefährtin von Hilde Tal. **19, 125, 136, 172-176**
- Geck – Zur Arbeitsarmee einberufener Wolgadeutscher. **210**
- Geinz, Artur Karlowitsch – Zur Arbeitsarmee einberufener Wolgadeutscher. **127, 197**
- Glekler – Zur Arbeitsarmee einberufener Wolgadeutscher. **202, 272f., 279**
- Genkin – Schreibkraft im Projektierungsbüro in Soswa. **348**
- Genrietta Michailowna – Siehe Majewskaja.
- Gerda – Lebensgefährtin von Erwin Ruge. **35, 61, 73, 76f., 84 f.**
- Gisé – Lagerfriseur im Lagpunkt Bolschaja Kossolmanka. **203, 275, 281**
- Gladyschew – Ingenieur aus Leningrad. **322**
- Goebbels, Joseph (1897-1945) – Nationalsozialistischer Politiker, von 1933 bis 1945 Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda. **108**
- Goethe, Johann Wolfgang von (1749-1832) – Deutscher Schriftsteller. **67, 122, 128, 245, 311**
- Görzen, Viktor (Jewgeniewitsch) – Häftling in Soswa. **361**
- Götz – Wolgadeutscher, Chef des Lagpunktes Malaja Kossolmanka. **248f., 257f., 268f., 293f., 296ff., 304-307, 311, 328f., 341**
- Goldenau – Zur Arbeitsarmee einberufener Wolgadeutscher. **246**
- Gordé, Artur – Zur Arbeitsarmee einberufener Wolgadeutscher. **219**
- Goryschnikow, Lasar Alexandrowitsch – Chef (oder Stellvertreter) der Hauptverwaltung Automobil- und Traktorenbau. **50 f., 54 f., 79**
- Gribojedow, Alexander Sergejewitsch (1795-1829) – Russischer Dramatiker. **67**

- Gromow, Michail Michailowitsch (1899-1985) – Sowjetischer Testpilot. **96**
- Grotewohl, Otto (1894-1964) – Ministerpräsident der DDR von 1949 bis 1964, zuvor SPD-Mitglied, Befürworter der Vereinigung von KPD und SPD. **430**
- Guds, Grischa – Arbeitskollege von Wolfgang Ruge im Projektierungsbüro in Soswa. **329, 340, 350**
- Gunnar – Mitschüler von Wolfgang Ruge an der Berthold-Otto-Schule in Berlin. **27**
- Gurewitsch – Häftling in Soswa. **353**
- Hagen – Zur Arbeitsarmee einberufener Wolgadeutscher. **273 ff., 281**
- Hartmann – Sekretär von Dostal im Lager in Soswa. **314, 316f.**
- Hedwig – Leiterin einer kommunistischen Kindergruppe in Berlin. **25**
- Heine, Gustav – Zur Arbeitsarmee einberufener Wolgadeutscher. **324**
- Heine, Heinrich (1797-1856) – Deutscher Schriftsteller. **67**
- Heinrich – Zur Arbeitsarmee einberufener Russlanddeutscher. **295**
- Helmut – Arbeitskollege von Wolfgang Ruge in Worobino. **327**
- Hindenburg, Paul von Beneckendorff und von (1847-1934) – Deutscher Generalfeldmarschall, von 1925 bis 1934 Reichspräsident. **27**
- Hintze – Russlanddeutscher, mit Wolfgang Ruge in Moskau verhaftet. **123**
- Hitler, Adolf (1889-1945) – Vorsitzender der NSDAP seit 1921, ab 1933 Reichskanzler, ab 1934 auch Regierungschef und Staatsoberhaupt des nationalsozialistischen Deutschlands. **27, 32 ff., 64, 99, 175, 218, 443**
- Hoelz, Max (1889-1933) – Kommunistischer Arbeiterführer in Sachsen und im Vogtland während der Märzkämpfe 1920. Emigration und Tod unter ungeklärten Umständen in der UdSSR. **231**
- Hoernle, Edwin (1883-1952) – Funktionär der KPD, 1933 Emigration in die UdSSR, Mitarbeiter des EKKI. **29**
- Horaz (65-8 v. Chr.) – Römischer Dichter. **367**
- Hugo, Victor (1802-1885) – Französischer Schriftsteller. **367**
- Irina Andrej ewna – Ehefrau von Walter Ruge. **426f., 429, 431**
- Isaak – Zur Arbeitsarmee einberufener Wolgadeutscher. **264, 270f.**
- Isotow, Nikita Aleksejewitsch (1902-1951) – Sowjetischer «Bestarbeiter», berichtet am 11. Mai 1932 von Übererfüllung des Förderplans. **50**

- Jablonska, Jadwiga Michailowna – Nach zehn Jahren Haft in der Lagerverwaltung in Soswa tätig. **371**
- Jadwiga – Bekannte von Wolfgang Ruge in Moskau. **95**
- Jagoda, Genrich Grigorjewitsch (1891-1938) – Volkskommissar für Innere Angelegenheiten (NKWD) von 1934 bis 1936. Im Moskauer Schauprozess 1938 zum Tode verurteilt und erschossen. **79f.**
- Jankauskas – Häftling in Soswa. **354 f.**
- Japs – Häftling im Lagpunkt Bolschaja Kossolmanka. **202, 210**
- Jascha – Zur Arbeitsarmee einberufener Wolgadeutscher. **241**
- Jassenski – Russischer Schriftsteller. **80**
- Jechmanow, Wladimir Iwanowitsch – Mitarbeiter des Projektierungsbüros in Soswa. **349**
- Jelisaweta Franzewna – Leiterin des Medpunktes in Worobino. **330 f.**
- Jenukidse, Awel Safronowitsch (1877-1937) – Von 1922 bis 3. März 1935 Sekretär und Mitglied des Präsidiums des ZEK der UdSSR, am 7. Juni 1935 aus dem ZK der KP ausgeschlossen. Am 11. Februar 1937 verhaftet, am 29. Oktober 1937 verurteilt, am 30. Oktober 1937 erschossen. **79**
- Jeremejewa, Klawdija Matwejewna – Vermieterin in Soswa. **398 f.**
- Jeremejewa, Tatjana – Tochter von Klawdija Matwejewna. **399**
- Jessenin, Sergei Alexandrowitsch (1895-1925) – Russischer Schriftsteller. **68, 81**
- Jewdokimow, Grigori Jeremejewitsch (1884-1936) – Mitarbeiter des NKWD bis 1933, im Dezember 1934 verhaftet, 1936 im Moskauer Schauprozess zum Tode verurteilt. **56**
- Jewgenija – Schreibkraft im Projektierungsbüro in Soswa. **348**
- Johannes – Zur Arbeitsarmee einberufener Wolgadeutscher. **251, 280**
- Juri Alexejewitsch – Späterer Ehemann von Veronika Iwanowna. **380f.**
- Kabakow – Gebietsparteiensekretär in Soswa. **313**
- Kabanow – Taxichauffeur, Häftling in Soswa. **353**
- Kaganowitsch, Lasar Moissejewitsch (1893-1991) – Volkskommissar für Transportwesen von 1935 bis 1937, 1937 bis 1939 Volkskommissar für Schwerindustrie, von 1942 bis 1945 Mitglied des Staatlichen Verteidigungskomitees, bis 1953 Politbüromitglied, 1961 aus der Partei ausgeschlossen. **55**
- Kalinin, Michail Iwanowitsch (1875-1946) – Vorsitzender des ZEK der UdSSR ab 1922, 1938 bis 1946 Vorsitzender des Präsidiums des Obersten Sowj ets der UdSSR. **25, 204**

- Kamenew, Lew Borissowitsch (eigentlich Rosenfeld) (1883-1936) – Sowjetischer Politiker. Im Dezember 1934 verhaftet und im Januar 1935 zu fünf Jahren verurteilt. Am 27. Juli 1935 wurde das Urteil aufgehoben und Kamenew nunmehr zu zehn Jahren Haft in der «Kreml-Strafsache» verurteilt. Im Moskauer Schauprozess 1936 zum Tode verurteilt und hingerichtet. **56**
- Kan, Alexander Borisowitsch – Historiker, Sohn von Boris Sergejewitsch Kan. **95**
- Kan, Boris Sergejewitsch (geb. 1896) – Moskauer Bekannter von Wolfgang Ruge. Wissenschaftlicher Mitarbeiter im Kabinett Frankreich des Marx-Engels-Instituts. **95**
- Kant, Immanuel (1724-1804) – Deutscher Philosoph. **86, 283**
- Kapitolina – Freundin von Wolfgang Ruge in Moskau. **49**
- Kasbekow – Vermieter am Verbannungsort von Wolfgang Ruge. **136 f., 144**
- Kasbekow, Taimuras – Kolchosbuchhalter am Verbannungsort von Wolfgang Ruge. **137, 146**
- Kaulin – Zur Arbeitsarmee einberufener Russlanddeutscher. **251**
- Kessler – Zur Arbeitsarmee einberufener Wolgadeutscher. **131, 137, 162, 283**
- Kiko – Häftling in Soswa. **353**
- Kipling, Rudyard (1865-1936) – Britischer Schriftsteller. **367**
- Kirow, Sergej Mironowitsch (1886-1934) – Seit 1926 Erster Sekretär des Leningrader und des Nord-West-Büros der KPdSU(B), 1926 Kandidat, 1930 Mitglied des Politbüros, 1934 Sekretär des ZK der KPdSU(B), im Dezember 1934 bei Attentat erschossen. **54ff., 349**
- Kirsch – Zur Arbeitsarmee einberufener Wolgadeutscher. **210**
- Klimauskas Kasimir Matwejewitsch – Häftling in Soswa. **354-359**
- Klimowski – Zur Arbeitsarmee einberufener Russlanddeutscher. **240**
- Knopf, Alexej Jakowlewitsch – Zur Arbeitsarmee einberufener Russlanddeutscher. **230 ff., 246**
- Knorin, Wilhelm Georgijewitsch (1890-1938) – Mitglied des EKKI von 1928 bis 1935, von 1935 bis zu seinem Ausschluss aus der KPdSU(B) im Juni 1937 und der anschliessenden Verhaftung im September 1937 Stellvertretender Abteilungsleiter im ZK. Am 22. Juni 1938 erschossen. **80**
- Kogon, Isa – Ehefrau von Alexander Emel. **59**
- König – Zur Arbeitsarmee einberufener Russlanddeutscher. **209f.**

- König, Margarethe (geb. 1889) – Deutsche Verbannte, in Karaganda, Ossakarovskij-Gebiet, am 17. Januar 1942 erneut verhaftet. **126, 136, 138, 150, 157**
- Korolew, Sergej Pawlowitsch (1907-1966) – Sowjetischer Raketenkonstrukteur. Im Juni 1938 verhaftet und zu zehn Jahren Gulag verurteilt.
- Koslow – Ehemaliger Häftling, Zivilangestellter im Lagpunkt Korelino. **309**
- Kossarew, Alexander Wassiljewitsch (1903-1939) – Seit dem 20. März 1929 Erster Sekretär des Komsomol, im November 1938 von der Funktion entbunden, am 29. November 1938 verhaftet, am 23. Februar 1939 erschossen. **79**
- Kostow, Traitscho (1897-1949) – Bulgarischer, kommunistischer Politiker, stellvertretender Ministerpräsident von 1946 bis 1947. 1949 als «Nationalist», «Feind der Sowjetunion, englischer Spion und titoistischer Agent» im Schauprozess zum Tode verurteilt. **428**
- Kowrishin, Wassja – Mitarbeiter des Projektierungsbüros in Soswa. **346, 419**
- Kramer – Zur Arbeitsarmee einberufener Russlanddeutscher. **278 f., 297, 323**
- Kruglow – Mitarbeiter des Projektierungsbüros in Soswa. **346**
- Krupskaja, Nadeshda Konstantinowna (1869-1939) – Seit 1929 stellvertretender Volkskommissar für Volksbildung. **42 f.**
- Krylenko, Nikolai Wassiljewitsch (1885-1938) – Volkskommissar für Justiz. Am 1. Februar 1938 verhaftet, am 29. Juli 1938 zum Tode verurteilt und erschossen. **79**
- Kuftyrew – Direktor des Sägewerks in Swerdlowsk. **367**
- Kun, Bela (1886-1939) – Führungsmitglied der Komintern von 1924 bis 1936. Am 28. Juni 1937 vom NKWD verhaftet. Im Gefängnis am 30. November 1939 an den Folgen der «Verhöre» verstorben. **80**
- Lask, Berta (1878-1967) – Deutsche Theaterautorin und Journalistin. **26, 66**
- Lemke – Lehrer von Wolfgang Ruge an der Rütli-Schule in Neukölln. **28**
- Lenin [eigentlich Uljanow], Wladimir Iljitsch (1879-1924) – Marxistischer Theoretiker und Revolutionär, Begründer und Führer des bolschewistischen Flügels der Sozialdemokratischen Partei Russlands (später KPdSU), neben Leo Trotzki massgeblicher Organisator der Oktoberrevolution, Vorsitzender

des «Rates der Volkskommissare», der ersten Regierung der UdSSR. **10, 25, 29, 46, 57, 92, 124, 205, 249, 439, 451**

Leonhard, Wolfgang (geb. 1921) – Deutscher Publizist und Historiker.

Emigrierte 1935 in die Sowjetunion, besuchte u.a. die Kominternschule und arbeitete als Sprecher im Sender «Freies Deutschland», kehrte mit der «Gruppe Ulbricht» 1945 in die DDR zurück. Flucht in die BRD 1949. **126, 445 f., 448**

Lermontow, Michail Jurijewitsch (1814-1841) – Russischer Schriftsteller. **67, 100, 122**

Lessing, Gotthold Ephraim (1729-1781) – Deutscher Schriftsteller. **67**

Lewenfisch, Grogorij Jakowlewitsch (1889-1961) – Sowjetischer Schachgrossmeister. **50**

Lidtko – Sowjetischer Korpskommandeur. **336**

Liebknecht, Karl (1871-1919) – Deutscher sozialdemokratischer Politiker, Mitbegründer der KPD. Strebte nach der Novemberrevolution 1918 die Gründung einer sozialistischen Räterepublik Deutschland an, am 15. Januar 1919 von Freikorps-Soldaten ermordet. **23, 32 f., 42, 136**

Liebknecht, Wilhelm (1826-1900) – Deutscher sozialdemokratischer Politiker. **23**

Lifschitz, Solomon Grigoriewitsch – Dozent an der Universität Swerdlowsk. **392-395**

Lipiridi – Hauptmann, Leiter des Lagpunktes Koschai. **324f.**

Ljaguschkin – Zur Arbeitsarmee einberufener Russlanddeutscher. **256**

Ljuba – Lebensgefährtin von Lasar Alexandrowitsch Goryschnikow. **50, 55**

Ljustgarten, Shora (Georg) – Häftling, vor seiner Verhaftung Taxifahrer in Moskau. **329**

Lochmatow – Freigänger in Soswa. **335 ff.**

Loor – Zur Arbeitsarmee einberufener Russlanddeutscher. **295**

Lucretius (99-55 v. Chr.) – Römischer Dichter. **86**

Luppold, Iwan Kapitonowitsch (1896-1943) – Direktor des Instituts für Weltliteratur von 1935 bis 1938. Seit 1933 korrespondierendes, seit 1939 ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Am 26. Mai 1943 im Arbeitslager verstorben. **80**

Luta – Schulfreundin von Wolfgang Ruge in Berlin. **33, 35, 52, 61-64, 69**

Luxemburg, Rosa (1871-1919) – Mitbegründerin der KPD; Mitglied von deren

- Zentrale; zusammen mit Karl Liebknecht verantwortlich für die Redaktion der «Roten Fahne»; am 15. Januar 1919 von Freikorps-Soldaten ermordet. **58**
- Maddalena, Max (1917-1942) – Sohn des deutschen Kommunisten Max Maddalena, war 1932 nach Moskau gekommen. Am 12. März 1938 im Rahmen einer NKWD-Operation gegen eine Gruppe angeblicher «Mitglieder der Hitlerjugend», die einen «Anschlag» auf Stalin «planten», verhaftet. Am 15. Mai 1938 aus «operativen Erwägungen» freigelassen, im September 1941 erneut vom NKWD wegen «sowjetfeindlicher Agitation» festgenommen und am 10. Juli 1942 zu fünf Jahren Verbannung nach Sibirien verurteilt, dort am 14. Juli 1942 verstorben. **66**
- Majewskaja, Genrietta Michajlowna – Mitarbeiterin im Projektierungsbüro in Soswa. **341, 346**
- Mankowa, Lydia – Kindergärtnerin und Freundin von Wolfgang Ruge in Moskau. **68 ff., 72, 75, 77**
- Marakulina – Vermieterin in Soswa. **325, 366, 371**
- Marchlewski, Julian (1866-1925) – Erster Rektor der Kommunistischen Marchlewski-Universität der nationalen Minderheiten des Westens (KUNMS). **43f.**
- Maria Fjodorowna (1847-1928) – Kaiserin von Russland von 1881 bis 1894. **336**
- Marx, Karl (1818-1883) – Philosoph, Gesellschaftstheoretiker und Führer der deutschen und internationalen Arbeiterbewegung. **17, 23, 28ff, 57,92, 367, 372, 421**
- Masljakow – Chef der nach Soswa abkommandierten Norduralexpedition. **321 f.**
- Mazijewski – Stellvertreter von Semjon Jakowlewitsch Turbojewski. **344**
- Menshinski, Wjatscheslaw Rudolfowitsch (1874-1934) – Vorsitzender der OGPU von 1926 bis 1934. **369**
- Mereshkowski, Dmitri Sergejewitsch (1865-1941) – Russischer Schriftsteller. **367**
- Merkel – Zur Arbeitsarmee einberufener Russlanddeutscher. **319**
- Merker, Paul (1894-1969) – Mitglied des ZK der KPD von 1927 bis 1945. 1942 Emigration nach Mexiko, 1946 Mitglied des Politbüros der SED, von 1949 bis 1950 Landwirtschaftsminister der DDR. 1950 wegen Abweichungen in der Frage des Umgangs mit den jüdischen Opfern des Nationalsozialismus

- aus der SED ausgeschlossen, 19 52 zu acht Jahren Zuchthaus verurteilt. **400f.**
- Meyerhold, Wsewolod Emiljewitsch (1874-1940) – Russischer Schauspieler und Intendant. Am 20. Juni 1939 verhaftet, im Butyrka-Gefängnis inhaftiert, am 27. Oktober 1939 angeklagt, am 1. Februar 1940 zum Tode verurteilt und am 2. Februar 1940 erschossen. **41, 49, 68, 80f.**
- Mielke, Erich (1907-2000) – Minister für Staatssicherheit der DDR von 1957 bis 1989. **441**
- Miller – Zur Arbeitsarmee einberufener Russlanddeutscher. **200, 241 f.**
- Milton, John (1808-1874) – Britischer Schriftsteller. **367**
- Mirowa, Elena (1899-1938) – Mitarbeiterin der OMS, am 5. Januar 1938 verhaftet, am 7. Februar 1938 wegen «Spionage» verurteilt und am 8. Februar 1938 in Butowo-Kommunarka bei Moskau erschossen. **18**
- Mirowa, Lola – Siehe Mirowa, Elena.
- Molotow [eigentlich Skrijabin], Wjatscheslaw Michailowitsch (1890-1986) – Vorsitzender des Rates der Volkskommissare von 1930 bis 1941, von 1939 bis 1941 Volkskommissar des Rates für Arbeit und Verteidigung, in dieser Funktion handelte er den Deutsch-Sowjetischen Nichtangriffspakt aus. Mitglied des Politbüros des ZK der KPdSU(B). Von 1953 bis 1956 war er sowjetischer Außenminister. **108, 407**
- Mozart, Wolfgang Amadeus (1756-1791) – Österreichischer Komponist. **358**
- Muchlin, Pjotr – Vater von Taissja Petrowna, Wolfgang Ruges Ehefrau. **410**
- Mühsam, Erich (1878-1934) – Deutscher Anarchist, Lyriker und Publizist, im Konzentrationslager Oranienburg von den Nationalsozialisten ermordet. **262, 372**
- Mullenkraft – Ehemaliger Arbeitsarmist, Leiter des Lagpunktes Worobino. **328, 330f.**
- Muralow, Nikolai Iwanowitsch (1877-1937) – Seit 1925 Rektor der Timirjasew-Akademie für Landwirtschaft und Mitglied des Präsidiums der Staatlichen Plankommission. Im Dezember 1935 und Januar 1936 Loyalitätserklärung gegenüber der Führung der KPdSU(B), am 18. April 1936 verhaftet, am 30. Januar 1937 verurteilt und am 1. Februar 1937 erschossen. **79**

- Nadson, Semen Jakowlewitsch (1862-1887) – Russischer Schriftsteller. **367**
- Naumann – Amnestierter Häftling im Lagpunkt Worobino. **329**
- Nekrassow, Nikolai Alexejewitsch (1821-1878) – Russischer Schriftsteller. **139**
- Newski, Alexander (1220-1263) – Fürst von Nowgorod, Heerführer. **58**
- Nikolajew, Stjopa – Freund von Wolfgang Ruge in Moskau. **67, 86, 89, 91 ff.**
- Nisami (1141-1209) – Persischer Dichter. **370**
- Oster – Häftling im Sewsheldorlag. **312**
- Ostrowski, Alexandr Nikolajewitsch (1823-1886) – Russischer Dramatiker. **100**
- Otto, Berthold – Professor, Schulleiter in Berlin. **27, 274, 281**
- Paisker, Johannes – Zur Arbeitsarmee einberufener Russlanddeutscher. **251**
- Pannekau – Verbannter in Kasachstan. **148, 164, 188, 267**
- Pantelejew, Leonid (1908-1987) – Russischer Schriftsteller. **26**
- Pasternak, Boris Leonidowitsch (1890-1960) – Russischer Schriftsteller. **115**
- Paul – Siehe Ziemer, Erich.
- Peter – Zur Arbeitsarmee einberufener Russlanddeutscher. **277**
- Petrenko – Häftling, ehemaliger Werkleiter. **353**
- Petronius (14-66 n. Chr.) – Römischer Senator. **367**
- Pfeiffer – Zur Arbeitsarmee einberufener Russlanddeutscher. **202**
- Pieck, Wilhelm (1876-1960) – Deutscher Kommunist, 1935 bis 1945
Vorsitzender der KPD, Mitbegründer der SED, von 1949 bis 1960 Präsident
der DDR. **48, 438**
- Pietschmann – Zur Arbeitsarmee einberufener Russlanddeutscher. **299-302, 305**
- Pilnjak, Boris Andrejewitsch (1894-1938) – Russischer Schriftsteller. Am 21.
Oktober 1937 verhaftet, am 21. April 1938 als «japanischer Spion» verurteilt
und am selben Tage erschossen. **26, 80**
- Pjatakow, Georgi Leonidowitsch (1890-1937) – Seit 1929 als Vorsitzender der
Verwaltung der Staatsbank tätig. 1930 bis zu seiner Verhaftung am 12. Sep-
tember 1936 Mitglied des ZK, Stellvertretender Volkskommissar für Schwer-
industrie. Auf dem Dezemberplenium 1936 ausgeschlossen, am 30. Januar
1937 zum Tode verurteilt. **79**

- Platten, Fritz (1883-1942) – Schweizer Kommunist. Organisierte 1917 Lenins Reise durch Deutschland nach Schweden. 1919 Teilnehmer des Gründungskongresses der Komintern. 1923 Übersiedlung in die UdSSR, ab 1931 Dozent am Internationalen Agrarinstitut in Moskau, 1938 verhaftet und im Lager umgekommen. **80, 136**
- Pletnjow, Dmitrij Dmitrijewitsch (1872-1941) – Sowjetischer Arzt, im dritten Moskauer Schauprozess zu 25 Jahren Haft verurteilt. Am 11. September 1941 im Gefängnis von Orel erschossen. **369**
- Podolski, Isaak Israilowitsch – Bekannter von Wolfgang Ruge in Moskau. **95**
- Pogodin – Operativbevollmächtigter im Lagpunkt Bolschaja Kossolmanka. **234 ff.**
- Pogodin, Nikolai Fjodorowitsch (1900-1962) – Russischer Schriftsteller. **234 ff.**
- Pokrowski, Michail Nikolajewitsch (1868-1932) – Historiker, seit 1930 Mitglied der Akademie der Wissenschaften der UdSSR. **59**
- Poljenowa, Irina – Archivarin des Projektierungsbüros in Soswa. **349**
- Popowa, Jewdokija (Dussja) – Sekretärin an der Universität Swerdlowsk. **387, 391 f., 394f.**
- Pospelow, Boris Fjodorowitsch – Chef des Projektierungsbüros in Soswa. **344f.**
- Puschkin, Alexandr Sergejewitsch (1799-1837) – Russischer Schriftsteller. **67, 336**
- Radek, Karl Bernhardowitsch (1885-1939) – Kommunistischer Politiker und Journalist. 1936 unter der Anschuldigung, Mitglied des sogenannten Parallelen antisowjetischen trotzkistischen Zentrums zu sein, verhaftet und verurteilt. Im Gefängnis im Auftrag des NKWD von Mithäftlingen umgebracht. **79**
- Rajk, Laszlo (1909-1949) – Ungarischer kommunistischer Politiker. Im Schauprozess 1949 als «imperialistischer Agent» zum Tode verurteilt. **428**
- Reich, Sinaida Nikolajewna (1894-1939) – Ehefrau von W. M. Meyerhold. Nach der Verhaftung des Ehemannes am 15. Juni 1939 ermordet. **81**
- Remarque, Erich Maria (1898-1970) – Deutsch-amerikanischer Schriftsteller. **367**
- Reppich, Fedja – Mit Wolfgang Ruge nach Kasachstan verbannt. **137, 150, 159, 162ff., 291 f., 377**

- Reppich, Kira – In zweiter Ehe mit Fedja Reppich verheiratet. **155, 380**
- Ribbentrop, Joachim von (1893-1946) – Deutscher Diplomat, führte als Reichsaussenminister (1938 bis 1945) die Verhandlungen über den deutsch-sowjetischen Nichtangriffspakt. Im Nürnberger Hauptkriegsverbrecherprozess 1946 zum Tode verurteilt. **99**
- Robespierre, Maximilien (1758-1794) – Führendes Mitglied der Jakobiner in der Französischen Revolution. **92**
- Rubiner, Frida (1879-1952) – Mitbegründerin der KPD, 1920 bis 1927 in den Redaktionen der «Roten Fahne» und der «Inprekorr». 1932 bis 1935 in der Presseabteilung des EKKI, 1936 bis 1939 Leiterin der Presseabteilung der sowjetischen Literaturagentur, 1939 bis 1941 Redakteurin im Verlag für fremdsprachige Literatur in Moskau. **29**
- Ruge, Charlotte geb. Schwarz (1895-1986) – 1914 Heirat mit Erwin Ruge, 1929 geschieden. Seit 1927 arbeitete sie für die sowjetische Handelsvertretung und für die OMS. Mutter von Wolfgang Ruge. **11, 18, 23 f., 35, 41 f., 59f., 72f., 81 ff., 92, 97f., 400ff., 410, 425, 430-433, 435, 438f., 441**
- Ruge, Charlotte (geb. 1938) – Tochter von Wolfgang Ruge und Vera Valentinowna Forsander. **98, 102, 106, 225, 246**
- Ruge, Erwin (1887-1968) – Vater von Wolfgang Ruge. **22-27, 30, 34f., 42, 60, 73, 76f., 83ff., 97, 283**
- Ruge, Eugen, auch Shenja (geb. 1954) – Sohn von Wolfgang und Taissja Ruge. **372, 423 f., 431, 433, 437, 445-456**
- Ruge, Taissja geb. Petrowna (1926-1993) – Wolfgang Ruges dritte Ehefrau. **346, 359, 410-418, 421 ff., 427f., 436-439, 446, 449, 455**
- Ruge, Walter (geb. 1915) – Bruder von Wolfgang Ruge. **9-14, 17, 19, 22-27, 36, 38, 72, 82, 85, 104, 108, 112f., 119, 237, 424-429, 431, 443, 454**
- Rund, Alice – Bekannte von Wolfgang Ruge in Moskau. **237**
- Ruppel, Wladimir Genrichowitsch – Zur Arbeitsarmee einberufener Russlanddeutscher. **159, 197f., 266, 319, 323**
- Ryblow – Mitarbeiter des Projektierungsbüros in Soswa. **357**
- Saizew – Zur Arbeitsarmee einberufener Russlanddeutscher. **256**
- Saltykow-Stschedrin, Michail Jewgrafowitsch (1826-1889) – Russischer Schriftsteller und Satiriker. **144**
- Sarana, Tamara – Schülerin in Soswa. **420**

- Sawwenkow – Häftling. **352 f.**
- Schaljapin, Fjodor Iwanowitsch (1893-1938) – Russischer Opersänger. **351**
- Schänder – Zur Arbeitsarmee einberufener Russlanddeutscher. **289, 305**
- Schatron – Zur Arbeitsarmee einberufener Russlanddeutscher. **222, 227**
- Schiller, Friedrich von (1759-1805) – Deutscher Schriftsteller. **67, 139**
- Schirdewan, Karl (1907-1998) – Kommunistischer Politiker, ZK-Sekretär der SED für Kaderfragen von 1953 bis 1958 und Mitglied der Sicherheitskommission von 1954 bis 1957. **438 f.**
- Schleicher, Kurt von (1882-1934) – Deutscher General und Politiker, Reichskanzler von Dezember 1932 bis Januar 1933. **33**
- Scholochow, Michail Alexandrowitsch (1905-1984) – Russischer Schriftsteller. **26, 80**
- Schpigel – Kollege von Wolfgang Ruge in Moskau. **70, 72**
- Schreiner, Albert (1892-1979) – Kommunistischer Politiker und Historiker. **442**
- Schtrauchman, Robert Fjodorowitsch – Ingenieur, Arbeitsarmist im Norduralager. **223, 227, 232, 236, 241 f., 274, 345, 413 ff.**
- Schtrauchman, Viktor Fjodorowitsch – Bruder von R.F. Schtrauchman, ebenfalls Ingenieur, Nordurallager. **274, 345**
- Schulz – Zur Arbeitsarmee einberufener Russlanddeutscher. **252 f.**
- Sekershizki – Mitarbeiter im Projektierungsbüro in Soswa. **350f.**
- Sepp – In die Sowjetunion emigrierter Schutzbündler. **49, 86 f., 89, 91 ff., 95**
- Serebrjakow, Leonid Petrowitsch (1890-1937) – Seit 1923 führend in der linken Parteioption; im Moskauer Schauprozess 1937 verurteilt und hingerichtet. **79**
- Seydewitz, Horst (1915-1997) und Frido (geb. 1919) – Söhne des späteren Ministerpräsidenten Max Seydewitz (1892-1987), verbrachten mehrere Jahre im Arbeits- und Straflager an der Kolyma im Nordosten der Sowjetunion und kehrten erst am 5. März 1948 nach Dresden zurück. **66**
- Seyfert – Lebensmittelbeauftragte von Korelino. **308**
- Shaw, George Bernard (1856-1950) – Britischer Dramatiker. **367**
- Shenja – Wachsoldat in Soswa. **175**

Shenja – Direktor der Bakuer Grossbrauerei, Verbannter in Kasachstan. **153**

Shenja – Siehe Ruge, Eugen.

Sinowjew (eigentlich Apfelbaum), Grigori Jewsejewitsch (1883-1936) – Sowjetischer Politiker, von 1919 bis 1926 Vorsitzender des EKKI, im Juli 1926 aus dem PB des ZK der KPdSU(B), im November 1927 als «Fraktionist» aus der KPdSU(B) ausgeschlossen, im Juni 1928 Wiederaufnahme, im Dezember 1934 verhaftet und 1935 zu zehn Jahren Gefängnis verurteilt, im August 1936 im Moskauer Schauprozess gegen das «trotzkistisch-sinowjewistische Zentrum» zum Tode verurteilt. **54, 56, 71**

Siwizkaja, Polina Antonowna – Sowjetische Ingenieurin. **353**

Slansky, Rudolf (1901-1952) – Generalsekretär der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei. In einem Schauprozess als Leiter eines «staatsfeindlichen Verschwörungszentrums» im November 1952 zum Tode verurteilt und am 3. Dezember 1952 hingerichtet. **428**

Sobottka, Gustav – Sohn des Gewerkschaftsfunktionärs Gustav Sobottka. Sobottka jun. trat 1929 in den KJVD ein, arbeitete nach dem Reichstagsbrand illegal. Am 11. August 1933 festgenommen, sass er bis Ende 1933 in den KZs Oranienburg und Sonnenburg und emigrierte 1935 in die Sowjetunion. In der Nacht vom 4. zum 5. Februar 1938 wurde er vom NKWD als Mitglied einer angeblichen Hitlerjugend verhaftet. Er kam im September 1940 in einem Moskauer Gefängnis als Opfer der Stalin'schen Säuberungen ums Leben. **66**

Sokolnikow, Grigori Jakowlewitsch (1888-1939) – Erster Stellvertreter des Volkskommissars für Forstwirtschaft von 1935 bis zu seiner Verhaftung am 26. Juli 1936. Auf dem Oktoberplenium 1937 aus dem ZK ausgeschlossen, am 19. Dezember 1937 verhaftet und zu zehn Jahren verurteilt. Am 21. Mai 1939 im Werchneursker Politisolator (Gefängnis für politische Gefangene) von Mithäftlingen umgebracht. **79**

Sologub, Fjodor (1863-1927). Russischer Schriftsteller. **68**

Solschenizyn, Alexander Issajewitsch (1918-2008) – Russischer Schriftsteller, verbrachte acht Jahre im Gulag. 1970 wurde er mit dem Nobelpreis für Literatur ausgezeichnet. **220**

Sophokles (497^406 v. Chr.) – Griechischer Dichter. **367**

Spindler – Zur Arbeitsarmee einberufener Russlanddeutscher. **218**

- Spinoza, Benedict (Baruch) (1632-1677) – Niederländischer Philosoph. **86**
- Stalin (eigentlich Dshugaschwili), Jossip Wissarionowitsch (1878-1953) – Generalsekretär des ZK der KPdSU ab 1922. Seit Mai 1941 Vorsitzender des Rates der Volkskommissare, seit März 1946 des Ministerrates, von Juni 1941 bis September 1945 Vorsitzender des Staatlichen Verteidigungskomitees und Oberkommandierender. **20, 26, 48f., 51, 54, 68, 70f., 80f., 91, 99, 110, 128, 130, 147, 155, 159, 175, 313f., 395, 401, 411, 417, 421 f., 424, 432, 443, 446**
- Stanislawski, Konstantin Sergejewitsch (1863-1938) – Russischer Regisseur. **63**
- Stern, Viktor – Zur Arbeitsarmee einberufener Russlanddeutscher. **250**
- Suslow, Michail Andrejewitsch (1902-1982) – Seit 1941 Mitglied und seit 1947 Sekretär des ZK der KPdSU(B). **401**
- Sykwow – Mitarbeiter im Projektierungsbüro in Soswa. **350 ff.**
- Tal – Uhrmacher in der Arbeitsarmee. **203**
- Tal, Hilde (1898-1938) – Deutsche Kommunistin, Mitarbeiterin der OMS, im Dezember 1936 als «Volksfeindin» entlassen. Am 5. Oktober 1937 wurde sie vom NKWD festgenommen, der «Teilnahme an einer konterrevolutionären terroristischen Organisation» beschuldigt und vom Militärkollegium des Obersten Gerichts der UdSSR am 19. März 1938 zum Tode verurteilt. **17, 19f., 62, 125, 237, 441 ff.**
- Tal, Sina – Tochter von Hilde Tal. **17, 19**
- Tampion – Zur Arbeitsarmee einberufener Russlanddeutscher. **163, 174, 177**
- Taran – Unterleutnant, Leiter eines Lagpunktes der Arbeitsarmee. **273, 275, 277f., 280, 285 ff.**
- Tews, Petja – Arbeitskollege von Wolfgang Ruge in Schaitanka. **325 f., 330, 366**
- Thälmann, Ernst (1886-1944) – Seit 1925 Vorsitzender der KPD, 1933 von der Gestapo verhaftet, im K Z umgebracht. **33**
- Tolstoi, Alexej Nikolajewitsch (1882-1945) – Russischer Schriftsteller. **26, 59**
- Tretjakow, Sergej Michajlowitsch (1892-1937) – Russischer Schriftsteller, am 26. Juli 1937 verhaftet, am 10. September 1937 als «japanischer Spion» zum Tode verurteilt und erschossen. **80**
- Trotno – Wolfgang Ruges Brigadier in Bolschaja Kossolmanka. **199, 223, 233**

- Trotzki, Lew Dawydowitsch (eigentlich Bronstein) (1879-1940) – Kommunistischer Politiker und Theoretiker. Neben W. I. Lenin massgeblicher Organisator der Oktoberrevolution 1917. Seit 1923 Opposition gegen Stalin, 1927 aus der Partei ausgeschlossen und seines Staatsamtes enthoben, 1927 nach Alma-Ata verbannt, 1929 des Landes verwiesen. Auf Stalins Befehl in Mexiko ermordet. **26, 29**
- Tschechow, Anton Pawlowitsch (1860-1904) – Russischer Schriftsteller und Dramatiker. **209**
- Tuchatschewski, Michail Nikolajewitsch (1893-1937) – Erster Stellvertreter des Volkskommissars für Verteidigung der UdSSR von 1936 bis 11. Mai 1937. Am 22. Mai 1937 verhaftet, auf dem Juniplenum 1937 aus dem ZK und der KPdSU(B) ausgeschlossen. Am 11. Juni 1937 verurteilt und am 12. Juni 1937 erschossen. **80, 336**
- Turbojewski, Semjon Jakowlewitsch – Leiter der Bauabteilung in Soswa. **344f.**
- Uchow, Semjon Iwanowitsch – Mitarbeiter im Projektierungsbüro in Soswa. **348**
- Ulbricht, Walter (1893-1973) – Mitglied des Politbüros des ZK der KPD von 1929 bis 1946, 1928-1943 Kandidat des EKKI, kehrte 1945 nach Deutschland zurück. Nach Gründung der DDR 1949 Mitglied des Politbüros und stellvertretender Vorsitzender des Ministerrats, von 1960 bis 1973 Staatsratsvorsitzender der DDR. **48, 438f., 445**
- Usaitis, Ljonja – Arbeitskollege von Wolfgang Ruge in Schaitanka. **325 f., 328 f., 330, 335, 366, 442**
- Utjossow, Leonid (1895-1982) – Russischer Sänger. **69**
- Utotschkin, (Aljoscha) Aleksej Konstantinowitsch – Mitarbeiter im Projektierungsbüro in Soswa. **350**
- Valja – Schreibkraft im Projektierungsbüro in Soswa. **348**
- Vera (1889-1993) – Mutter von Taissja Ruge. **100E, 103-108, 113ff«, 121 f., 124H., 128f., 136 ff., 145, 150, 155-158, 163f., 168, 204, 212, 225, 246, 272, 292, 330, 366, 378-383, 384f., 388**
- Veronika Iwanowna Iwanowa – Von 1940 bis 1946 Ehefrau von Wolfgang Ruge. **100f., 104-108, 113ff., 120-125, 128f., 136ff., 145, 150, 155-158, 163f., 168, 212, 225, 246, 272, 291 f., 330, 366, 378-382, 384f., 388**
- Vivaldi, Antonio (1678-1741) – Italienischer Komponist. **358**

PERSONENREGISTER

- Voigt – Zur Arbeitsarmee einberufener Russlanddeutscher. **242**
- Wachtangow, Jewgenij Bagrationowitsch (1883-1922) – Russischer Theaterregisseur. **68**
- Wagner, Dr. – Arzt auf der Bolschaja Kossolmanka. **197ff., 229, 232f., 236, 242**
- Wanda – Bekannte von Wolfgang Ruge in Moskau. **95**
- Wangenheim, Gustav (1895-1975) – Deutscher Filmautor, Regisseur und Schauspieler, von 1933 bis 1945 Exil in der UdSSR. **48**
- Washezew – Leiter der Bauabteilung in Soswa. **357, 413**
- Wassin, Leonid Sacharowitsch – Oberst, Kommandant des Sewurallag von Mai 1942 bis April 1951. **180, 249, 322f., 328, 354, 433**
- Weerth, Georg (1822-1856) – Deutscher Schriftsteller. **67**
- Wilhelm II. (1859-1941) – König von Preussen, Deutscher Kaiser 1888-1918. **27**
- Winogradow – Vor seiner Verhaftung Botschafter der UdSSR in Paris. **336**
- Wirtz – Zur Arbeitsarmee einberufener Russlanddeutscher. **159, 201**
- Wolf, Friedrich (1888-1953) – Deutscher Schriftsteller. **48, 419**
- Wolf, Konrad (1925-1982) – Deutscher Regisseur bei der DEFA. **48**
- Wolf, Markus (1923-2006) – Leiter des Auslandsnachrichtendienstes beim Ministerium für Staatssicherheit der DDR von 1952 bis 1986. **48**
- Wolobujew – Häftling, Ingenieur. **353**
- Wolokitkin – Lagerpilot. **342**
- Woroschilow, Kliment Jefremowitsch (1881-1969) – Volkskommissar für Heereswesen und Marine und Volkskommissar für Verteidigung der UdSSR von 1925 bis 1940. **26,421**
- Zierner, Erich – KPD-Mitglied, kam 1937 als Politkommissar eines Panzerregimentes in Spanien ums Leben. **41**
- Zilli – Bekannte von Wolfgang Ruge in Moskau. **75, 77, 96**
- Zwetajewa, Marina Iwanowna (1892-1941) – Russische Schriftstellerin; emigrierte 1922 nach Paris; 1938 Rückkehr in die UdSSR; beging 1941 in Kasan Selbstmord. **68**

Wolfgang Ruge erzählt aus seinem Leben – jetzt kostenlos im Internet unter www.zeitzeugen-tv.com/Wolfgang-Ruge

Wolfgang Ruge, Vater des Buchpreisträgers 2011 Eugen Ruge, verbrachte viele Jahre als Kind kommunistischer Eltern im sowjetischen Exil. Zeitzeugen-TV befragte ihn 2001 ausführlich über diese Zeit im „Gelobten Land“ Stalins. Ruge erzählt von seiner Jugend in Moskau, über die Schauprozesse, das Schicksal der Familie nach 1941 und die Zeit im Gulag 239, den er erst 1956 verlassen konnte. Außerdem berichtet er von seinem Leben als Historiker in der DDR.

Zeitzeugen TV. Das Biografienportal

Das erste audiovisuelle Who is Who zeigt Lebensgeschichten, Porträts, biografische Interviews und Gespräche von vielen Hundert Künstlern, Autoren, Politikern, Unternehmern, Wissenschaftlern und Zeitzeugen der Geschichte. Sie geben Auskunft über ihr Leben, ihre Arbeit und vermitteln Erfahrungen aus fast 100 Jahren deutscher und europäischer Geschichte. Eine Suchmaschine verknüpft die Personen und ihre Erinnerungen, so dass der Nutzer nach Sachthemen, Orten und Namen suchen kann.

www.zeitzeugen-tv.com



The screenshot shows the website interface for 'Wolfgang Ruge, Teil 1'. At the top, there is a navigation bar with 'BIOGRAFIEN UND ZEITGESCHICHTE' and 'THEME MIT'. Below the navigation bar, there are tabs for 'zur Person', 'zum Film', and 'Transkript'. The main content area is divided into three columns. The left column contains metadata: 'Titel: Wolfgang Ruge, Teil 1', 'Sekundärpersonen: (über die im Dossier gesprochen wird) Hitler, Adolf; Kurosawa, Nadeshda K.; Ruge, Eugen; Stalin, Josef', 'Produktionsjahr: (2001) 2005', 'Länge: 00:44:46', and 'Inhalt: Kindheit in einem kommunistischen Elternhaus, Emigration in die SU, Begegnung mit Nadeshda Krupskaja, der Witwe Lenins, über die Arbeit als Zeichner, Kartograph und Übersetzer in Moskau, zu den Schauprozessen von Stalin-Gegnern, der Hitler-Stalin-Pakt, Entwicklung in der Sowjetunion, zur Lage von Sowjetbürgern deutscher Nationalität, 1941 Evakuierung nach Kasachstan, Zwangsarbeit als Landarbeiter bei ehemaligen Kolonien und als Hostaller in...'. The middle column features a video player with a 'Dochladen' button. The right column contains a 'Links' section with 'DVD', 'Musik', and 'Film', a 'Beiträge mit Wolfgang Ruge' section listing 'Wolfgang Ruge, Teil 1' and 'Teil 2', a 'Primärpersonen' section listing 'Ihre im Dossier in Wort und Bild verknüpft' and 'Eugen, Wolfgang', and a 'Film, Wolfgang' section. A large, stylized callout box with a dashed border is overlaid on the bottom right of the screenshot, containing the text: 'Ihr kostenloser Video-Gutschein im Internet unter: www.zeitzeugen-tv.com/Wolfgang-Ruge'.